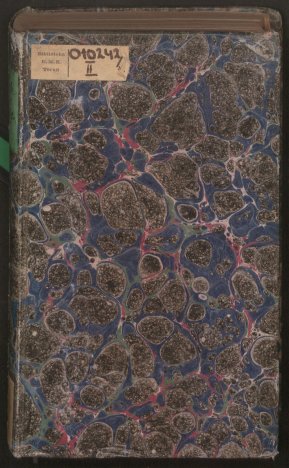


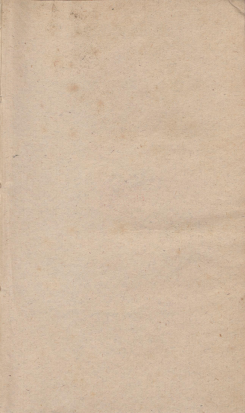
Bibliotheca
U. M. K.
Würzburg

010142
II



D612





Neue Monatschrift
für
Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

— LL 9

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Ein und Vierzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Groll.
1833.



3554



010242



Inhalt

des ein und vierzigsten Bandes.

	Seite
Auszüge aus Demontey's Geschichte der Negerskizze und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünftzehnen. (Fortsetzung.)	1
Von der Pest, welche während der Jahre 1720 und 1721 zu Marseille und in der Provence wüthete.	
Zugabe zu den staatswirthschaftlichen Aphorismen. (Fortsetzung.)	49
Vierte Zugabe. Von dem Zusammenhange der staats- wirthschaftlichen Lehren.	
Ueber Tugend, als Lebenskraft eines Staates. . .	62
Was heißt Antheil an der Politik haben? . . .	87
Auszüge aus Demontey's Geschichte der Negerskizze und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünftzehnen. (Fortsetzung.)	121
Kinde und Unterhandlungen des Hohen Dubait, um Luzinad zu werden, und ihre Premien.	
Zugabe zu den staatswirthschaftlichen Aphorismen. (Fortsetzung.)	171
Fünfte Zugabe. Weitere Entwicklung des Zusammen- hanges der staatswirthschaftlichen Lehre.	
Zur Geschichte der Parteien in England. . . .	182
Die Whigs und die Tories seit 1800. — Entstehung der Vollpartei.	
Sollen ununterbrechende Steuern für den gesamten Ewerbsverkehr nicht den Vorzug haben vor je- dem andern Zinsgenuße von produktivem Darlehen?	206
In welchem Zusammenhange ist der Gedanke einer Besetzung der Hauptstadt Frankreichs entsan- den?	216

	Seite
Aufzüge aus Remonty's Geschichte der Negenthschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Jungsten. (Fortsetzung)	233
<p>Quersier, Erklärung und Erklärung des Abzigs. — Nach- der des Hofes nach Versailles. — Verbannung Bülcrst. — Tod und Hierauf der Herrschaft von Orleans erster Minister. — Tod und Quersier bei dem und bei andern.</p>	
Zugaben zu den staatswirthschaftlichen Aphorismen. (Fortsetzung)	276
<p>Schluss der zweiten Fortsetzung des Zusammenhanges der staatswirthschaftlichen Lehren.</p>	
Uebersicht der Vorgehenheiten und Unterhandlungen in deren Folge Folgen von Holland gesendet werden.	290
<p>(Aus Edinburgh Review No. CXII.) Wie eine Nachschrift des Herausgebers zur Veröffentlichung des Abzigs des Abzigs der Niederlande.</p>	
Ueber ein merkwürdiges Geschehniss.	328
Ueber Liberalismus und Socialismus in den streng so genannten konstitutionellen Monarchien. . . .	336
Aufzüge aus Remonty's Geschichte der Negenthschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Jung- sten. (Fortsetzung)	355
<p>Bras von Brag, Vize-Darwin, der Graf von La Mord, der Herzog von Orleans. — Hans Jettigens mit Spanien. — Albrecht, Polignac. — Abrechnung Ludwig's des Königs und dessen Königin auf den Thron.</p>	
Zugaben zu den staatswirthschaftlichen Aphorismen. (Fortsetzung)	385
<p>Ueber das Verhältniss der Staatswirthschaftlichen zur Po- litik.</p>	
Uebersicht der Vorgehenheiten und Unterhandlungen in deren Folge Folgen von Holland gesendet werden. (Fortsetzung)	401
<p>(Aus Edinburgh Review No. CXII.) Wie eine Nachschrift des Herausgebers zur Veröffentli- chung des Abzigs des Abzigs der Niederlande.</p>	
Was ist von der zunehmenden Bevölkerung des Rei- ches zu halten?	456

K u s j ü g e

and

Lemontey's Geschichte der Regentschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Zunfzehnten.

(F o r t s e t z u n g)

Von der Pest, welche während der Jahre 1720 und 1721 zu Mar-
seille und in der Provence wüthete.

In demselben Augenblick, wo das Gebände des (Lam-
schen) Systems wankte, beschleunigte eine nicht minder aus-
serordentliche Plage seinen Zusammensturz. Marseille hatte
die Pestschicken hemdigt, welche die Ducheise der, mit
dem Fürsten von Modena vermählten Prinzessin von Sa-
lois verheerlicht hatten. Der Chevalier von Delcand, ent-
sprossen aus den Knechtbänden des Regenten, und Groß-
Feld von Malta, kam von Genua zurück, wohin er seine
Schwieger begleitete hatte. Neben seinen, mit Blumenbede-
ckten geschmückten und mit Muskatanten besetzten Galeeren,

schwammen zwei Fahrzeuge, welche aus den Hafen Spitiens die furchtbarste Pestmacht herbeiführten; zum wenigsten verbreitete sich der Glaube, daß die Pest auf einem dieser Fahrzeuge, das von dem Kapitän Chataub befehligt wurde, geherrscht habe. Dies Fahrzeug war den 31. Jan. 1720 von Seyde mit guten Zeugnissen abgegangen und den 23. Mai bei Chateau d'Yf angelangt, nachdem es Lepellé, Zepira und Sidonie berührt, und in den vier Wochen seiner Uebersahrt sechs Mann verloren hatte. Die Predilektion seiner Waaren verursachte in den Krankenhäusern den Tod einiger Zellbeamten, an welchen die Aerzte kein Pestpocken wahrzunehmen vermochten. Indeß verordneten die Gesundheits-Intendanten für das Fahrzeug und die Ladung eine strenge Quarantäne *), d. h. sie bewillig-

*) Diese Fahrzeuge wurden bald darauf nach der nämlichen Insel zu Jerez gebracht und befiel auf Befehl des Hofes verbrannt. Die Nachricht dieses Schicksals betreffend, wird in den Archiven der Stadt Sagheri nachfolgende Anekdoten aufbewahrt. Man erzählt, daß, um diese Zeit, Herr von St. Amis, Wyz-König von Serdarien, einen schönen Traum hatte, in welchem er ihn verlor, als ob die Pest in sein Hausmoment eingebrungen wäre und große Verwundungen anrichtete. Gerade als er von diesem Traume erwachte, wurde ihm angezeigt, daß ein Handelskloß in den Hafen angekommen verlange. Er gab dem schließliche Antwort. Man widerstehle die Bitte mit dem Besatze, daß das Schiff zum wenigsten in das Lazareth aufgenommen werden möchte; allein der Wyz-König, noch beseelt von der nächtlichen Angst, widerstehle sich beständig und brotte auf das Schiff klopfen zu lassen, wenn es sich nicht augenblicklich entfernte. Die ganze Stadt Sagheri hielt dies für Eigensinn und Nartheit. Dasselbe geschah war das Erkennen, als man erfuhr, daß das pestheymische Schiff des Fahrzeug des Kapitän Chataub gewesen sei, das die Pest nach Marseille gebracht habe. Die Entsamkeit dieser Thatsache und die Aßnung des Wyz-Königs scheinen so

ten den Passagieren den Eintritt in die Stadt erst nach 20 Tagen, und zwar unter der Bedingung, daß sie stark Parisfärb gebraucht haben würden. Vermöge einer klüßlichen Sonderbarkeit ist das Schicksal der Passagiere gänzlich unbekannt geblieben, so daß ihnen die Aufsehung der Provinz weniger mit Verantwortlichkeit zugesprochen wird, als weil die Menschen so gern alles erlitten möchten^{*)}. Dies Alles geschah im Monat Januar, und in dem selben Geheißniß, daß über Lagneth-Ärztinnen waltet.

Der Monat Julius entwirkelte andere Zufälle. Die Schöppen werden davon unterrichtet, daß in einem stark besetzten Stadtviertel Symptome verdächtiger Krankheiten zum Vorschein gekommen sind. Sie lassen sogleich die Bedienten, die Kranken und die, welche sich heilen gelüßert haben, in die Krankenhäuser bringen, und den Eingang der von ihnen bewohnt gewordenen Häuser vermauern. Unter dem Vorwand, mit welchen sie zu Rathe gehen, lagern die Lagneth-Ärzte hartnäckig jede Spur von Ansteckung, und die Menge der Stadt sehen in der gemeinen Krankheit nur Murren, welche durch Elend und schlechte Nahrung verursacht sind^{**}). Die Schöppen lassen sich dadurch nicht

verhindern, daß man sie in den Vertheil-Nachrichten der Stadt vertheile, wo sie noch sehr zu sehen sind.

^{*)} Dreyler. Arzt von Montpellier, behauptete gegen die Ärzte von Marseille, daß die Pest seit Jahr und Tag in ihrer Provinz wüthe, und nannte ihnen alle die Personen, welche daran gelitten hätten. Ruffet, in seiner Geschichte von Frankreich, erzählt, daß Eprouin im Jahre 1719 von einer Pest bezeugt worden sey als Ursach, der von allen, welche über die Ansteckung der Provinz geschrieben haben, am wenigsten gelassen ist.

^{**}) Es ging ein unglückiger Quarantän von Bourges und Vincennes von Marseille nach Rouen, dessen Jährmarkt mit dem 23ten

abhalten, verdächtige Personen und Häuser abschließen. Alle diese Maßnahmen werden Nichts getroffen, und den Subalternen weder Trichtende noch Befehl erpart. Inzwischen proklamiren Ärzte, welche nicht der Meinung ihrer Kollegen sind, die Pest, und gestören auf diese Weise das Schicksal, womit die Königin das schreckliche Problem bedeckt haben. Ein Municipal-Dramat, gerührt von so viel Unverstand, macht ihnen den Vorwurf, daß sie sich aus einer eingebildeten Krankheit ein neues Mississippi machen wollen: ein hartes Wort, welches den Pöbel wider die Ärzte und diese wider die Obrigkeit in Harnisch brachte. Die Spaltung, die es verursachte, mußte den Bürgern gefällig werden, und sie hat selbst die Töne der Verichte verändert, welche uns diese Katastrophe überliefert haben.

Zum achtzehnten Mal seit Julius Cäsar, war die Pest in Marseille's Mauern eingedrungen, und sichzig, seit ihrer letzten Invasion verfluchte Jahr, hatten die Erinnerung daran nicht ausgelöscht. Pest ist ein unbekannter, furchtlicher Ausbruch, welcher die Einbildung der Menschen über den Haufen wirft. Die Präster aller Jahrhunderte und aller Gottesverehrungen, die Dichter und die Redner haben einen Ernst darin gefunden, das Schreckniß besch-

Bei seinem Ausbruch nimmt. Viele Marseille'yer gingen nach Lyon zurück, wo man, erst vom 3. Aug. an, Vorkehrungen traf. Die Pest kam in diesem hohen Stadien nicht ganz ausbreiten. Während des Zehrungs des Kapitan's Obstand bei Marsee vor der Pest lag, hatten sie, wegen der Natur der unter den Marseen herrschenden Krankheit am Rath befragten Ärzte. Der Meinung dahin abgegeben, daß sie ein blutiges Fieber sei, und dies ganz einseitig.

den zu vernachlässigen; selbst die Geschichtschreiber haben sich die wunderliche Ehet nicht versagen mögen, „eine schöne Pest zu beschreiben.“ Wenn Sumpfsucht die Oeintalen mit diesen Plagen, welche, genau genommen, nur Krankheiten der Barbaren sind, vertraut machte, so verbreitet ihre Erscheinung unter polignen Völkern einen unsinnigen Schrecken, welcher tödtlicher ist, als das Gift selbst. „Das allgemeine Wohl erheischt,“ sagte damals der Kaiser von Aguesseau, „daß man das Volk berede, die Pest sei nicht ansteckend, und daß die Obrigkeit sich auf eine Weise beziehe, als ob sie vom Gegentheil überzeugt sei.“ Chirac, Inbargt des Regenten, richtete an die Schöppen eine Denkschrift, die in demselben Geiste verfaßt war, und welche andere Berge nur getadelt haben, weil sie von der fürchterlichen Frage, auf deren Lösung es ankam, nicht mehr als Eine Seite aufzählten. Wardje einer ähnlichen Politik eher in unseren Tagen der Bey Desgenettes vor den Augen des französischen Heeres in Aegypten, als impte er sich die Pest ein, während der Obergeneral durch Verdringung der Pestkranken zu Jussa auf sein außerordentliches Schicksal anspielte. Die Schöppen hatten inröthchen Aguesseau's reiche Maxime errathen, und vielleicht hätten sie den hinterlistigen Feind, dann sie schweigend folgten, im Schatten ersicht. Ich werde jetzt erzählen, welchen Abgrund von Uebeln eine Verfassbarang auslöste, welche unglücklicherweise von den Fortschritten der Epidemie unterstügt war.

Die erste Wirkung der Pundt war, daß sie aus der Stadt diejenigen entfernte, welche durch ihre Einsichten, ihr Vermögen, ihre Possessionen und ihre Aemter gerade am notwendigsten waren. Plötzlich war das Agypten ohne

Waffner, die Hedsygen ohne Haushälter, die Richterstühle ohne Richter, die Steuer ohne Einnahmer. Die Stadt hatte weder Verfeger, noch Polizei-Beamte, noch Metzger, noch Geburtshelferinnen, noch die nothwendigsten Arbeiter. Diese Aufwanderung ließ erst den 31. Juli nach, als das Parlament die Linie gezogen hatte, welche Marseille und dessen Gebiet einschloß *), und die Todesstrafe über diejenigen verhängte, welche sie überschreiten würden. Der Landrichter (viguer) und die vier Schöppen blieben allein zurück mit 1,100 Wägen in der Munizipal-Kasse, im Schoße einer Gesellschaft, deren Elemente in einander gestossen waren, und an der Spitze eines Völkchens ohne Arbeit, ohne Zügel, ohne Unterhalt. Dürre war die größte Nothung der Gegend. Getreide, Fleisch und Holz fehlten gleich sehr dem Geringsten des besüßigen Volks. Vom 3. August an beachte der Schatz des Bedarfs einen Aufstand zu Marse. Die Konsula erhielten eine Unterredung mit den Procuratoren der Provinz; sie erfolgte auf dem Felde, und mittelst eines Sprachenspiels vereinigte man sich über die Errichtung eines Marktes zwischen den Seiden, zwei französische Meilen von der Stadt. Jeden Tag erwartete Marseille seine Epistern von dem Mitleid der Landleute und von der Wohlthätigkeit der Reichen **). Als letztes und unwidersteh-

*) Das Gebiet, welches Befestigung genos, umschloß, eben im Jahr 1720, fast ganzes Marseille, außer seinem beträchtlichen Strochbüden. Seine Bevölkerung betrug etwa die Hälfte der Bevölkerung von Marseille. Es gewährte den Bürgern einer sehr großen über das Land gestreuten Stadt, etwa so, wie man sich das alte Regensburg stellt.

**) Es ist anzunehmen, daß Marseille nicht die Hälfte seiner Bedarf erhalten haben würde, wenn es ausschließend dessen hätte.

liches Verdacht des Schreckens muß man endlich die Eh-
 rang betrachten, die es in dem Gange des Menschen her-
 vorbringt: im Eindrücke, die gefühllose Selbstsuche, welche
 alle Bande der Natur, der Pflicht und der Freundschaft
 zerrißt und den Kranken wie einen öffentlichen Feind ver-
 bannt; im Körperlichen, eine Schwächung der Lebenskraft,
 welche die Angedung hervorruft und unschätbar nöthig
 macht, gerade als ob ein tödtendes Gift in dem Hergen
 des Jügers das Verbrechen und die Strafe nicht habe tren-
 nen wollen. Diese Wahrheiten sollten in blutigen Schrift-
 zügen dargestellt werden.

Ein, an alle heftige Krisen geknüpftes Uebel ist, daß
 sie die heilsamsten Institutionen vergiften. Marseille blü-
 hte am Rande des Königreichs in einer Art von Repu-
 blikal-Republic; das Interesse des Handels und alle Ge-
 beluche beschäftigten seine ehrsüchtige Freiheit. Seine Schöp-
 pen, von der Bürgerchaft auf Zeit gewählt, waren mit
 Tribunen unter dem Titel von Beschützern und Ver-
 theidigern der Vorrechte. Ungeheuer drängt sie der
 Sturm: an der Stelle eines ruhenden Despotismus haben
 sie nur eine widerliche und gemüthliche Gewalt zu üben, die
 sie weder ablegen, noch ausdehnen dürfen. Das Zeughaus
 und die Galerien bilden eine abgesonderte Negierung, welche
 ihnen nur ungern schwache Hülfe leistet; die Besatzung,
 eingeschlossen in den Forts, gehorcht ihnen nicht; sie sind
 sogar genöthigt, diese Besatzung zu ernähren, um der Plün-

Wie viel die Theorie auch gegen Einrichtungen dieser Art einzuwen-
 den haben möge: immer bleibt es anzusehen, daß es in Dingen
 der Verwaltung kein unabhängiges Prinzip gibt.

berung zu entgegen, mit welcher sie beehrt werden. Das Parlament von Aix, auf seinen Einfluß um so eifriger, je mehr dieser usurpirt ist, erzwangelt nicht, die Verlegenheiten des Augenblicks durch seine langsamen Gemen und durch seine heftigen Zinieren zu vernehen. Schon hat es die Errichtung der Märkte verzögert, dadurch, daß es die Zusammenkunft der Procuratoren der Provinz beständig und das Konordat ratifiziren will. Hieraus sieht man, wie sehr Erosy seinen Muth überlebt; denn, indem es von Aix nach Saint Nani entflieht, quält es den Kommandanten der Provinz mit so unermüdlichen Heckerungen, daß selbst Agassieu, der nachsichtigste aller Minister, davon empört wird. Seine Eide sich der Kommandant der Provinz nach schneller vor einer Peß, die ihn zu verfolgen schien, und streute auf seiner Bahn Besche aus, die eben so zahlreich als unausführbar waren. Dieser Konflikt der Gemalten erschwerte das Uebel; und nachdem das Parlament die Markkeller berechtigt hatte, sich in das Kazarath von Toulon zurückzuziehen, versagten bewaffnete Heulen ihnen die Landherung und antworteten mit Kanonenschüssen auf Regierungsbefehle.

Doch, während alles sich gegen die Schuppen vertheidert, zeigen diese, wie hoch die Nothwendigkeit Menschen erheben kann, welche bis zum Eingitt derselben ihrem Gewohnheiten getreu geblieben sind. Drei von ihnen, Estelle und Maupier, erfassten einen bewundernswürdigen Charakter. Für sie gibt es keine Ruhe, keinen Schlummer, keine Sorge für das Leben; ihre Gedanken, ihre Beispiele, ihre Worte sind als Heroldstus, der sich unter allen Umständen gleich bleibt, und die Unabänderlichkeit, welche ihnen

einige Begriffe zum Vorturf gemacht hat, vergesse, daß dergleichen zu vermeiden menschliche Kräfte übersteigt. Aber laß zu thuen, wirft ein Freiwilliger sich unter die Menge; dies ist der Ritter Key, ein erfahrender Kopf und eine so edle Seele, wie jemals ein Jahrhundert hervorgebracht hat. Ihm zur Seite schreitet jener berühmte Bischof daher, den selbstergriffen Rath vergeblich von der Befahr entfernen möchte *). Eine einklammernde Gestalt, eine in die Augen springende Erdennüchtheit, eine edle und ernste Menschenliebe, machen, daß er der Menge geliebt. Sein Eifer, größer als seine Einsicht, und sein Charakter, milder sanft als heftig, werden in dem öffentlichen Elende ein würdiges Nahrungsmittel finden, als die Jansenisten der Kirche, in welche er sich ohne Maß und Ziel geworfen hat. Es sei aus Miströuen zu sich selbst, oder vielleicht aus einem

*) Der Fuchsbücher Herr von Pöhl, und die beiden andern Schwestern Katharina und Theresia lebten auf ihren Pöhlen, wo sie eher Jenseit als irdische Dienste leisteten; doch ging von ihnen nichts von dem aus, was der Geist der Fuchsbücher dem Fuchsbücher zu empfehlen veranlaßt ist. Der Ritter Key, obgleich ja einem von den letzten Seltsamkeiten-Johannessen für das Jahr 1720 gewählt, ließ es nicht bei den Vorlesungen seiner Mäntel bewenden, welche durch die Jansenisten der Pöhl fast unendlich geworden waren; und die Hingabe dieses großen Vorgesetzten war eine durchaus freiwillige. Er war 1671 geboren. Obgleich einseher Kaufmann in Spanien, wurde er mit Erfolg der Sache Philipps des Fünften, und bezeugte sich sehr gut im Kriege. Ludwig der Vierzehnte belohnte ihn dadurch, daß er ihn zum Ritter von Saint Eupre ernannte. In der Folge wurde er französischer Consul in Wien, und hier besand er sich zu einer Zeit, wo die Pöhl wütheten: ein Nachtheil, der ihm Erschrecken geben mochte. Nach Munkeln kam er fast in denselben Augenblick zurück, wo das verhängnisvolle Jahrgang des Kapitals Eupreus befehlte vorüber ging.

Heiligenfeld, genug Thunge nahm sich das Betragen des Erzbischofs Karls Carrauro während der Pest in Mailand zum Muße. Mit diesem Ziel im Auge, ohne auf den Unterschied der Zeiten und der Oerter mit irgend einer Angestlichkeit zu achten, folgte er den Spuren, welche dieser große Feind, den das Volk getödtet und den die Kirche canonisirt hat, zurückgelassen hatte. So verhielt es sich mit dem vier Wundern, denen die Vorsehung, als sie Marseille verließ, das Geschick dieser Stadt anvertrauen schien.

Die Krankheit, welche diese Stadt verübete und ihre Verheerungen sedana jenseits des Rhone-Flusses verbreitete, erinnert in vielen ihrer Züge an die von Thukydides beschriebene Pest; doch war sie milder schrecklich, weil die, welche davon gemaßen, nicht, gleich den Athenern, von Brand verblümter Blicken täpchen. Wohlthatiger ist ihre Ähnlichkeit mit derjenigen Plage, welche im Jahre 1770 hunderttausend Bewohner der Stadt Moskau hinraffte, und, als Produkt des Krieges mit den Türken, eine von den ersten Früchten des Ehegheirs Katharina's der Zweiten war. In Marseille greift die Infektion vorzugsweise die Kinder, die Weiber und die Dienstigen an. Ihre Heftigkeit ist unzerstört in den starken Konstitutionen; allein sie will nichts zu schaffen haben mit kraftlosem Geistes, mit Wundtenden in den Hospitälern und mit Verunstalteten und an Geschwüren und Hautausschlägen Leidenden *). Gerecht

*) Im Nachdruck über vielen Nachdruck der Marseille Pest ist man, nicht ich, auf den Gedanken gekommen, Dankschuld als das beste und vielleicht einzige Schutzmittel gegen die Infektion anzuwenden. Diese allgemein geübte Meinung ist bestätigt durch die Erfahrung selbst in Ägypten verzeichneten Schicksal, welche, so

von einem ersten Anfall, war man deshalb noch nicht geschätzt vor einem zweitem und einem dritten. Ist diese Pest ein Gift, so erschläpft dieses dem Auge, dem Geiste, der Zergliederung, und wirkt hinübergehet, wie andere Gifte, d. h. gleichförmig. Kein Symptom begleitet die Krankheit, das sich nicht auch bei den beiden Pesterarten zeigte, welche der große Haufen unschuldig Bond- und Blutschauer nennt. Es scheint sogar, als ob sie nur ein Zusammengesetztes der schlimmsten Eigenschaften dieser Fieber sei: ein Zusammengesetztes, das den höchsten Grad von Virulenz in sich schließt. Die Schriftsteller, welche diesen Pestenz zu malen geglaubt haben, haben uns betrogen; so betreglich und so entgegengegesetzt sind seine Formen.

Die Dauer ihrer Anfälle hatte keine Regel; und zwischen plötzlichem Tod und stündtägigem Krankelager blieb man gleicher Besatz ausgesetzt. Die Symptome waren nicht dieselben, weder in zwei Kranken, noch zwei Stunden hintereinander in einem und demselben Patienten. Bei Einigen war das Gesicht bleich und bei Andern ergründet; hier ein dumpfes Schmelzen, dort eine raslose Ge-

lange die Einnahme konnte, von der Pest unberührt bleiben. Viele Orientalen haben die Vorsicht, sich zwei Stunden liegen zu lassen, sobald die Pest droht. Diese Vorsicht und die Sorgfalt, welche die türkischen Hausärzte, während des Donaukriegs Jahr 1797 in Kopen, die Kranken absonderten und sich in der nächsten Entfernung von ihnen hielten, beweisen, wie übertrieben die Blutschuldigkeit ist, die wir diesen Völkern, als untergegangen in Ketten nach geschrieben pflegen. Auch das will in Erwägung gezogen sein, daß mehr Orientalen, während der Pest, auf dem Bar von Konstantinopel haben Befehl hatten, noch sie blüht der Plage, ohne Tod und selbst ihre Aider machten.

schwächigkeit; diese sterben schmerzlos in einer unüberwindlichen Inolenz; eine tödtliche Lebmuth tödtet jene ohne Konvulsionen; in einigen sind die Sinne erloschen und schwachend; die größte Zahl dreht die Augen, wie im Zustande der Waffersüchen, mit Wuth und Entsetzen. Eosern es mir erlaubt ist, aus der Menge von Nachrichten einige allgemeine Charaktere zu entnehmen, würde ich folgende, als die bezeichnendsten der Ausbreitung von 1720 aufzuführen wagen. Eine fast allgemeine Erscheiung von Geschwülsten und Beulen, verderblich oder heilsam, je nach der Zeit und dem Orte, wo sie sich einstellen; ein süßlicher Geruch, dem jedoch das Garbige fehlt, geht von den Kranken aus und theilt sich den benachbarten Gewebsen mit, an welchen er hängen bleibt; eine Unruhe des Gemüths und eine so tief greifende Furcht, daß die geistlichen Mittel selten versahen, den Tod zu beschleunigen; eine mit Zuckern und Belümpertniß begleitete Verwirrung, die sich trotzig in denen hebt, welche die meiste Entsagung haben, und ihrem letzten Augenblicke vorangeht; endlich der seltsamste Charakterzug dieser Plage, und gerade derjenige, den die lebendigsten Geschichtschreiber am meisten vernachlässigt haben: ihre auffallende Partheilichkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf. Während sie zwei Drittel der Kranken zu Boden schmettert, wird das übrige Drittel kaum gestreift. Junge von zwanzigtausend Verpesteten sehen ihre Beulen ausbrechen, ohne daß sie sterben, sich zu Bette zu legen, und ohne daß irgend eine ihrer organischen Verrichtungen gelidet ist. Ungestrast tragen sie in den Straßen Wunden zur Schau, welche so nehrthümig sind, wie der Knopf von Hain. Diese glücklichen Bewe-

reichsten sind meistens Bettler und Landstroläher, von der Pest, wie von dem Ueberrast der Menschen, verschont. So verhält es sich mit den Danten des nicht zu beschuldenden Feindes, den man zu bekämpfen hat.

Vergeblich versuchte die Kunst Heilmittel aller Art. Die einfachsten waren allein minder tödtlich. Die bewegliche Einbildungskraft der Süd-Franzosen macht unter ihnen jenen kalten und festen Muth, welcher die Gefahr vermindert, indem er sie nicht, zu einer Seltsamkeit. Unterworfene Leute, welche ihre Iden hätten berücksichtigen können, nahmen sich schlecht bei diesem Geschäft, wenn ein Schreiben des Erblichkeits von Alf an den Abbe Dubois zum Wasserab dienen darf. Dieser Poëte drückte sich aus, wie folgt: „Vernünftigs haben wir hier die Pest, und Abends befinden wir uns wohl. Man sollte die Kerze abschaffen, oder beschließen, daß sie geschickter und weniger heftensüchtig werden. Die Furcht hat sich ihrer in einem so hohen Grade bemächtigt, daß sie allemal die Pest sehen; und dies ist ein großer Jammer.“ Den Uebellieferungen des Kaiserthums getreu, besuchten die Ärzte die Kranken, gehüllt in einem Rind von Wachleinwand, die Füße auf Holz-Parasiten gestützt, Mund und Nase bedeckt, die Stimme verflüchtend, um von fern her vernommen zu werden, nicht ähnlich einem willkommenen Tröster, desto ähnlich dem Geistes, das den Sterbenden abraust. Einer von ihnen glaubte im Hippokraties gelesen zu haben, daß man während der Pest in kalten Brunnen angezündet habe; und nun, auf ein gegebenes Zeichen, lehren zahlreiche Schellenhaufen zugleich um Marseille her, auf allen Plätzen, vor jedem Hause, sogar im Innern der Wohnungen. Dieser

enerme Brand, in einer so heißen Jahreszeit, verdoppelte die Wuth der Krankheit; der Arzt Escard, welcher dieses Rathes, ergriff darüber die Flucht mit seinem Sohn. Dies Beispiel war für Toulouse verloren, welche Stadt, kurze Zeit darauf, dieselbe Peise machte, und sich eben so schlecht danach befand.

Auf dem Höhenhausem dieser Gemeinbrunst langen endlich, vom Hofe gesendet, die Herren Montpeliers an. Bei es Politik, oder Ueberzeugung der Schule: diese setzen die Geister in Erstaunen durch eine neue Zurecht. „Welcher Wahsinn behört euch?“ sagen sie zu der Menge, die sie umgibt. „Das Uebel, das euch drängt und bedrückt ist nicht aus Syrien welches den Völkern eines Jahresges gekommen; es ist unter euch aus natürlichen Ursachen gerade so erwachsen, wie man es hundert Mal in Ländern gesehen hat, die keinen lezantischen Handel kennen, wie es noch vor kurzem, während des Winters von 1709, mehre Städte Frankreichs belagerte. Es würde bald erlöschen, wenn Schrecken und Hungersnoth, die eure Wirth sind, ihm nicht Kräfte liehen, die es nicht durch sich selbst hat. Nicht die Hand Gottes trifft eure Kranken, wohl aber tödtet sie eure Fahelässigkeit. Wir suchen hier die Ansteckung der Pest, und finden nur die der Furcht. Hört auf, für euch selbst zu fürchten; laßt ruhig zu dem Krankenlager eurer Verwandten und Freunde; und wenn ihr Wissenen in unsere Werke setzt, so schaut auf unsere Handlungen.“ Wirklich näherten sich diese Herren den Kranken, sonder Furcht, sonder Bescherungen, das Leben auf ihrem Rücken; sie setzen sich an ihre Lager, plaudern mit ihnen und berühren ruhig ihre Fieber, ihre Klei-

tungstücke, ihre Wunden. Dies Beispiel hat glücklichen Erfolg; die Ärzte und Wundärzte, welche von verschiednen Puncten Frankreichs herbeikommen, ahnen dieser Unerforschlichkeit nach. Ein junger Matrose aus London, der ihr Verfahren beobachtet hat, wüßt sich zum Wundarzt auf, und leistet Dinge, die seines Rathes würdig sind. Die Geschichte eines deutschen Empirikers beschreibt ihre Geschicklichkeit in den Hospitälern und in dem großen Schauspielschaal. Ihr Name und ihr Vaterland sind unbekannt geblieben. Ihr schlanker Wuchs, ihre ungemeine Schönheit, ihre Feinheit, so auffallend mitten unter Sterbenden, bezeichneten sie als ein unbekanntes Wesen, das nichts Sterbliches an sich trägt. Die Einbildungskraft, so leichtgläubig unter großen Schrecknissen, wirft sich in tausend Visionen über diese geheimnißvolle Frau, deren unglaubliche Ruheheit der Apparat verschönt. Auch die Ärzte des Landes legen ihre sorgsame Zurschauung ab, und werden um so lebenswärtiger, weil der Sinn für die Gefahr in ihnen erlosch. Einer von ihnen — sein Name war Aldon — welcher sich seines Stadtknechts bedient hatte, um sich der Gesundheit eines jungen Mädchens zu versichern, ward einem endlosen Gespötte preisgegeben: einer ihm französischen Berechnung, deren Lauf die klügsten Köpfe nicht gekannt haben. Dieser Unglückliche, voll Verwerfung, sucht und findet endlich den Tod, der so leicht zu finden ist. Im Uebrigen ist und bleibt es ein köstlicher Umstand, daß von diesen fremden Verwegenen nicht ein einziger gestorben seyn würde, wenn nicht, vermöge einer ausserordentlichen Prohärenz, der jüngste von ihnen sich zu Aix in

das Bett einer Postkutsche gelegt hätte, die so eben gestorben war *).

Der Mangel, den die Stadt erlitt, zeigte sehr bald, daß die Enschlossenheit einiger Menschen unzureichend war bei so großen Anfällen. Bis zum 20. August war jeder Einder: aller Handel zum Stillstand gebracht; die Kirchen, die Gerichtshöfe, die Schulen geschlossen; das Schwärzen kaum gestiftet durch die Hentzschung der Todten, für welche die Mächte nicht auftraten; im Innern der Wohnungen Todten, Verwesung, Hunger, alle Verbrechen der Selbstsacht. Endlich trat die Typhus ein, wo die Sonne so viel Abscheulichkeit bestreuen sollte. Auf den Straßen erschienen Kranke, welche die Folgen der Dürstigkeit oder einige Trümmer ihres Reichthums mit sich führten, einige durch das Elend, andere durch die Barbarei ihrer Verwandten vertrieben. Manche hatten alle ihre Diener überlebt, und manche suchten hoffnungslos einen Blick, der sie bei ihrem letzten Geisus beklagen möchte. Die Geschichte

*) Wollte, ein Barbare bei Abwesenheit der in Wagnen, legte sich die Post ein, nicht etwa wie Herr Delgoutte, sondern zu wichtigeren Maken, und mit einer Art von Recht. Er hatte einen arabischen Demofilen, den er, mit respektvollstem Polgen, in das Gemach einer Postkutsche hüllte. Der Engländer starb nach vier Tagen, und dem Araber gestand sein Leib. Wollte, liegt bei demselben Herrn, versichert, dass Polgen zu haben, der ungestraft seinen Umgang mit dem, von der Post beklagten Polgen sein Gemach fortsetzt. Diese entzogenen Knochchen haben wenig Gewicht; so sehr macht eine Post von der andern ab, und so sehr unterscheidet sie sich von sich selbst im Laufe ihrer Dauer. Dennoch mag man überlegen, daß, da die Post mit Rücksicht verbunden ist, die Entzogenheit ihres Geistes zu einer geordneten Anstalt und zu einer ungelassenen Regierung nicht.

aufliegender Krankheitsen bietet nichts dar, was den öffentlichen Plätzen gleicht, wo auf verpesteten Lumpen und tothen Leichnahmen, die schon entseelt und veraltet sind, lange Reihen von Kranken, gequält von der Hitze des Tages und von der Kälte südlicher Nächte, die Luft mit Gestank und Geschrey erfüllen. Einige von diesen Unglücklichen, welche von der ganzen Natur verlassen waren, sah man bis zum nächsten Klauselein kriechen und den Geist aufgeben, indem sie ihre brennenden Hände und ihre geschwellene Zunge mit Wasser benetzten. Andere, gegen die Mauern gelehnt, beharrten in der Stellung, worin sie gestorben waren; und nichts erschütterte die Seele mit noch tieferen Schrecken, als wenn man auf Leichnahme stieß, welche aufstehen, als wären sie in Nachdenken versunken. Mit Abscheu und Schmerz wich man zurück von den blutigen Ueberresten des Wüthenden, der sich aus dem Fenster gestürzt hatte, und vor dem Kinde, das noch die Milch seiner gestorbener Mutter sog. Soll ich die gottlose Ursache nennen, welche so viele Unglückliche nöthigte, sich anzuhäufen im Schooße dieser gedumigen Plätze? Ach! in allen den Straßen, wo Bänke und Schirmstöcke ihren hässlichen Zweck zur Bequemlichkeit und zum Schutz dienen können, hatte der grausame Petrovich, Tag für Tag, dafür gesorgt, daß sie mit Unflath bedeckt waren, um den armen Hülfsling, welcher nur sterben wollte, die Lust zu nehmen, sein Haupt darauf zur Ruhe zu legen.

Wie! eine so reiche Stadt hatte nicht ein Obdach, um ihr sterbendes Volk zu bedecken? Die kirchliche Behörde versagte die Kirchen und die Klöster, und bloße Konsuls trugten es nicht, über die Häuser zu verfügen, welche



die Ketten in Sack gelassen hatten. Die Mauern der Stadt wurden endlich durchbrochen, und am Fuße des Walles schlug man Irth auf, welche die Kranken, erschreckt von der Einfahrt und schlecht vertheidigt gegen die Pest, sehr bald wieder verließen. Die Schiffe betrieben mit Eifer den Bau eines geräumigen Hospitals auf einem von den Engländern bezeichneten Platze; es wurde aus Holz und Leinwand aufgeführt. Ein Oefen geräumte es. Tüthen, aus der Klasse der Rudersleute, vertheideten es zu Anfang des Octobers, wo diese Hülfe minder nothwendig war. Sod dahin blieb ein altes Hospital, von geringem Umfange, allein den Pestkranken offen, welche sich durch abscheuliche Ränze dem Eintritt in dieses Grab streitig machten. Alle, in der Stadt gestreuten Schaulichkeiten waren in diesem Schande vereinigt, aus welchem kein Kranker lebendig wieder hervortrat, und welchen eine mephistische Wolke und Zugänge, die mit Sterbenden bedeckt waren, ankündigten. Damals konnte man freylich über die Bluth der rechtschaffnen Leute; denn dieser einzige Zufluchtsort des öffentlichen Mitleids befand sich in den Händen der Bösewichter. Diese lebten hier, vermöge eines päpstlichen Mandats, wie die giftigen Thiere der neuen Welt, welche in Wäldern gebissen, wo alles sticht. Ihre Hände beschleunigten den Tod derer, welche die Lehren ihres Vermögens mährten; und wenn ein Sterbender ihren Schlüssel oder das Geheimniß eines Depots vertraute, so folgte die Plünderung sogleich auf das Erblassniß. In einem andern Hospital hatte das Mitleid der Konsula tausend verlassen Kinder versammelt; nicht hundert derselben wurden gerettet. Das Unglück, dessen verruchter

Begehrlichkeit sie hatte Hungers sterben lassen, mußte den Selgen jenen.

Dieselbe Selbstsucht, welche auf diese Weise den Lebenden trostete, gönnte ihnen nicht vor den Todern: die falsche Meinung, daß Zeichnahme ausleidend seien *), machte die Begriffsweise zu der fürchterlichsten Plünderung für die Obrigkeit. Beim ersten Ausbruch der Epidemie ließen die Magistratspersonen selbst die Zeichnahme Nachts durch Pagartholmer fortzuführen; späterhin sahen sie sich genöthigt, Menschen aus den Hefen des Volkes, welche dazwischen unter der Benennung der „Naken“ mit Gewalt angeworben waren, zu gebrauchen. Sehr bald mußte man die Aufseher durch Galoren-Sklaven ersetzen. Die Vorgesetzten der Galoren gaben diese sehr ungern, und nur mit der seltsamen Bedingung, daß die Konsule verpflichtet wären, sie in gleicher Anzahl zu ersetzen. Diese „Naken“ und diese Galoren-Sklaven bildeten eine abscheuliche Miliz; die Schöp-

*) Die Zeichnahme der Verpöbten unterschieden sich in nichts von den übrigen. Sogar öfters sa zu Marseille ohne alle Beschränkungen. Sogar ist in Aegypten auf dieselbe Weise zu Werke gegangen. Die Exekutionen wußten sie ohne Rücksicht. Es scheint, daß die Naken, welche die Verpöbten austarben, das einzige Beispiel der Anfechtung sind, wenn Leute, welche der Anfechtung fähig sind, dieselben austarben. Die Frage, ob dieser Kontakt die Krankheit fortplante, ist große Schwierigkeiten, welche sich bisher überhandeln nicht haben. Der Grund ist die Meinung, daß nur bei Krankheiten, Narkosen und Narkosenwirkungen von der Art, die Krankheit selbst fortplante zu sein; allein er scheint, gegen die Meinung zu stehen, zu glauben, daß die Befragung von der Zeichnahme selbst ist; denn er scheint dieser Ursache den Tod durch seine Verhältnisse im Falle zu. Wahr ist, daß die besten Menschen, an welchen sie Operationen operierten, bereits sehr krank waren.

pen führten sie an, den Degen in der Hand. Wenn diese Elenden in die Häuser kamen, so waren sie nur durch Gold zur Fortschaffung der Leichname zu bewegen, d. h. sie an eisernen Haken fortzuschleppen; und wenn sie auf verlassenem Grunde stiegen, so ermangelten sie nicht, diese zu stören, um sie zu plündern. Auf gleiche Weise fandte im Jahr 1743, während der Pest in Sizilien, der Stiefmeister des Maltheiser-Ordens den Einwohnern Messina's preisendend thätliche Sklaven zur Verteidigung ihrer Todten, indem die Messineser sich weigerten, das ihnen gemachte Geschenk anzunehmen, und zur Antwort gaben, sie hätten an ihrem eigenen Verdienste genug. Wie sehr ist zu bedauern, daß es nicht einem höchsten Orden giebt, der, vermöge seiner Institution, sich so fürchterlichen Verrichtungen widmet *); denn, die menschliche Macht reicht nicht aus, um so große Opfer zu vergelten. Da die Zahl der Todten von einem Tage zum andern wuchs, so wurden Carpiaren nöthig, um sie fortzuschaffen. Doch, in diesen unglücklichen Zeiten waren die einfachsten Arbeiten mit unglaublichen Schwierigkeiten verknüpft. Auf dem Lande mußte man die Wagen und die Pferde, denen man bedurfte, in Vorschlag nehmen. Die Saluren-Sklaven verführten absichtlich das Vieh, und die erschrockenen Handwerker weigerten sich es anzubereiten. Endlich konnte alles Ansehen der Menschheit

*) Der HHH. Kaiser von Oesterreich und Kaiser in Persien, nicht die geringste Verhinderung der Pest in diesen Reichen der Barbaren-Erde hat, die es sich zur heiligen Pflicht macht, die Todten zu bestatten und die ungesunden Orte zu reinigen. S. Relation des H. Bretons capotons de peste. II. 1731. p. 38. Die Erhaltung der Barbaren-Erde ist ein weit wichtigeres und nicht minder nachtheiliges Werk, als die der Indogeschlechter.

nicht dahin bringen, daß noch mehr als zweyja von diesen Saurstücken in Gang blieben: eine Zahl, so unzureichend, daß die Erde, welche täglich tausend Leichnahme zählte, sich ihrem Ende nahe glaubte. Die Ueberlieferung hat einen Zug aufbewahrt, welcher dem Andenken des Herrn von Voltaire sehr zur Ehre gereicht. Man erzählt nämlich, daß er, um die Hüften dieser Saurstücken aufzuheben, sich selbst auf einen solchen gesetzt habe, als er zu seiner freiwilligen Bestimmung abgegangen — wiewohl diese Prölat den Abscheu, den diese Leichenbestattungen ohne Thränen und ohne gerechtfertigte Handlung ihm verursachten, sehr schlecht verberg *).

Die gemeinschaftlichen Grabschächten waren eine andere Quelle der Verlegenheit. Bauern, mit Gewalt herbeigeschleppt, gruben sie nur mit abergläubischen Scheiden. Solche Gruben waren bald ausgefüllt; da jedoch die Föhrung das Volkem so vieler aufgeschüchterter Leichname vermehrte, so spöhen die Gruben das, was ihnen anvertraut war, wieder aus Licht. Die Arbeiter entflohen; der Konig Neustre ergriff einen Spaten und schritt ganz allein vor auf dieses bewegliche Beinband; einige Soldaten, von Schaam getrieben, folgten ihm, und die Erde verhallte von neuen diese Sumpflöcher der Leichname. Doch so viel

*) In seinem Händbuche vom 12. Okt. sprach er „von Leichnahmen, welche in nichttrüchtige Grabsstätten geworfen und außerhalb der Stadtmauer in ein profanes Land geführt würden.“ Diese unersichtlichen Verbrechen konnten unter den damals vorhandenen Umständen, nur dazu dienen, daß die Vergrößerung des Volks vermehrt wurde. Uebrigens erließen die französischen Könige überall von ähnlichen Anordnungen; nur der Papst beehrte Leichnamen und beehrte seine Zehelgeym selbst über die Leiden aus.

Widerstandskräften erschöpfen die Kräfte, und man berathschlugte darüber, ob es nicht angemessen sei, die noch athmende Bevölkerung aufs Land zu versetzen und den Todten die Stadt, die sie so unsicher machten, zu überlassen. Ehe man einen so extremen Entschluß faßte, wollte man jedoch noch einen letzten Versuch machen. Man verließ die Begräbnistätten der Kirchen, und führte sie, ohne sich an den Widerstand des Volkes zu kehren, mit Leichnahmen bis ans Gendève an, was einige Stadtviertel erleichterte *). Allein die drohendste Gefahr war eine Art von Pest-Vulkan, der sich auf dem freien Platz von la Tourrette gebildet hatte. Fast zweitausend Leichname faulten hier seit drei Wochen: eine stinkende Masse, deren Flüssigkeit sich nicht mit einer Fortschaffung vertheidigen ließ, und deren Bild die Einbildungskraft nicht länger ertragen konnte, wenn die Sprache Ausdrucks gehabt hätte, es zu mahnen. Die Zerstörung dieses Todes-Hofes war dem Ritter Noje anvertraut. Als General-Kommissarius von Nive-Naube, d. h. demjenigen Theile der Stadt, welcher auf der andern Seite des Hofes gelegen ist, hatte er die Ordnung bewacht, ein Hospital geschaffen und mit Aufopferung seines ganzen Vermögens die Fortschritte der Epidemie verfolgt. Eben so muthvoll, als unermüdet, theilte er noch die Sorgen der Kranksen in dem Ueberflusse der Stadt. Er war es, der auf die Entdeckung, daß die alten, an die Céplanade stoßenden Festungswerke heftig wider bis zum Niveau des Meeres, das Gendève

*) Man bedachte die Leichnahmen mit Sack und versetzte die Öffnung der Gendève mit Sorgfalt. Es verursachte hiervon keine nachtheilige Wirkung.

zureißen ließ, und alles für das kühnste Unternehmen vorbereitet. Mit hundert Soldaten-Eskadren, die in Ordnung gehalten waren, und die er selbst durch seine Stimme und durch sein Beispiel aufmunterte, wagte er es, den verhängnisvollen Platz zu umzingeln; durch ein eben so reißendes als wohlüberlegtes Manöver trieb er in den wenigen Minuten die schrecklichen Ueberreste, die ihn bedrohten, in die Seiten großer Kastellen, welche in der Dorgel die alte Stadt der Phosier gegen Julius Cäsar vertheidigt hatten.

Oben ist die Rede gewesen von dem höchsten Grade der Verwüstung, zu welcher die Krankheit sich erhob. Es ist nun Zeit, zu sehen, wie und bis wie weit die Verwüstung sich fortsetzte. Sie erreichte diejenigen, die sich auf die Ackerbaukunst gestützt hatten, so wie die, welche auf Jagden wie in Wäldern lebten. Diese engen und gläubigen Einschlüpfungen, welche das Bedürfnis früherer Lebensmittel in Zusammenhang mit dem Lande erhielt, erfuhren starke Verheerungen. Sogar das Element, das sie trug, wurde verderbt. Die Meinung, daß die Hautthiere durch ihre Zelle die Pest mittheilen könnten, bewirkte, daß man sie in großer Anzahl abtödtete. Man warf ihre Pelzwerke in den Hafen, während die übrigen, vom Hunger gequält, die Lebensmittel ihrer Bekleidung beraubten. Glücklicher waren die Galocren und das Vescral. Vertheidigt durch Mauern und durch ein Gitter, hatten sie, während die Ordnung durch Militär-Polizei, und die Ankunft der Lebensmittel durch das Meer gesichert waren, noch den Vortheil, den ein erprobtes Hospital gewährte, wo die Kranken ihrem ersten Zustand ohne Schmerzen erholten. Eine Bevölkerung von 10,000 Seelen zählte 1260 Ange-

griffene und 762 Tödt; nach den Tribut einer gemäßigten Epidemie nicht überstieg. Die Stadt hatte nicht als ein Drittel ihrer Einwohner verloren. Das Verhältniß war fast dasselbe in dem Gebiet; doch die Verunsicherung des Hinscheidens empfiel das Gefühl hier eben so sehr, als die Zahl der Opfer. Die Menge der furchtsamen Predicanten, welche sich längs den Straßen und sogar in diese Höhlen gesüchtet hatten, sah sich ansehnlichen Haufen und dem Schwert der im Lande umherstreifenden Räuber hingegen. Die Landstraßen gesehrt die Hinterhalte eines neu erkennenen Verbrechens: Scharen von Vandalen, welche sich stellten, als wären sie verpeht, lockten aus der Ferne von den Reisenden den Verstand ihrer Haarschaften, und die letzten schloßen sich glücklich, wenn sie sich durch ein solches Opfer von mörderischer Handhörung befreien konnten. Es muß auch noch bemerkt werden, daß auf dem Lande, diesem angeblichen Aufenthalt der Unschuld und der Jugend, das Verlassen der Kranken noch schrecklicher und die Selbstsucht noch frecher war, als in der Stadt. Die Furcht machte die Menschen so blind und so wild, daß der Zug und sein Pferd nirgends ein Obdach fanden. Verließen sie die Stadt, so mußten sie ihren Bedarf mit sich führen und diesen mitten auf dem Felde versichern.

Wir wurden im Monat August angegriffen. Die Erwartung der Kranken, eine gesunde Lage, eine eben nicht sehr große Bevölkerung, der Aufenthalt der ersten Verstorbenen, ein standhafter Bischof, der zugleich aufgeklärt und zur Verwaltung geschickt war, alles versprach eine glückliche Vertheidigung. Man gerieth auf den Gedanken, jede Familie in ihre Haus einzuschließen und die ganze Stadt für eine

allgemeine Quarantaine-Anstalt zu erklären. Jeden Tag machte man einen Besuch, um Mäßigkeit zu verschaffen und die Kranken auf den Eintritt des leichtesten Erysipels aufmerksam zu machen. Doch die Pest wurde dadurch nicht minder mörderisch, daß man sie der Methode unterwarf und zum Schwelgen verurtheilte. Die Erfahrung erklärte sich gegen die gemeinschaftlichen Krankenhäuser; denn von den achttausend, welche in dieselben eintraten, kamen nur 400 wieder zum Vorschein, und zwar mehr abgestorben, als lebendig. Diejenigen, welche durch Anstiche oder durch Gift dem Tode entgingen, das sie in diese Häuser schickte, andrücken, waren die einzigen, welche zum Theil geheilt wurden *).

Diebstahl und Rottenschande brachten zu Anfang Oct.

*) Bericht der Herzogin von Montpensier. Ein Baron beirathete von der Familie Perleth, der sich und seine Schwestern von der Pest befallen sah, erkrankte sich in seinem Hause, und wurde daraufhin angeklagt, daß er unter Siegel war. Die beiden Marquisen griffen auf den Rath, sich zu bewegen, um das letzte Augenblicke zu verlassen. Doch bei ihrem Erwachen sahen sie außer Gefahr; man ihre Besuche waren gelöst. Wenn eine künftige allgemeine Quarantäne ein Heilmittel ist, besonders für Menschen, welche der Schwere dieser Entlassung fern bleibt, so muß man deshalb nicht glauben, daß in wichtigeren Krankheiten ein Verwahrungsmittel steht. Mehr Menschen, welche erkrankten hatten, daß sie sich durch sehr Schwere Entlassung vor der Pest geschützt haben, wurden das erste ihrer Nachbarn. Jede Ausweisung schließt, und jede Schwere Entlassung rät die Pest, eine sehr schnelle Krankheit, welche von der Schwere der Krankheit herrührt. Die Erfahrung der Franzosen in Syrien hat bewiesen, daß die einzige Einrichtung für diese Plage in einer ständigen Quarantäne besteht, nur daß man dabei, je nach den Umständen, von der Schwere erkrankten in der künftigen übergeben, oder von der Schwere in der minder thätigen übergeben muß. Doch ganz unsicher ist jedes Schwere Verfahren nicht.

tebend die Pest nach Toulon, wie sie dieselbe in Sizilien geführt hatten. Wie würde meine Feder auch seyn möge, Ausdrücke der Erstlebigkeit und des Wschens zu malen, so muß sie der öffentlichen Theilnahme doch einige von den Umständen erhalten, welche die Entvölkerung des schönen Alsps unserer Herrschaft begleiten. Der Winter hemmte den Fortschritt der Ausbreitung nicht. Die ersten Symptome waren ein so heftiges Delirium, daß man die Kranken den Calveren-Sklaven hingab; und diese banden sie so stark mit Stricken, daß die, welche am Leben blieben, ihr ganzes Leben hindurch Narben trugen. Man machte die Erfahrung, daß eine schlimme Folge der Pest darin besteht, daß man kein Papiergeld machen kann, weil der Stoff, aus welchem es verfertigt wird, die mächtigste Ursache des Typhus ist. Der Bischof ordnete in der Eile gewaltthätige Pesten; doch der geistliche Beistand wurde so furchtbar, daß man den Bischöfen verbot, die Kranken zu besuchen, wenn sie dazu nicht von einem Kommissarius aufgeführt wären. Man sah sich genöthigt, den schrecklichen Beistand der Calveren-Sklaven zu segnen. Die Freiheit, welche sie der Pest verdanken, belebte sie mit unglaublicher Enthusiasmus und Stärke; die Heiligkeit ihres Gesichts stach auf eine auffallende Weise gegen die allgemeine Fiebergeschlagenheit ab, und kaum waren sie seit einigen Stunden beschuldigt gewesen, so traten sie von neuem auf, strahlend von Freude, befreit von den Fesseln des Jochs und geschmückt mit den besten Kleidern der Bürgerschaft. Denken, welches, so zu sagen, die Jalousie Marseille's mit dem pedantischen Verfahren der Stadt Sizilien vereinigt hatte, ersah das Unglück, das sich an beiden knüpfte. Das

Unternehmen, die ganze Stadt einer schrecklichen Quarantaine zu unterwerfen, fügte zu der natürlichen Plage eine gemachte hinzu. Bloß um diese Thorheit durchzusetzen, bedurfte es mehr als tausend Angehörige, welche sinnlich starben. Auf eine Bevölkerung von 26,276 Einwohnern blieben nur 10,493 übrig, wenn man zu den letztern die Fremden rechnet, welche in der ersten Zahl nicht inbegriffen waren, dergestalt, daß in einer Stadt von ungefähr 26,000 Seelen mehr als 20,000 erkrankten. Rann wurden 4000 geheilt, und mehr als 16,000 unterlagen.

Unsel wurde weder durch seinen weiten Umfang, noch durch den Rhone-Fluß, noch durch seine Kiesel-Ebenen beschützt. Herbin — so hieß sein Erzbischof — machte einen so aufrührerischen Hinterschub bekannt, daß seine Familie sich dem Regenten zu Füßen warf, um Gnade zu erlangen für den Wahnsinn eines Greises, welcher den Himmel beschuldigte, daß er das Volk für die Kaiser des Hofes bestrafe, und, gleich einem Wuschmann, die Pest zu einer bevorrechteten Plage mache, die nach göttlichem Rechte tödtet. Der Pöbel, von Hunger getrieben, zerstörte die Verschließung einer Brücke und verberiet sich vermöge einer Eifersucht, welche alle hergebrachten Ideen durch einander warf, auf der Insel la Camargue, ohne die Pest dahin zu bringen. Der kleine Hafen von la Ciotat entging der Plage durch die Strenge der Weiber, welche sich mit der Bewachung der Zugänge befaßten. Weigern trat seltner in das Gebiet der Krankheit, weniger verrückt wegen weltlicher Ansehung, als aus Nachahmungsgeist. Man besahl die Quarantaine, und die Hand des Scharfrichters prüfete die unbefessenen Wälder, die sie deckten.

Da indeß die Ueerdnung in dem Haaren gescheh, so ber
 Gramsch den Befehl seiner Soldaten an, und dieser
 wurde angenommen von einem Witz-Regenten, der, ohne
 Talent, wie ohne Muth, sich im Innern seines Palastes
 verdeckt hielt. Nachdem die Pest sich vor Orange und
 Tarascon gezeigt hatte, überschritt sie den Fluß, brach auf
 den Höhen der Ebenen und befehligte die kleine Provinz
 des Gebirges. Der Schrecken oder der Mangel an Hülfe
 waren so groß, daß man, den Degen in der Hand, stunde
 Weisheit der Vorgesetzten nöthigte, chirurgische Operationen
 an den Lebenden zu vollziehen. In Waïs ergriff die An-
 steckung nur die herrschenden Krankheiten, ohne die Sterb-
 lichkeit zu vermehren. In Montpeller selbst bezeichnate sie
 einige Frauen, aber sie strafte die Professoren, welche sich
 gegen die Ansteckung erklärt hatten, in ihrer eignen Stadt
 nicht fügen. Der Marschall von Berwick brachte einige
 Dörfer ab, wo sie rebellischer zu seyn schien: eine muth-
 willige Grausamkeit, zu welcher der Befehl nicht aus dem
 Munde eines Franzosen gegangen wäre. Ein türkischer Ge-
 sandter, welcher damals durch Languebec reiste, gab die
 Linie an, wo die Plage Halt machen würde. Die Furcht
 für das Wunderbare machte den Scherzmann dieses Aufse-
 hmanns eine Ehre aus dieser Prophezeiung, welche der Zu-
 fall rechtfertigte. Sicherer würde es gewesen seyn, zu be-
 merken, daß die Strahlen der Pest wirklich schwächer wer-
 den, so wie sie sich von Herrn Herbe entfernen. Auf
 gleiche Weise hat man bemerkt, daß, wenigstens bis jetzt,
 die Ansteckung des gelben Fiebers nicht eine gewisse Ent-
 fernung des Mercurius übersteht.

Dieselbe Mäßigung des Uebels, welche das Gebirge

der Entfernung der Dörfer verbannte, bewirkte die Zeit auch in Marseille. Diese unabhängige Sicherung der Lebens-Ordnung sowie trotz eines regelmäßigen, von den eiden Bemühungen der Menschen durchaus unabhängigen Gang zur Echn. Nachdem sie allmählig ihre höchste Periode erreicht hatte, nahen sie in derselben Progression wieder ab. Große Umstände des Dunsstreiches begleiteten ihre Zustände; und es ist möglich, eine Erinnerung daran zu behalten; denn, wenn sie auch nicht erste Ursachen waren, so mußten sie doch Einfluß üben auf die beiden Elemente aller Anstrengung, d. h. auf die Entzickelung der Menschen, und auf die Stimmung der Organe. Die Nacht vom 21. Juli wurde durch ein so schreckliches Gewitter gestört, daß Greise sich nicht erinnern konnten, ein ähnliches erlebt zu haben. Wiederholte Donnerschläge trafen mehre Theile der Stadt. Erst damals nahm die Krankheit ihren epidemischen Charakter an. Die frühern Anzeichen davon waren so gänzlich verschwunden, daß am demselben Tage die Behörden einberichtet hatten, um den Hof wegen der öffentlichen Gesundheit zu beruhigen. Das Uebel nahm allmählig zu, bis zum 2. September, wo das Sterben beispiellos war. Ein Wind, der sich plötzlich von Noeden erhob, hemmte alle heilbringenden Ausbrüche; und indem er auf die, in den Straßen verlassenen Unglücklichen losbrach, verschlang er sie, wie einen Insekten-Schwarm. Eine alte unter den Marseillern beglaubte Meinung sagte, daß die Weinkose der Heilung von der Pest gänzlich sei; vornehmlich in der Stadt, wo unzählige Häuser die Gährung befeuerteten. Die Schöpfer zerstörten die Weinkose, und die Ausbreitung ließ gleichgültig nach, ohne daß man mit Sicherheit behaupten kann,

es gebe zwischen diesen beiden Thatsachen eine notwendige Beziehung. Eben so wenig kann man der Insektenplage einen Einfluß zuschreiben; denn in demselben Augenblick, wo die Plage in Marseille nachließ, sang sie ihre Verheerung in den benachbarten Göltern an, und der Winter machte keinen Unterschied.

Als dahin hatten die beschränkte Gewalt und der unbedingte Wuth der Konsula diese wiederholten Reisen allein bestanden; doch die Befähigung, welche sich in dem fruchtlosen Phänomenen fund gab, wurde glücklichermasse unterstützt durch die Ernennung des Herrn von Langren zum außerordentlichen Oberbefehlshaber Marseille's und dessen Gebiet. Die freie Verfügung über die Gabeln, die Errichtung eines Lagere zu la Charreufe legten in seine Hände eine, der Größe der Gefahr entsprechende Autorität. Als Zeuge der Fingebung der Schöppen, rechnete er sich's zur Ehre, diese Fingebung ohne Eifer sucht zu leiten. Sein edler Charakter, seine Gerechtigkeit und seine Wachsamkeit färbten die allgemeine Trauer mit einem Hoffungsstrahl. Die flüchtig gemachten Beamten wurden zur Rückkehr genöthigt, und die Stadt sah den Rath verschwinden, welcher ihre Straßen mit einer so dicken Lage bedeckte, daß man nur zu Pferde fortkommen konnte. Wohl hatte die Municipalität bis dahin diese beiden Maßregeln, so wie viele andere möglich vorgeschrieben; doch was vermag die Weisheit der Rathsammlungen ohne die Kraft, welche vollzieht? Die Begehren brachten sich mit so viel Gewalt, und der Sitz der höchsten Autorität war so entlegen, daß die Regierung nur allzu sehr hin und her schwankte. Ähnliche Umstände werden dieselbe Unrechnung

so lange herbeiführen, bis ein besonderes Gesetz über ansteckende Krankheiten zum Voraus vorher, für den Fall der künftigen wichtigen Fragen erdacht sein wird.

Die Regierung begnügte sich nicht damit, Marseille einem jeden hohen wichtigen Chef zu geben: Sie hatte, vom Anfang an, zu Paris ein besonderes Bureau errichtet, um den Schriftwechsel und den Verstand zu beschleunigen. Obgleich ein Schreiben der Konsule vom 21. Juli ihrer Vorgesetzte hätte beschäftigen können, so sandte sie gleichwohl Herje, welche den 12. Aug. anlangte. Der Lappen-Korden wurde mit Eile und Schnelligkeit gebildet. Die benachbarten Intendanten und Befehlshaber erhielten die Befehl, der Provence reichlichen Vorrath zu liefern, und alles spricht dafür, daß diese fremden Pflichten erfüllt wurden. An Heizen und Wandheizen sollte es so wenig, daß die Municipalität in den vornehmsten Städten des Königreichs durch Aufschlagener bekannt machte, niemand möche sich versucht fühlen, die nur allzu beträchtliche Zahl derselben zu vermehren. Der Kegen beschränkte den Rhone-Fluß mit so viel Stämme, daß die Verwalter der Provence, nach der Auflage des Geschichtschreibers Papon, ihn erschauen, hant zu halten mit einer Wohlthat, welche die Ackerbau des Landes zu Grunde richten und die Zahlung der Taille verhindern würde. Nichts desto weniger dauerte die Thierung in Marseille fort, weil der Postreid sich nicht aufheben konnte, ohne den Candidat-Rektor und die Aufstellung von Wahlen zu cassiren. Durch der heftigen Hitze, wenn der Fall des Papierseldes den Kegen gebrachte hatte, ließ er 22,000 Mark Silber nach Marseille bringen, und kam, wie sehr er auch zu Boden

gestüllet war, fügte 100,000 Livres von seinem Vermögen hinzu. Ein Wohlthätigkeitsverein, in welchen die Berner und die Pariser eine Hauptrolle spielten, lieferte monatlich 300,000 Livres für die Dauer der Anstalt, unverzüglich auf drei Jahre. Auf die Stimme der Bischöfe flossen aus allen Dörfern Almosen nach Marseille. Die Unpartheilichkeit macht die Theilnahme dieser Einzelheiten um so notwendiger, weil der französische Geist der Schmeichelei des abgemessenen Jahrhunderts die Auffassung des selben nur allzu gern vernachlässigt hat. Man weiß überdies, daß der Regent eine Vorliebe für Marseille hatte, und die Wichtigkeit dieser Verstadt kannte. Schon im Jahre 1719 hatte er die unterdrückten Befehle aufgehoben, welche dem Handel dieser Stadt die Schifffahrt in den Mittelasiatischen Meeren unterlagten.

Befreit von den Schrecknissen, welche es zwei Monate lang verurtheilt hatten, begann indess Marseille ein menschliches Ansehen zu gewinnen. Jedem die Bürger ihrer Schlafmindel verließen, traten sie hervor wie ein flaunte, bleiche und gitterte Schatten. Die sinnliche Erschlüftung ihrer Fähigkeiten war jedoch nicht so tief, wie die der von der Pest Affen Senesenen, von welchen viele das Gedächtniß in einem so hohen Grade verloren hatten, daß sie sich ihres eignen Namens nicht erinnern konnten. Sie trugen lange Röcke, um die Berührung aller Körper zu vermeiden, und erlaubten sich aus der Ferne nach dem gesellschaftlichen Unglück. Die, welche geheilt waren und sich vor Rückfällen gesichert glaubten, gaben sich gegen starke Entschädigungen zur Behandlung der Kranken her, und wurden menschlich, eben so sehr aus Beiz als aus

und Irthum. Keine Krone an den verpesteten Häufen
gemalt, trafen die Erde mit der alten Weisung von
glücklicher Noth. Der Bischof, welcher für einen großen
Barrenso gelten wollte, griff sich, in bloßen Füßen und
den Strid um den Hals, bald als Schächer, bald befiel
er das Dach einer Kirche und schlugerte, mit donnernder
Stimme und die Heile in seinen Händen, gegen die Pest
die veralteten Worte des Christentums *). Es grünet mir
nicht, darüber zu entscheiden, ob das Christentum diese
nichtschlagenden Schauspiele gebietet; wohl aber weiß ich,
daß die menschliche Vernunft ihrer Wirkungen fürchtet. Sei-
nerseits wollte der immer gütigere Papp seinen glücklichen
Spender einen wirklichen Beistand von 3000 Tassen Ge-

[illegible]

weide hinführen. Doch es herrschte in dieser Zeit ein Mißverständniß zwischen Frankreich und dem heil. Stuhl. Innozenz, Bischof von Siponten, unser Gesandter in Rom, ergötzte, daß diese, mit so viel Prunk angehängte Pöbe keinen andern Zweck habe, als die Regierung des Königs anzuflagen, Frankreich zu demüthigen und den Will. Dubois, welcher alles aufbot, die Kardinalskürde zu erwerben, in Verfall zu setzen. Mit dem hochhaften und aufgeweckten Charakter Meneas des Ältern konnte, fand dieser Argwohn keinesweges unerschütterlich. Der Bischof von Siponten warbete also, auf Dubois Befehl, alle mögliche List an, die von dem Papst befohlenen Forderungen in den Häfen Italiens zurückgehalten; und Klement hatte die Vermuthung, diese beiden Priester auf eine so geschäftige Rolle zurückgebracht zu haben, und trotz ihrer Vorgesandtschaften drei mit seiner Wohlthat betrachtete Schiffe abgehen zu lassen. Eine derselben scheiterte; die beiden andern wurden von einem Barbarenellen genommen, welcher, der schäbsten Verkschriß des Willkürs güttes, sie frei gab, sobald er von ihrer frommen Bestimmung unterrichtet war. Sie setzten ihre Fahrt auf einer verlassenen Insel in der Nähe von Teulen ab. Herr von Seljunge ließ die Hälfte davon verkaufen, und vertheilte unter die Armen Marseille's, theils in Natura theils in Geld, diesen berühmten Almosen, gegeben von einem Papste, zurückgewiesen von zwei Bischöfen, gerettet von einem Seeräuber, und zu seiner heiligen Bestimmung geführt durch ein seltsames Zusammensinken zweier Religionen des mitteländischen Meeres.

Da die Sterblichkeit mit dem Schluß des Jahres

ihre Ziehl gefunden hatte, so schritt man im Monat Januar zu einer allgemeinen Desinfektion der Häuser, der Schiffe, der Wägen und aller Hausgeräthe. Dies mußte zu einer Zeit, wo die Macht der Mineral-Säuren noch nicht bekannt war, eine eben so beschwerliche als verdächtige Operation seyn. Sie war kaum beendet, als die Pest sich wieder einstellte: Märsfälle verursachten Verhärzung; Personen, welche frei geblieben waren, starben, und Kranke litten an andrer Art, die sich wieder einfinden, nahmen die Zeichen der Pestockung an. Dieser zweifelhafte Zustand dauerte lange genug, daß wer zur Kunst gehöret auf die Zerstückung der Desinfektion antrug; denn man war überzeugt, daß ihr viele verdächtige und geföhrliche Sachen anzugetrieben wöden. Doch der Gesundheitsstand widerstand sich einer Maßregel, welche das Wissen des Ausländers verdoppeln mußte, so lebhaft, daß man davon abließ; und alle nöthwendigen Symptome verschwanden ganz von selbst vor dem Eintritte des Junius. Die Pest von Marseille verbergte demnach in dunkeln Wöllen ihren Ursprung und ihre Ende, indeß sie, wie die Pest von Montpellier im Jahre 1629, zwei Monate wüthete und fünf zu ihrer Abnahme gedauerte, ohne daß die Heilkunst sich rühmen konnte, jene abgelenkt und diese beschleunigt zu haben. Will man die Zeit bestimmen, während welcher die Pestockung wirklich gewöthet hat, so schet die Dauer von fünf Monaten die mittlere Zeit anzuweisen zu seyn, und dieser Umstand ist desto merkwürdig, weil er auch der verächtlichen schmerzigen Pest des vierzehnten Jahrhunderts eigen war. In Wahrheit, diese asiatische Plage, welche sich von den Grenzen Sibiriens bis nach der Levante ausbreitete, Italien und Sizilien

im Jahre 1347, Spanien und Frankreich im Jahre 1348, England im Jahre 1349 und Deutschland und den Niederlanden im Jahre 1350 ergriff, verweilte auf ihrem verhängnisvollen Zuge fünf Monate lang in jedem dieser Länder. Die Berge haben uns nicht darüber belehrt, ob in den Jahren, welche auf 1720 folgten, und bei der Wiederkehr derselben Epochen, die gefährlichen Anzeichen nicht Symptome und Empfindungen des Typhus erlitten. In unseren Tagen haben mehr von den Verpeheten des ägyptischen Fiebers dergleichen periodische Mahnungen verspürt. Es könnte jedoch möglich sein, daß die Pest, wenn sie sich, so zu sagen, in unsrer Gegend vertheilt, und in denselben nicht den symmetrischen Verstand der Winde des Nordens und der Ostseesand, einen Theil ihrer merkwürdigen Konstitution einbüßt, und auf die menschlichen Organe einen milderer regelmäßigen und milderer tödtlichen Eindruck macht.

Die sinnliche Lage der Menschen hatte während der Epoche, deren schmerzliche Phasen ich beschrieben habe, ein nicht minder in Erfahrung gekommenes Phänomen dargeboten.

In diesen Gerichte, wo das Leben wenig und alles Uebrige nicht ist, löst die gesellschaftliche Ordnung sich auf, und die Skala der Strafen vermindert sich. Die Gesetze werden grausam, die Menschen verabscheuenswerth. Salzen auf allen Punkten, sogar mitten unter Erbarmen erlitten, schufen die schändlichen Organe Marcellin's in schreckliche Demonstrationen um. Die unbefangene Gewohnheit kirchlich gesinnter Menschen, den Jern des Himmels eine Plage zuzuschreiben, welche vorzugsweise die Kinder, die Armen und die tugendhaften Bedienten himmelte, warf alle Verurtheilungen des Volks von Verdrüsslichkeit und Verachtung über

den Haufen. Mord und Diebstahl vermehrsfältigten sich, ohne Gewissensbisse. Man sah das Monopol beschäftigt, Zehnten auszuheben, und was in Marseille von Handel übrig blieb, war nur ein Geruch unmenschlicher Verrechnungen. Speculanten trieben die Noth so weit, daß sie an einigen Orten solche Anordnungen annahmen. Ohne ja ernstlich, trat man Hehlstehlen, Mord und Eber unter die Füße; und diese unerschrockene Synonymie ist die tiefe Wunde, welche Schreckensregeln der öffentlichen Moral verursachen können. Unter dem Vorzeichen der Provence habe ich allgemein die Meinung angetroffen, daß der Charakter der Menschen durch diesen Unfall verschlechtert werden. Uebrigens ist diese Ueberschreitung von Verbrechen nicht der Pest von 1720 besonders eigen. Die von Lizen und von Zouloise bieten dieselbe Erscheinung dar; und eine für den menschlichen Gedankens sehr nicht schmeichelhafte Erfahrung hat die Italiener zu dem Sprichwort veranlaßt, „daß die Pest sich nur durch Gold und Feuer und Strang besiegen läßt.“

Den Unbilden der Vögelheuschrecke schloß sich in der un-
tergehenden Gesellschaft eine schamlose Unkeuschheit an. Nicht
als ob das Gift der Pestilenz, wie einige gemeinhin haben,
die Sinne zu solchen Ausschweifungen verleitet hätte; son-
dern weil man in wenigen Augenblicken ein Leben erschöpfen
wollte, das man verlieren gab. Die Prostitution war ge-
wöhnlich und süß. Nachlässige Verbindungen unerschrocken
sich davon in sehr geringem Grade; und es war nicht
Seltenes, daß Weiber jeden Mann einem neuen Witwen-
stand begannen und schloßen, ohne daß das Schattendiebstahl
von bürgerlicher Autokratie, welches übrig geblieben war,

dieser so verworrenen Ehem anders bestimmen konnte, als durch Gesundheitsvorsichtungen. Da die Pest ganz vorzüglich die Weinstätten verschonte, so überließen sich die Weiber, welche bisher als Familien-Schand dagestanden hatten, indem sie plötzlich die einzigen Erbsinnen wurden, mit Eile und Wuth den unerwarteten Gerüchten. Auf gleiche Weise hatte man, während der Pest, zu Florenz die Weiber auf den Köpfen in die Schlupfwinkel des Verdachnisses zu fliehen, und sich durch rasenden Geiz für lange Entbehrungen entschuldigen gesehen. Zuletzt verunglückten die Begierde der Ehem, zu welchen man seine Zuflucht hatte nehmen müssen, wieweilend den legitimen Ueberreiß von Schamhaftigkeit, und besonders gelangten, von Teufeln her, die bittersten Klagen über die gottesspöttliche Unkeuschheit dieser jungen Weiber zu den Hof. Doch, während in den Weinstätten die Weinstöcke Seiden besaßen, welche sich bis dahin sehr erhalten hatten, eilten die Frauenmädchen von Hif, wie von göttlicher Eingebung und von plötzlicher Noth getroffen, in die Krankenhäuser, um sich im Dienst der Kranken einem unschätzbaren Tode zu weihen. Mit Unruhe betrachteten der Ehemleiber und der Gesegnete diese plötzlichen Umstimmungen, in denen die einen, ermüdet von einer langen Unterwerfung unter verbotenen Schicksalstheilen, vor Begierde brennen, unter der Sichel des Todes zum wenigsten einen Versuch von jenem Naturstande zu machen, noch welchem ein unbestimmtes Verlangen, und selbst tödtlich unbekannt, im Innersten aller Herzen lebt, während andere, die bisher ihrem individuellen Willen überlassen waren, sich eigenen Fluges, zu dem heldenmüthigsten Opfern erheben, welche die Aufreißung der Ge-

schicksten erkennen hat. Würde man nicht sagen, daß diese monströse Zeit der Triden und Abgründe sich in einer allgemeinen Wöthung der Erde gefallt?

Der Enthusiasmus der Südländer verrieth sich zu Marseille durch andere merkwürdige Wöthungen. Im ganzen Verlaufe der Epidemie erfolgte auf die Niederkunft unfehlbar der Tod; und darin erkennt man die kalte Berechnung der Natur, die, indem sie keinen andern Zweck verfolgt, als die Vollendung der Reproduktion, das Weib in den Wochen allen den Übeln preisgibt, wovon es sie während der Schwangerschaft befreite. Auf die Gemüthsart dieser Thatsache bildete sich ein Verein von jungen Männern, welche, befeelt von apostolischem Eifer, mit Lebensgefahr in das Asyl schwangerer Weiber eindrangen, den Augenblick der Niederkunft erspäheten, und nachdem sie, durch eine verfloßene Abwaschung, dem Angebornen das einzige Leben der Christen gesichert hatten, zu neuen Tausenden hinstiegen, und Mutter und Kind ihrem unschließbaren Verderben überließen. Eine so seltsam gegliederte Mission erinnert — nicht an die Geusenheit, wohl aber an den verheerenden Gehaß der Kreuzfahrer, welche den Kindern der Carayenen den Himmel öffneten, indem sie dieselben erst tanzten und sodann abtöten. Zu gleicher Zeit entstellte sich die Zustucht zur Genußtheit, sie, die bei großen Unfällen so natürlich ist, und reinen Gemüthern, welche das edligste Gefühl vorhebt, so leicht nur Eärte verleiht, in den eigensinnigen Launen einer untreuenden Menge. Der Pöbel, von Trunk erhitzt, überließ sich hienweilen, in Ungestirn der Freimüthigkeit, gemeinschaftliches Gebeten, welche, vermöge der von ihnen veranlaßten Zusammenkünfte, der Einladung

so günstig waren. Inckelmal beklagte sich die Obrigkeit bei dem Bischof über diesen freimüthigen Unersand, den der Erfolg zwei Mal so streng bestraft hatte. Wirklich hatte, am 16. Aug., eine Procession zu Ehren des heil. Rochus den besorgten Charakter der Epidemie herabgesetzt, und am 15. Nov. hatte die Zeremonie, worin das, barchanischen Gebrauchen entlehnte Waathem von der Höhe des Kirchthurms der Meeulen herabsiel, die bereits erlöschende Plage von neuem belebt *). Doch, es muß gesagt werden: der Prälat, dessen Glaube ohne Bedenken, und dessen christliche Liebe so mächtig war, fand in seinem Herzen nicht die Kraft, Bewegungen zu unterdrücken, die er für religiös hielt; und er selbst hatte seine Diderot einer Ausübung der Gottesfurcht gewidmet, welche nicht in dem Augenblicke von Überglauben frei war **).

Tagesthun ehmte doch einige Tugenden dieß an Verberben so fruchtbare Zeiten. Man lobte die Frau eines Tagelöhners, welche, als es mit ihr zum Sterben kam, das äußerste Ende eines Seils an ihre Beine befestigte, damit ihr Gatte sie ohne Gefahr begraben möchte. Man nannte einen jungen Mann, der, nachdem er bei seiner Geliebten die Dienste eines Krankenwärters verrichtet hatte, tote zu Boden sank, sobald er sie in das von seinen Händen ausge-

*) Den 20. Aug. und den 17. Nov. nach dem Memorial der Stadt. Von diesem habe ich erzählt gehört, daß, als der Erzbischof von Rossan, während der Pest von 1772, den Rath hatte, die Reliquien, welche gefährliche Versammlungen veranlassen, fortbewegen zu lassen, er von den Jesuiten ermahnet wurde. Dieser Erzbischof hatte auch seinen Herrschaft.

**) Es ist hier die Rede von einer Beobacht, die man in Frankreich durch deroiten an auctr coeur de Maus begreift.

schlechte Grab verscharrt hatte. Doch wie unersuchbar waren die menschlichen Zuneigungen, wenn man sie vergleicht mit den Wundern, welche die Heiligen thaten! Man bilde auf Ordnung! Alles was er besitzt, hat er hingegeben; gestreut sind alle, die ihn bedienten; einzeln, arm, zu Fuß belagert er, von feind Wogen an, in die furchterlichen Besitztümer des Elends, und der Abend findet ihn mitten auf Plätzen, die mit Sterbenden bedeckt sind; er löscht ihren Durst, er tröstet sie als Freund, ermahnt sie als Apostel und sammelt auf dem Todesselde vernachlässigte Seelen. Das Beispiel dieses unverwundlich schimmernden Heilaten beherzt mit muthiger Nachahmung — nicht den Alerand müßiggängerischen Bierenträger, welcher auf die erste Befehl entfliehen ist, wohl aber die Pfarrer, die Vicare und die Lebendholden. Niemand wird zum Ausreißer; niemand setzt seinen Verschwerden ein anderes Ziel, als sein Leben. Mit Stolz zählt Frankreich die Heiligen, die in dieser edlen Mission unterlagen. Es zählte sechs und zwanzig Franziskaner, und achtzehn Jesuiten auf sechs und zwanzig. Die Kapuziner riefen ihre Brüder aus andern Provinzen herbei, und diese gingen dem Martyrer-Tod mit der Freudigkeit alter Christen entgegen; von fünf und fünfzig tödtete die Epidemie drei und vierzig. Das Betragen der Priester vom Oratorien war, wo möglich, noch hochherziger. Die Verrichtungen des heiligen Ministeriums waren ihnen unterlag; denn die Pöhl hatte die theologische Zwietracht nicht aufgehoben, und Jesuiten, die Pöhl in der Hand, folgten den Sterbenden bis an den Rand des Grabes, in das sie zusammen versenkten *). Doch die

*) Wie kam es, daß Christen nicht mehrten, sich so tief un-

Oratorien folgerten sich, ihre eigene Ungnade zu bezeugen; sie widmeten sich dem Dienste der Kranken mit einer heroischen Demuth; fast alle kamen darüber um's Leben, und es gab in der Stadt noch Thränen für den Tod des Empfinders, eines Mannes von hervorleuchtender Tugend. Wäre und so viele freiwillige Opfer verköstigten, wozu die christliche Liebe vermog, gäben die Wunden von St. Victor, nur mit der Sorge für ihrer Erhaltung beschäftigt, wie weit die menschliche Klugheit reicht. Die Kirche, deren Pforten uneröffnet blieben, war der einzige Ort der Stadt, welchen die Pest verschonte *). Dieser ruhige Egoismus, so gut belohnt, war endlich in dieser reichen Gemeinschaft; seit unfürderlicher Zeit nützte ein Kontrakt ihrem Vey, sich, im Fall einer ansteckenden Krankheit, mit ihnen einzuschließen.

Wie die Pest zu bekämpfen? Diese wuchsen in großen Kolonien ihrer Zerstörung zu entzünden Pesten, in welchen die Pnyx abgethan, die Bescheidigkeiten bekräftigt und die Gefangenen in Freiheit gesetzt wurden; alle Bürger, arm oder reich, versammelten sich und versammelten sich bei öffentlichen Versammlungen, nach dem Beispiel der Römer, bevor die Säulen vorbeigekommen und auf Betten in denselben Tempeln niedergelegt wurden. Die Bescheidigkeiten empfanden, wie leicht so fesseln; und so trübte die Pest der Bevölkerung auf Veranlassung der Pest, welche im Jahre 166 unter Maria Theresia das nämliche Reich heimsuchte, statt fand.

*) In Venedig geschah dem Heiligh der Pestkranke, wozu die Kirche von St. Victor zu Marseille. Diese haben Kaiser, können diese unermesslichen Zerstörungsbrechen durch strenge Abkündigung bewahren, bekräftigen die unerschütterliche Eigenschaft der Pest über ihren Widerspruch hinaus. Aber begreifen demgegenüber nicht, beweisen — nicht, daß die Pest nicht ansteckend ist, wohl aber, daß sie es in verschiedenen Graden ist, und daß gewisse Krankheiten und Umarmungen nicht in der Mith liegt.

Die glückliche Wüderherstellung der Sicherheit in Marseille entwickelte neue Charakter-Züge. Eine edelmüthige Freude berauschte diese Stadt von Erben. Der Erfolg und die Unerschütterlichkeit der Hope süßten die Beunruhigungen, und wirkten dahin, daß der Verkehr mit dem Auslande wiederkehrte. Dürft nach Vergnügen, wie er sich auf große Unfälle Bandhaft einstellt — wie ihn London nach der Pest und nach der Feuersbrunst, wie ihn Paris nach dem Verlust seiner Republik empfand — scheint ein Besitz des menschlichen Gemüths oder ein thatkräftiger Instinkt zu seyn, durch welchen die Natur ihre Katastrophen wieder gut macht. Durch Parnel-Registrier ist erwiesen, daß, fünf Jahre nach der Pest, die Bevölkerung Marseilles eben so stark war, wie im Jahre 1719 *). Die Schicksalopfer waren vergessen. Man ging zur Verachtung der Wohlthäter über. Zurückgelangt zu dem edelmüthigen Herde, welchem die Ausreißer mit der den Heilungen eigenen Zerknirschtheit aßen, ward in ihrer Wertschätzung geküßelt. Die schöne Ausopferung der Schöpfer wurde verkannt; der Redner der Gemeinde, Pochette de Croissaint, welcher einen Aufzug aus dem Womeral der Stadt bekannt gemacht hatte, sah sich genöthigt,

*) Diese Statistik war hinsichtlich ausserordentlich. In den Jahren 1709 und 1710 verlor die Pest Tausende und Hunderte; die Bevölkerung sank von 370,000 Seelen auf 322,267. Der vielen Verlust war die städtische Zahl geküßelter Eltern 6,082 und die der Waisen 26,004. Nun wohl! Im Jahre 1711, d. h. ein Jahr nach überstandener Pest, gab es 12,028 Eltern und 32,512 Waisen. Obwohl also die Zahl der Eltern auf zwei Drittel geküßelt war, so vermehrte sich doch die Zahl der Eltern auf das Doppelte, und die der Waisen um die Hälfte. Diese städtische städtische Ordnung, Bd. I.

die Exemplare einzuspeichern. Die kirchlichen Ausreißer ließen durch Beschlüsse diejenigen verjagen, die, in den Tagen der Befreiung, kraft einer Ernennung des Bischofs, an ihre Stelle getreten waren.

London fand in seinen Glücklingen denselben Geist der Aufstrebung und den unendlichen Fleiß, welcher die Menschen haßt wegen des Ruhms, den sie verdienen, oder wegen des Guten, das sie vollbracht haben. Der edelmüthige Ritter Roke wurde nicht erschädigt, und seine einzige, eben so schöne als tugendhafte Tochter verheirathete in einem Kloster ihr Elend und die Schande ihrer Mitbürger *). Der Heroismus des Herrn von Beljunge erlitt nur eine kleine Schwächung. Der Regent allein war darauf bedacht, diesem müßigen Helden zu befehlen; er ließ ihm in dem Erzbiethum faon die Würde des ersten geistlichen Paltes antragen. Doch Herr von Beljunge ehrete sich noch mehr dadurch, daß er den Eig. behielt, den seine schöne Handlungen so sehr geschmückt hatten. Erst zwölf Jahre später, als der Engländer Pape diesen Prälaten in seinem Versuch über den Menschen zwei Verse widmete, nahmen die französischen Mäuser seinen Namen als National-Eigenthum in Anspruch, und seit dieser Zeit ist man darin einverstanden geblieben, daß Beljunge's Name neben Vincent de Paul und Jenson zu stehen verdiene. Unserem

*) Die letztere Thatfache ist durch dem neuen Schriftsteller gewöhnlich gemacht worden; doch dieser (H. Paul Lukan) beweist nur, daß der Ritter Roke sich im Jahre 1723 zum zweiten Male verheirathete, und daß sich neue Ehe ansehnlicher hielt. Dies nun sagt Truchseggel, daß aus der früheren Ehe nicht eine Tochter vorhanden gewesen, die das besagte Schicksal treffen konnte.

Jahrhundert war es aufbehalten, den Mann der höchsten zigen Männer, welche ihrem Vaterlande in dieser bedauerlichen Plage blühten, eine verspätete Guldigung zuwenden. Möge das ihnen im Jahre 1802 zu Marseille errichteten Denkmal für ihre eine so lange Andenkbarkeit zeugen *).

Wirden nicht sehr der Schaden nicht, den diese ansteckende Krankheit dem Königreiche verursachte; allein er war über alles Maß hinaus groß, und erschwerte die Verlegenheiten der Regierung um vieles: denn der Abzug und die Schen, welche sich an die französische Flotte knüpften, hatten nicht alle Häfen verschlossen, und zwar zu einer Zeit, wo der Staatsschuld und das Privatvermögen sich einer hitzigen Kampagne und übertriebenen Spekulationen ammenten hatten. Der Verlust an Menschen ist nicht genau bekannt. Man weiß bloß, daß Marseille, Niz und Toulon zusammen mit 79,479 ihrer Einwohner bestritten. Die Sterblichkeit vertheilte sich über die Klassen der Gesellschaft nach Verhältnis ihrer Dichtigkeit und mit auffallend genauen Ablesungen. Auf gleiche Weise zählte man zu Nizza auf 100,000 Tode nur 3 Tödtliche, eine sehr geringe

*) Dem berühmten Voltaire's sind zwei Gedichte gewidmet worden; das eine ist überhört: *Le poète de Marseille*, und das zweite ist der Dicht Lombard; das andere steht im Band des 148ten von Charles Millington. Papst's Verse lauten also:

Why does Marseill's good bishop pour breath,
When nature sicken'd and each gale was death?

Der Marseill's good bishop ist für die Engländer gleich bedeutend mit Voltaire geworden. Derrard nennt ihn gar nicht anders in seinem „Geschichte der Lyoner.“

Anzahl wohnhabender Bürger, und nicht einem einzigen Kap. Die Pest der Provinz war vor allem darin merkwürdig, daß sie weder in den Städten, noch auf dem Lande, noch in den Asinellen, noch in den Camilleen irgend ein Haupt der Kirche, des Volks und des Militärs traf. Sie wich zurück vor diesem Bischof, diesem Konsult von Marseille, diesem Vater Noje, welcher sie zu jeder Stunde und an allen Orten suchte, und deren gesunder Zuseher das Stadthaus war, wo fünfhundert Personen unter ihm liegen starben. Alles versüßet zu dem Glauben, daß Größe des Charakters, hochherzige Gedanken und starke Bestrebungen von dem Menschen eine gewisse lebende Stimmung erzeugen hatten, welche die Wissenschaft, bis jetzt nicht hat definiren können, welche man jedoch sehr allgemein als notwendige Bedingung für die Theilnahme des Geistes betrachtet. Diese Regide hatte in Marseille zwei andere unterschiedene Kommissäre, die ich hier nicht mit Rücksicht auf das Schweigen übergehen darf. Der erste war der Jesuit Millet, der einzige unter den Mönchen, welcher sich gefallen ließ, bürgerliche Einrichtungen mit religiösen Bemühungen zu vereinigen; der zweite ist der Maler Serres, ein Jünger Puel's, welcher, in zwei stürklich wahren Gemälden, die Schauder ausdrückte, welche seine Sinne empfanden, seinen Verstand erschütterten und seine Pinsel befeuchteten. Es scheint sogar, als sei ein gar Verschüttet gewordener vielsüßiger Rauch in den gemüthlichen Seelen und bei den allergefährlichsten Verrichtungen zu einem Bewahrungsmittel geworden; denn ich habe die Entdeckung gemacht, daß nicht weniger als achthundert Begnadigungsbriefe für Galeeren-Sklaven aufgefertigt worden sind, die während der

Peß gute Dienste geleistet hatten, und deren Versorgung, theils im Königsreiche, theils in den Colonien gesichert wurde. . .

Drei wandernde Gezeiten verfolgen das menschliche Geschlecht auf diesem Erdball: die afrikanische Peß, das gelbe Fieber America's und der europäische Typhus der Gefängnisse. Zählt man die Nothe der ersten zu Marseille und Neapel, die Verheerungen des zweiten in Andalusien und Katalonien, und die Schlachtopfer der dritten zu Rastatt, Loegau, Pögg und Mainz: so weiß man nicht, welcher von diesen drei Plagen der Preis der Fortbewegung gebührt. Das gelbe Fieber und der europäische Typhus sind beobachtet worden, und werden mit Hilfe der Fortschritte, welche die Naturwissenschaften in unseren Tagen machen, je mehr und mehr beobachtet werden. Die Soldaten, welche der französischen Expedition bis zu den Mauern Theben folgten, haben sich ihrerseits mit dem Typhus der Afrikaner genossen; und vielleicht würden sie für immer häufter alle Geheime desselben gekannt haben, wenn ihrem Geize und ihrer Unerschrockenheit mehr Zeit und Raum gegeben gewesen wäre, nicht zu gedenken, daß die Peß, welche sich kriechend unter unsere Zelte schlich, zur furchtsamer und feindlicherer Natur war. Die ächte ägyptische Peß, welche unsere Soldaten nicht kennen lernten, stammt aus Babylon, wo sie, von einer Zeit zur andern, ihre Wille thätet, um desto stürklicher in den Ecken des Nil zu wüthen. Sollte es unverständlich seyn, zu wünschen, daß Nachseher hochherziger Männer mit Masse eine Plage studiren möchten, welche den Orient nur unwartend befällt? Es würde darauf ankommen, die Peß in Aegypten, in Syrien und

im persischen Meerbusen, wo die Natur sie giebt, mit der von Konstantinopel zu vergleichen, wo sie von der Hand der Menschen gepflegt wird. Da für geschickte Beobachter kein Land unfruchtbar ist, so mögen sie uns aus dem Vorigen mit Barbaren das mittheilen, was dem Franzosen in der Pest der Provence fehler, und was ihm in einer so verhängnißvollen Peste vielleicht noch immer fehlen würde; ich meine den großen Schatz, wenn die wissenschaftlichen Leute in dem Uppstich die ersten und die schwächeren Zeichen der krankhaften Erscheinung unterscheiden. Was die ganze Erscheinung mischelt, ist, raschen Wuth und Wuthlosigkeit und, die Pest auf's Höchste zu flechten, so lange sie fern ist, und sie nicht mehr zu fürchten, sobald sie sich eingestellt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Z u g a b e n

zu den

staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Fortsetzung.)

Vierte Zugabe.

Von dem Zusammenhange der staatswirthschaftlichen Lehren.

Wer zu einer richtigen Verfassung von menschlichen Gesellschaften gelangen will, muß, vor allen Dingen, darüber ins Klare zu kommen bemüht seyn, d. h. vorher ermitteln, was überhaupt Gesellschaft ist, und welche Elemente für ihre Zusammensetzung nothwendig sind.

Jede Vergesellschaftung aber setzt zweierlei voraus: 1) die Abhängigkeit der Vergesellschafteten von einander; 2) die Verschiedenheit ihrer Geschicklichkeit, die mannichfachen Verrichtungen, welche die Gesellschaft für ihre Fortdauer erfordert, zu erfüllen.

Ohne diese Abhängigkeit und ohne diese Verschiedenheit gibt es keine Gesellschaft.

Ich sage: Ohne diese Abhängigkeit; denn Wesen, welche eins das andere nicht bedürfen, würden sich gemiß nicht vereinigen. Ich sage: Ohne diese Verschiedenheit; denn Wesen, welche nach ihrem Vereinigung, sich

alle denselben Verrichtungen hingeben, würden davon nicht mehr Theil genießen, als wenn sie vereint lehten.

Die Abhängigkeit der Vergesellschafteten von einander ist also der Grund der Vereinigung, und die Verschiedenheit der Geschicklichkeit zu gesellschaftlichen Verrichtungen ist das Mittel derselben.

Nehmen wir die Gesellschaft der Bienen, welche die Natursehe ganz allein gebildet haben, zum Beispiel. Zwar giebt es keine Gleichheit zwischen dem Menschen und der Biene; allein die Gesellschaft der Bienen beruht auf den allgemeinen Grundlagen aller Association, und so liegt in der Vergleichung kein Fehler.

Drei Arten von Bienen konstituiren den Bienenstock: 1) die Bienensoldatin; sie allein ist fruchtbar, und genügt durch ihre Fruchtbarkeit allen Bedürfnissen der Gesellschaft, in welcher sie den Vorrath führt, so wie der Erzeugung neuer Gesellschaften; 2) die männlichen Bienen; sie haben in der Association keine andre Bestimmung, als die Soldatin zu befruchten; 3) die Arbeitsbienen; sie verrichten die ganze Arbeit des Stocks, fliegen aus, um einzusammeln, erbauen die Zellen, erziehen die Larven u. s. w.

Von diesen drei Arten von Bienen vereinigt keine die Summischen für das Leben des Stocks notwendigen Verbindungen.

Die Bienensoldatin ist nur fruchtbar, nicht arbeitend; die männlichen Bienen sind es eben so wenig; die Arbeitsbienen sind gleich unermüdend und unfruchtbar.

Die Abhängigkeit, in welcher sie von einander stehen, ist also der Grund ihrer Vergesellschaftung; jede von

ihnen hat ihre besondern Attribute, und ihre gegenseitigen Bedürfnisse werden nur durch die allgemeine Vereinigung befriedigt.

Die Verschiedenheit ihrer Geschicklichkeit, die für die Gesellschaft erforderlichen Vorrichtungen zu erfüllen, muß als das Mittel dazu betrachtet werden.

Es wird zur Erklärung des Wesens der Gesellschaft.

Die Abhängigkeit der Menschen von einander liegt außer allem Zweifel, weil kein einzelner Mensch die noch wendigen Bedingungen des Lebens erfüllen kann; die Menschen tragen also, gleich den Bienen, den Grundriß der Vergesellschaftung in sich. Da sie aber, wenigstens nicht von Natur, die in die Augen fallenden distinctiven Fähigkeiten haben, so besitzen sie, wie es auf den ersten Augenblick scheint, nicht das Mittel, zu einer Vergesellschaftung zu gelangen.

Hiernach könnte man behaupten, daß, während wir gezwungen sind, in Gesellschaft zu leben, wir gleichwohl der Fähigkeit beraubt sein, welche die Organisation der Gesellschaft notwendig macht; doch ein tiefes Eindringen in das Wesen des Menschen führt leicht zu der Entdeckung, daß er den Keim aller Fähigkeiten in sich trägt, die der Gesellschaft nützlich sind.

Die Menschen haben freilich nicht, wie die Bienen, die besondern Fähigkeiten, wodurch die Eihung in ihren verschiedenen Vorrichtungen verhindert wird; aber jeder einzelne Mensch trägt in sich den Keim zu allen gesellschaftlichen Fähigkeiten. Nicht als besondres, sondern als allgemeines Element der Gesellschaft will der einzelne Mensch aufgefaßt seyn; und als solches ist er eine

Art von Chaos, worin Anfangs alle Kräfte durch einander beausen.

Weit gefehlt, daß dieser Keim die Charaktere des Instincts vereinige, welcher immer eine vollkommen entwickelte Fähigkeit ist; weit gefehlt, daß er ausreichen sollte, den Menschen ohne Anstrengung und Noth in die Lebensbahn einzuführen; muß der Mensch vielmehr seine Kräfte und sein Leben an die Entwicklung desselben setzen; und selbst wenn er dahin gelangen könnte, das Ganze zu entwickeln, würde ein Augenblick eintreten, wo er sich selbst genug that, wo er schließlich aufhört, gesellschaftlich zu seyn.

Aber er kann immer nur über einen sehr kleinen Theil dieses Keims gebieten; denn er befindet sich in der Unmöglichkeit, seine Kräfte einem Punkte zuzuwenden, ohne die übrigen Punkte, mehr oder weniger, zu vernachlässigen. Ein solcher Denker würde der schlechteste Athlet seyn; und indem sich auf diese Weise die Schwäche des Menschen nach Maßgabe seiner Virtuosität vermehrt, tritt er nie aus dem Banngebände der Abhängigkeit, hört er niemals auf, des Bestandes der Gesellschaft zu bedürfen.

Auf der andern Seite: wenn alle Menschen denselben Theil dieses Keims entwickelten, so würde die Gesellschaft aufhören, möglich zu seyn; denn sie beruht eben so sehr auf der verschiedenen Geschicklichkeit ihrer Mitglieder zur Erfüllung der mannichfaltigen Verrichtungen, als auf ihrer gegenseitigen Abhängigkeit. Es ist also auf der einen Seite notwendig, daß alle der Gesellschaft mögliche Fähigkeiten entwickelt werden, und, auf der andern, daß jedes Mitglied eine besondere Fähigkeit entwickle, nach Maßgabe der Bedürfnisse der Gesellschaft.

Was aber, wenn von menschlicher Gesellschaft die Rede ist, nie aus der Säge gelassen werden sollte, ist, daß sie sich mit verschiedenen Entwicklungs-Graden verträgt, welche von dem Herrschthum des Geistes abhängen. Die Thiere, sie mögen in Gesellschaft leben oder nicht, befinden sich heute noch in demselben Zustande, worin sie vor mehreren Jahrtausenden waren, und werden nach tausend Jahrhunderten noch in eben dem Zustande seyn, worin sie sich heute befinden. Da ihre Intelligenz in den Banden des Instincts geht, so können sie sich weder vervollkommen, noch verschlechtern. Die Intelligenz des Menschen dagegen ist unabhängig, und ist es gerade deswegen, weil sie nicht in das Joch einer herrschenden Fähigkeit eingeschnitten ist. Da bei aber ist sie allen den Veränderungen unterworfen, welche aus ihrer größeren oder geringeren Entwicklung hervorgehen können. Der Mensch kann sich also eben so gut vervollkommen, als verschlechtern; und während jedes Thier in seiner Art vollkommen ist, kann man von dem Menschen mit Wahrheit nichts weiter aussagen, als daß er der Vervollkommenung fähig ist. Ihn ist auf keine Weise vergewissert, beim ersten Eintritt in das Leben zu schwanken; seine erste Ungetrübtheit würde ihn unsehbarer zum Tode führen, verschafften gesellschaftliche Einrichtungen ihm nicht alle die Bewältigungen, denen er von Natur beraubt ist. Dafür gereicht die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen mehr zum Vortheil der Gesellschaft, als zu seinem eigenem Vortheil. Da sie ewig ist, er aber nur einige Augenblicke verhält: so wird sie durch den Tribut verhehrt, den Jeder ihr auf seiner Wanderung durchs Leben zollt. Dafür scheint sie das Versprechen zu geben, daß sie

die von den verschiedenen Generationen empfangenen Wohlthaten Stromweise über die zukünftigen verbreiten sollte.

Nach diesen Vorfällen über die Gesellschaft überhaupt und über die menschliche Gesellschaft insbesondere, wird es nicht schwer seyn, mit Bestimmtheit anzugeben, was die Staatswirtschaftslehre ist, und was sie bezieht. Sie ist — um es mit dem geringsten Aufwand in Worten auszudrücken — die auf Beobachtung und Erfahrung beruhende Kenntniß der gesellschaftlichen Erscheinungen, sofern diese aus der Theilung der Arbeit hervorgehen, und sie bezieht die Entdeckung derjenigen Prinzipien oder allgemeinen Gesetze, wodurch das Wesen der Gesellschaft vor Rückschritten oder Verschlechterungen bewahrt und in seinem Entwicklungs gange gesichert wird. Auf sie läßt sich also anwenden, was ein ausgezeichnete Mann des sechzehnten Jahrhunderts, und zwar kein geringerer als Descartes, bemerkt, um den selben Verstand von demjenigen zu unterscheiden, der es nicht ist. Er sagte nämlich: „Alle Evidenz des Verstandes offenbart sich darin, daß man genau untersucht seyn will von der Art und Weise, wie sich diejenigen Dinge machen, die als Grundlage des menschlichen Lebens betrachtet werden müssen; denn darum drehen sich die größten Angelegenheiten.“

Ueber die sehr allmähliche Entstehung der Staatswirtschaftslehre, diese als positive Wissenschaft genommen, behaltn wir uns vor, weiter unten ausführlicher zu reden, wo sich zeigen wird, welche Veränderungen im Zustande der Wissenschaft veranlassen mußten, ehe man auf den glücklichen Gedanken gerathen konnte, eine bis dahin nur für rein physische Erscheinungen vorhandene Methode auf

die gesellschaftlichen Erscheinungen anzuwenden. Ist mehr oder minder vollendete Wissenschaft dient die Staatswissenschaftliche zur Erklärung aller gesellschaftlichen Erscheinungen, welchem niedrigeren oder höhern Civilisations-Grade diese auch angedornen mögen. Die Art und Weise, wie sie hierbei zu Werke geht, stellt sich im folgenden Uebersicht ihrer Beobachtungen dar.

Der Freigebigkeit der Natur verbannt der Mensch mehrer Güter, welche zur Erhaltung seines Daseins unentbehrlich sind. Alles Uebrige verschafft er sich durch seinen Fleiß, durch seine Betriedsamkeit; und dieser Ueberreiß erscheint als sehr bedeutend, sobald man in Erwägung zieht, welche Vergleiche ein civilisirtes Volk vor einer Herde voraus hat, die in America's Wäldern, oder auf den Felsen der Eisüste ihr gleichbedingtes Leben ein Jahrhundert wie das andere fröhlich führt. Die Natur giebt dem Wilden Lust, Licht und was sie sonst noch verleiht, als reines Geschenk, ohne auf irgend eine Erkenntlichkeit Anspruch zu machen. Was der Wilde mehr besitzt, was also auch wir mehr besitzen, rührt von menschlicher Schöpfungsgabe her; und bis zu welchem Civilisations-Grade die Gesellschaft auch gelangt seyn möge: immer muß sie dem Einzelnen das Recht gewähren, zu verfügen über das, was er herbeigebraucht hat, d. h. sie muß ein Eigenthumsrecht anerkennen und gewähren, weil sonst der Einzelne mit seiner Beute sich aus dem Staube machen würde, um nicht von andern Menschen bestraft zu werden. Nur unter dieser Bedingung kann die Gesellschaft fortbauern.

Bringt nicht jeder Einzelne alles hervor, was er bedarf, so ist er wenigstens verpflichtet, etwas hervorzubringen,

wofür er kaufen oder eintauschen kann. Er tauscht alldenn das, was über sein Bedürfniß hinausgeht, gegen Produkte aus, welche den andern Menschen nützlich sind, und bringt sich auf diese Weise in den Besitz alles dessen, was sich für sein Bedürfniß und für seine Lage paßt. Nur der Mensch besitzt die Fähigkeit, zu tauschen, und diese Fähigkeit ist es, was in unserm großen Welttheater jeden Einzelnen in den Stand setzt, sich nur mit einer Art von Produkt, ja sogar nur mit einem gewissen Theile desselben, zu befassen.

Daher die Theilung der Arbeit, oder, um dies genauer auszudrücken, die Separation der Productionen, welche die hervorbringende Kraft des Menschen ungemein erhöht.

In Folge dieser Beobachtung könnte es scheinen, als ob jeder Einzelne nur diejenigen Produkte genießen sollte, die er sich dadurch verschafft hat, daß er sie entweder selbst hervorbrachte, oder sie in Austausch gegen selbst hervorgerachte erwarb. Woher käme alldenn jedoch das große Mißverhältniß, das man hinsichtlich der Hülfquellen wahrnimmt, über welche die Menschen verfügen? Wie könnten alldenn sich einige einen bedeutenden Aufwand erlauben, während andere es kaum dahin bringen, daß sie ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen im Stande sind? Wie überlegen man sich auch die körperlichen Fähigkeiten und Talente gewisser Personen in Vergleich mit den körperlichen Fähigkeiten und Talenten anderer denken möge: so reicht doch diese Überlegenheit nicht aus, um eine so große Ungleichheit in ihrer Hervorbringung erklären zu können; und eine Staatswirtschaftslehre, welche über eine, im gesellschaftlichen Leben so häufig vorkommende Erschrei-

nung seine Erklärung zu geben vermöchte, würde eben nicht ausgeschlossen seyn.

Eine Zergliederung der Produktion nicht inzuwischen hin, um uns in dieser Hinsicht die nöthigen Aufschlüsse zu geben. Jedes Produkt ist das Ergebniß eines Zusammenwirkens von Thätigkeiten und Mitteln, welche durch einen lebenden Verstand in Bewegung gesetzt werden. Der Unternehmer dieses Produkts ist es, der sich, auf seine Kosten, alle die Arbeiten und den Gebrauch aller der Werkzeuge verschafft, mittelst welcher das Produkt vollendet wird; und weil nun so ist, so hat dieser Unternehmer seinen Gewinn in dem hervorgebrachten Werth. Indem nun der Theil von Talent, den er hinauf verwendet, sich durch die Zahl der von ihm gebrauchten Arbeiter vervielfältigt, und mittelst dieser Arbeiter die Quantität der hervorgebrachten Sachen in Beziehung auf die Thätigkeiten eines einzelnen Unternehmers sehr groß seyn kann: so können auch seine Gewinne sehr beträchtlich seyn, in Vergleich mit den Einkünften der untergeordneten Arbeiter, die er beschäftigt.

Dazu kommt, daß dieß Total von Arbeiten der Betriebsamkeit nicht anders ins Leben gerufen werden kann, als mit Hilfe großer Werkzeuge: der Kapitalien und des Grundeigenthums. Unter dem Befehle derselben verwandelt die Betriebsamkeit die Stoffe ihrer Produkte in Gegenstände, die sich für unsern Verbrauch eignen. Man kann sagen, daß die Werkzeuge der Betriebsamkeit in Uebereinstimmung mit denselben arbeiten, und daß die Produkte ihrer die Ergebnisse ihrer verrichteten Dienste sind. Während also die Besitzer der Werkzeuge durch ihr Talent direct

zur Verwerthung beitragen, arbeiten sie zugleich indirecte vermittelt ihrer Capitale und ihrer Grundstücke. In dieser Beziehung kann man sie Produzenten nennen, selbst wenn sie nicht unmittelbar bei der Production mitwirken. Allerdings ist ihrer Wirkung brequem die sie; allein sie ist deshalb nicht minder unumgänglich nöthig für die Bildung der Producte: denn gewäherten sie nicht den Verbrauch ihrer Werkzeuge, so würden die Producte wegfallen.

Wir müssen also die Producte betrachten als Ergebnisse von drei verwerthenden Diensten. Oben an stehen die der Entschlafenen; dann folgen die der Capitale; den Beschluß machen die des Grundeigenthums. Und da der Unternehmer derjenige ist, welcher die Idee des Productes aufgefaßt, und die Mittel, dasselbe ins Werk zu richten, vereinigt hat: so müssen wir seine Wirkungen bei Arbeiten der Entschlafenen oben an stellen.

Jedes Product, sofern es einem gesellschaftlichen Bedürfnis entspricht, ist ein Mittel, sich selbst, seiner Familie und der Gesellschaft eine Genugthuung zu verschaffen. Es ist folglich ein Gut. Die Arbeit, d. h. die Entschlafung von Kraft, welche angewendet werden muß, es ins Daseyn zu rufen, ist ein Opfer, und, wenn man will, ein Uebel. Ich sage: wenn man will. Moralisch genommen ist die Arbeit allerdings auch ein Gut, und, als Bedingung gesellschaftlichen Daseyns, sogar das größte. Dies verhindert jedoch nicht, daß sie, wenn sie mit heftigen Anstrengungen verbunden ist, als ein Uebel erscheint, indem ein unumstößbares Gefühl sie dafür erklärt. Das Opfer hört nicht dadurch auf, daß die Arbeit nothwendig ist; denn selbst dann, wenn man ein Product kauft, bringt man, um es

zu erhalten, einen bereits erworbenen Werth, aus welchem man sich einen Genuß bereiten konnte, zum Opfer. Die Bestimmung der Nützlichkeit besteht demnach darin, daß man sich das größte und beste Produkt um den geringsten Aufwand von Arbeit und gegen das geringste Opfer verschaffen kann. Dies bedeutet nichts weiter, als die Nothwendigkeit, in der Staatswirthschaftslehre eine strenge Abschätzung des Bösen und des Guten zu verlangen, das aus dem Spiele dieser großen Maschine, Gesellschaft genannt, hervorgeht. Wer trugte aber wohl zur Abschätzung dieser Dinge, als diejenigen, welche das Publikum ausmachen — als Wesen, welche unablässig berufen sind, den Umfang des Opfers mit dem Genuße zu vergleichen, welcher der Preis desselben ist? Und welches Mittel, ihre Abschätzung lernen zu lernen, oder wohl richtiger, als den laufenden Preis der verschiedenen Arbeiten und den der verschiedenen Produkte zu beobachten?

Auf diese Weise erfährt man, welches Produkt, in der Bildung der Menschen, das, was es kostet, werth ist, oder nicht werth ist. Nur indem man den Tauschwerth oder den laufenden Preis der Dienste und der Produkte in die Berechnungen der Staatswirthschaftslehre aufgenommen hat, ist ihrem Dröckhien ein Fundament zu Theil geworden, das diese über das Unbestimmte der Voraussetzungen und Konjekturen erheben hat. Will man wissen, ob eine Produktion vorthellhaft sei, oder nicht: so braucht man nur alle die Opfer, welche dargebracht werden müssen, damit sie von Nutzen gehen, oder, was dasselbe sagt, die Produktions-Kosten mit dem herbeigebrachten Werth zu vergleichen, d. h. mit dem Preise, den die Markte für das

Produkt bezahlen, wenn es zum Verkauf gestellt wird. Der Unternehmer, welcher auf diese Weise sämtliche Produzenten repräsentirt, befindet sich im Kampfe einerseits mit der Natur der Dinge, um ihr ein Produkt abzugewinnen, und andererseits mit dem Verkäufer, um es zu verkaufen. Vorausgesetzt, daß dieser ihm bereitwillig bezahlt, was das Produkt gekostet hat, ist sein Vortheil schon gestellt; denn die Arbeit des Unternehmers selbst macht einen Theil der Produktions-Kosten aus, und soll gleich allen übrigen Verschüssen durch den laufenden Preis des Produkts gedeckt seyn. Dies ist der hergebrachte Kalkül, und dieser reicht für die Privat-Interessen aus. Weiter unten werden wir sehen, wie diese sich an die allgemeinen Interessen knüpfen, d. h. worin sie mit ihnen übereinstimmen und sich von ihnen entfernen.

Nur von der Art und Weise, wie die Güter des Lebens zur Gesellschaft gelangen, scheint sich das Recht des Eigenthums her. Derselben, welche die Natur aus freiem Willen gibt, gewähren durchaus kein Recht. Wäre es möglich, sie zum Verkauf zu stellen, so würde eine solche Forderung die natürliche Billigkeit verletzen; man würde sich etwas bezahlen lassen, das nichts kostet. Anders verhält es sich mit Gütern, welche man nur mittelst eines Opfers, einer Arbeit, oder eines Verdachts erwerben kann, das die Frucht eines Opfers, einer verangegangenen Arbeit ist. Wer diese Art von Gütern erwerben wollte, ohne ihrem Besitzer ein Äquivalent zu geben, würde seiner Seite die natürliche Billigkeit verletzen: er würde eine Entraubung begehen. Daher die Nothwendigkeit des Austausches, um sie zu erwerben, wenn man sie nicht herverbringt; daher

das Daseyn zweier Arten von Gütern oder Reichthümern, von welchen die einen (die natürlichen Reichthümer) allen gemein sind, die andern (die gesellschaftlichen Reichthümer) ausschließendes Eigenthum bilden. Nur der letztern giebt der gemeine Sprachgebrauch die Benennung von Reichthümern.

Diese sind gleich ihrem Tauschwerthe, d. h. derjenigen Quantität jedes andern Gutes, die man erhalten kann, wenn man sie feil bietet. Doch das Wort „Werth“ hat viele Streitigkeiten veranlaßt, welche, wie gewöhnlich, nur daraus entstanden, daß man sich nicht verstand. Einige nahmen dies Wort in dieser, andere in jener Bedeutung. Ersehen muß man, daß es zwei verschiedene Begriffe bezeichnet. Bald bezeichnet es das Verdienst, welches einer Sache insofern in Kraft der Dienste, welche sie uns leisten kann; und in diesem Fall ist nur von ihrem Tauschwerth die Rede. Bald drückt man durch das Wort „Werth“ die Eigenschaft aus, und auf dem Wege des Tausches, einen andern Gegenstand von gleichem Werthe verschaffen zu können. In dem letzten Sinne ist der Werth nur eine Angelegenheit mit den Beschränkungen, welche aus der Natur der Werthe selbst entstehen; in dieser Bedeutung, und wenn nur von Tauschen die Rede ist, sind sie veränderlich und beglich. Mit andern Worten: der Tauschwerth ist nur zu einer gegebenen Zeit, und in der Voraussetzung, daß alle übrigen Umstände sich gleich sind, ein Maßstab für Reichthümer.

Es verhält es sich mit den Dingen, welche in allen gesellschaftlichen Abkommnissen die erste Rolle spielen. Sie knüpfen sich an die Interessen der Individuen in ihren

Beziehungen unter einander; an die Interessen des Staats in Beziehung auf Privatpersonen; und wenn man Völker als Individuen betrachtet, welche ihre eigenthümlichen Interessen haben, so knüpfen sie sich an die Interessen, welche die Staaten unter einander auszugleichen haben. Und so greift denn die Staatsrechtslehre nicht bloß in die innere Politik ein, sondern sogar in das, was man wohl Völkerrecht zu nennen gewohnt ist.

Die Organisation des Menschen selbst, sofern sie sich abschließt in der Unfähigkeit jedes Einzelnen, noch mehr als einen geringen Theil des in ihm niedergelegten allgemeinen Krimes zu entwickeln, beingt nichts so sehr mit sich, als daß der Mechanismus der Production in allen gesellschaftlichen Zuständen derselbe ist; nur mit dem Unterschiede, daß er, in den zusammengefügten, Phänomene darbietet, welche minder leicht zu fassen sind. Während sich also die Arbeit selbst bei Jäger- und Hirtenvölkern theilt, und diejenigen Individuen, welche einer einzelnen Verrichtung mit dem besten Erfolge versehen, am meisten gelten, läßt sich bei dem allgehilfftesten Völke für die Fortdauer und das Gedeihen der Gesellschaft kein anderer Grund auffinden. Die Betriebsamkeit, im Allgemeinen genommen, besteht in der Fähigkeit, die gesellschaftlichen Reichthümer zu vermehren; und wie verschieden auch die Wege seyn mögen, welche sie einschlägt, so ist ihr Ziel doch immer eins und dasselbe; nämlich das Bedürfniß der Menschen (welcher Art dieses auch seyn möge) dergestalt zu befriedigen, daß der Gebrauch ihrer Erzeugnisse den Verzehrern so viel Genuß gewähre, daß es ihnen nicht an Bequemlichkeit fehle, den Kaufpreis zu bezahlen. Denn,

wenn der den Vorgehrent dargebotene Genuß des Preis seines Produkts nicht auf den Preis der Herbeibringungskosten stellt, so giebt es nicht nur keine Herbeibringung, sondern es findet auch ein Verlußt Statt.

Die Herbeibringungskosten sind der Preis der verschiedenen Dienste aller Derjenigen, welche zur Föderung des Produkts beigetragen haben; und aus diesem Grunde sind die Gewinne der Herbeibringung gleich der Produktion, vorausgesetzt, daß das Produkt alle die Vorschüsse vergütet, welche es ohne andere Vergütigungen veranlaßt hat; doch muß zu den Vorschüssen der Arbeitswerth des Unternehmers hinzugefügt werden, was der gemeine Sprachgebrauch seinen Gewinn nennt. Der Preis, den ein Arbeiter von seiner Arbeit giebt, macht den Gewinn des Arbeiters aus; der Preis, den ein Grundeigenthümer von der Verpachtung seines Grundeigenthums giebt, bildet den Gewinn des Grundeigenthümers; und der Preis, den ein Kapitalist von der Vertheilung seines Kapitals giebt, bildet den Gewinn des Kapitalisten. Die Analogie aller dieser produktiven Dienste unter sich, und des Lohnes, welcher der Preis derselben ist, hat gestattet, daß man allen die Benennung „Gewinn“ gegeben hat; und bezagen läßt sich nicht, daß ihre Analogie vollständig ist; denn sie alle sind der Preis einer der Produktion geleisteten Dienstes, den man folglich als produktiv bezeichnen muß.

Es giebt aber eine gewisse Anzahl von Produkten, welche einen Werth haben, weil man sie bezahlt, obgleich nicht Werth von einer solchen Verschöffertheit ist, daß er sich an seinen Stoff knüpft. Dienste, welche entweder Individuen, oder auch der ganzen Gesellschaft geleistet werden,

sind eben so reelle Dienste, wie diejenigen, welche beitragen zu dem Werthe, der einem materiellen Product gegeben wird. Man kauft den Dienst, den ein Arzt, ein Advokat, ein öffentlicher Beamter leisten; allein ist dieser Dienst einmal geleistet, so bleibt davon kein Werth zurück, der sich mit irgend einer materiellen Substanz verbinde und von neuem auf Andere übertragen werden könnte, wie dies der Fall ist bei Stoffen, die, nachdem sie gekauft sind, nicht nur wieder verkauft werden können, sondern in den meisten Fällen sogar mit Gewinn wieder verkauft werden. Nichts desto weniger will der Nutzen, welcher aus dieser Art von Dienst entspringt, weil er alle Eigenschaften desjenigen hat, der aus materiellen Producten herbergeht, weil er ferner, gleich diesem, die Frucht einer Thätigkeit und selbst eines Kapitals ist *), weil er endlich von einer Person verkauft und von einer andern gekauft wird — aus allen diesen Gründen, sagt ich, will dieser Nutzen, wie flüchtig und vorübergehend er auch seyn möge, als Product bezeichnet seyn. Und ein solches ist er, wenn gleich ein immaterielles. Die Staatswirthschaftslehre kann ihn von ihrem Domainen um so weniger ausschließen, weil sie das ganze gesellschaftliche System umfaßt, dieses aber nicht fortdauern könnte, wenn es nicht zusammengehalten würde durch Kräfte, die sich nicht als rein physische bezeichnen lassen. Endlich bemerken werden ist, daß Talente und

*) Die Studien eines Arztes, eines Advocaten, eines Staatsbeamten sind ein Verfaß, dessen Früchte sich mit dem Gewinn vermengen, der auf ihren Leistungen entspringt. Nur muß man darin ein Kapital sehen, das auf Gewinn und Verfaß angelegt ist.

und persönliche Fähigkeiten einen integrierenden Theil der Reichthümer ausmachen, und daß die Dienste, welche in den höchsten Functionen geleistet werden, ihre Analogie mit den niedrigsten Verrichtungen haben; — fördern die Beziehungen des Individuums mit dem gesellschaftlichen Körper, und umgekehrt, und beider gegenseitige Interessen zur Klarheit erheben sind; — mit einem Worte: seitdem es eine Wissenschaft der Gesellschaft gibt, ist dieser nichts fremd, was, auf irgend eine Weise dazu beiträgt, daß das Naturprodukt, Gesellschaft genannt, sich mit größerer Sicherheit entfalten und immer schönere Blüthen treiben kann.

Alle solche Productionen sind eine Quelle reichthümlichen Einkommens. Versteht also irgend Jemand ein Einkommen, das nicht aus einer von den hier angeführten Quellen entspringt, so ist dies Einkommen usurpirt; es röhrt her von einem eben so großen Verluste, den die Gesellschaft, oder ein Theil derselben trägt, und hat die vollkommenste Ähnlichkeit mit den Gaudium im Spiel, die sind eben so große Verluste nach sich ziehen. Güter zu erwerben, die Quelle derselben sei welche sie wolle, ist die Sache eines persönlichen Eigenthums, dem es an Ethicalität fehlt: doch ein Volk bereichert sich nie durch Vermögen, welche Verluste nach sich ziehen; und der wahre Staatsmann, er sei dies praktisch oder theoretisch, wird das, was das allgemeine Wohlfeyn fördern soll, immer nur aus solchen Quellen herleiten, die es wirklich fördern können. Das Einzige was man bedauern möchte, ist, daß die Zahl der nothwendigen Staatsbedürfnisse bisher so gering gewesen ist;

zum wenigsten haben sie es bisher immer noch darauf an-
gelegt, den Vortheil der Völler, in welchen sie leben und
wirken, auf den Nachtheil und Verlust anderer Völler zu
gründen; hinein wahrer Spicker.

Glücklicherweise ist selbst in einer verdorbenen Gesell-
schaft die Zahl Derer, welche ihr Einkommen in einer ach-
ten Produktion suchen, unendlich beträchtlicher, als die Zahl
derer, welche von mißbedachtlichen Einkünften leben wollen.
Wäre dem nicht also, so könnte keine politische Gesellschaft
bestehen.

Hierbei will noch Folgendes bemerkt seyn:

Wenn, vermöge eines Fortschritts in der Kunst oder
dem Handwerke, das Produkt dem Produzenten minder
theuer zu stehen kommt, so kann er, ohne dabei zu verli-
ren, dem Verbraucher, d. h. der Gesellschaft, welche nur
durch ihre Verbräuche fortbauert, billiger Preise stellen.
In dem ersten Laufs, den wir Produktion genannt ha-
ben, giebt alsdann die Gesellschaft weniger, um mehr
zu erhalten. Sie macht folglich einen Gewinn; allein sie
macht diesen nicht auf Kosten der Bergesellschafteten, wohl
aber, wenn man sich so ausdrücken darf, auf Kosten der
Natur, welche gegen den Menschen in dem dem Maße
gleitig wird, wenn er die eigenthümliche Beschaffenheit der
Körper, aus welchen sie besteht, und der Schätze, welche
darüber walten, besser kennen lernt, d. h. je mehr er sich
belehrt.

Es ist eben nicht schwer, sich davon zu überzeugen,
daß, im Falle eines von der Betriebsamkeit gemachten Fort-
schritts, der Vortheil, den Ein Theil der Gesellschaft davon
einnimmt, nicht auf Kosten eines andern Theils erworben

reich. Denselben Preis, um welchen die Verzäpfer ein Product in größerer und besserer Qualität gemessen, gewinnen die Producenten nicht weniger; denn sie können, ohne zu verlieren, das, was ihnen in der Hervorbringung weniger gekostet hat, billiger geben. Ein gleicher Vortheil läßt sich, noch und noch, in Beziehung auf alle Producte erwarten; denn ein niedrigerer Stand der Gewinne ist nicht relativ; er ist vielmehr real. In diesem Falle wird der Preis einer Waare nicht verglichen mit dem Preise einer andern Waare, sondern ihre Produktions-Kosten mit dem Preise, den sie früher kostete.

Zwei Dinge, die sich bisher nicht vereinbaren ließen, nämlich man sich ihrer Existenz nicht versagen konnte, finden in dem Bemerkten ihre Erklärung so vollständig, daß in Beziehung auf sie von einem Paradoxon nicht länger die Rede seyn kann. Das Eine ist: „daß der Werth der Sachen, die man besitzt, den Grad des in ihnen enthaltenen Reichthums bestimmt;“ das Andere: „daß ein Volk um so reicher ist, als die Producte in demselben billigeren Preises sind.“ Wie löset sich dieser scheinbare Widerspruch? So, meinen wir, daß man sagt: „ganz gewiß würden wir alle unendlich reich seyn, wenn die Gegenstände, nach welchen wir verlangen, nicht mehr kosteten, als die Lust, die wir empfinden; dafür aber würde unsere Gierigkeit unerträglich seyn, wenn dieselben Gegenstände unendlich theurer wären, und wir kein Mittel hätten, ihren Preis zu erschwingen. Nur allzu allgemein ist die Ansicht, wonach man jede Vertheuerung als ein Gut betrachtet, weil ein höherer Werth ein größerer

Reichthum ist. Wer in diesen Fehler verfällt, betrachtet die Frage nur einseitig, d. h. er beschäftigt sich nur mit dem Kaufwirth der Producent, ohne zu wissen, um welchen Preis man sie erhalten kann, nachdem das Versehen bei ihrer Hervorbringung verbessert worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Tugend als Lebenskraft eines Staates.

Montesquieu in seinen *esprit des lois* behauptete, die Lebenskraft (*ressort*) einer Demokratie sei die Tugend (*vertu*).

Später giebt er genauer an, was er mit diesem Worte gesagt haben wolle: durchaus nicht eine sündliche (*vertu morale*), auch nicht eine christliche Tugend (*vertu chrétienne*). Man könnte Mancher sich verläßen lassen, zu folgern, eine weder sündliche noch christliche Tugend sei überall gar keine. Das wäre aber nach Herrn von Montesquieu ein übereilter Schluß. Soll nach ihm die Tugend die Seele einer Demokratie seyn, so muß sie doch etwas seyn. Dies etwas nun nennt er an einem andern Orte: *probité* (Rechtschaffenheit?). Er nennt es eine politische Tugend (*vertu politique*), und lehrt von dieser, sie sei: *l'amour de la patrie et de l'égalité* (die Liebe für Vaterland und Gleichheit), woraus wir erfahren, daß, nach Montesquieu, zu einer solchen Tugend, weder Moral noch christlicher Sinn erfordert werde.

Die Rechtschaffenheit (*probité*) allein ist noch lange nicht das ganze Wesen jener politischen Tugend, aber doch mit ihr auf gewisse Weise verbunden. Dies sagt sehr klar der Gegensatz aus, womit das dritte Kapitel des dritten Buchs des berühmten „Geist der Gesetze“ beginnt.

Hier die eignen Worte:

Il ne faut pas beaucoup de probité, pour qu'un gouvernement monarchique ... se soutienne ... mais dans un état populaire il faut un ressort de plus, qui est la vertu.

Ihr Sinn scheint zu seyn:

Ein wenig, eben nicht viel, Rechtschaffenheit ist zwar allerdings erforderlich, damit eine monarchische Regierung sich aufrecht erhalten könne. Aber in einem Volks-Staate, wo die Masse, welche das Volk heißt, regiert, da bedarf es einer Lebenskraft mehr, und diese ist die Tugend.

In dieser Gegenstellung der Montesquieu'schen Verfaßung gegen seine politische Tugend, kann jener denn doch wohl nicht die Moral und das Christenthum so völlig abgesprochen werden, als dieser. Und eben wegen einer solchen Vermischung verweist er sie, als Lebensprinzip, höchsten in despotische und monarchische Staaten. In seiner Demokratie wird sie allenfalls gelehrt, aber das wahre Leben und die sicherste Stütze (*soutien*) kann die Demokratie nur in der politischen Tugend gewinnen (*la vertu ni morale, ni chrétienne*).

Es ist bekannt, daß Montesquieu seinem Systeme eines neuen Staatsrechts, die von Aristoteles entlehnte Einteilung aller Regierungsformen in drei Klassen, nämlich der despotischen, monarchischen und demokratischen, zum Grunde legt. Das Lebens-Prinzip derselben ist nach seiner Ansicht ebenfalls ein dreifaches. Die Furcht ist das der Despotie; die Ehre das der Monarchie; und dann die Tugend, oder wie Montesquieu bestimmt, die

Liebe für das Vaterland und die Gleichheit, das der Demokratie.

Nichts aber ist gewisser, als daß es nirgend jemals eine reine Despotie, d. h. einem Staat gegeben hat, wo der Wille eines Einzelnen für alle übrigen unbedingte Geschäftsherrschaft geherrscht hätte. Die Welt ist überall älter, als jede von Gesetzgebern herrschende Verfassung. Sie entwirrt sich aus dem Leben der Gesellschaft und wächst mit diesem auf eine Weise zusammen, daß nur der Untergang beider ihrer Vernichtung, keine Gewalt aber ihre Trennung von einander zu erzwingen vermag. Sie setzt der mit Macht ausgeübten Gewalt der Willkür einen unübersteigbaren Damm entgegen. Sie schreibt ihrerseits dem Despoten bestimmte Beschränkungen vor, die derselbe eben so wenig überschreiten darf, als einer seiner geringsten Sklaven die seinigen. Es gibt es keine Despotie ohne eine in dem Wesen der Gesellschaft mangelnde Geschlossenheit; keine Regierungsform ohne Vermischung des Despotismus. Karl der Große konnte den Kaiserstuhl roth färben mit dem Blute der frommen Sachsen; aber er konnte es gegen die übrige Welt nicht durchsetzen, daß ihrer Furcht vor ihm getheilt wurde, als vor den Söhnen ihrer Väter. Weder der militärische Despotismus, die unbedingte Unterordnung unter die Befehle eines Einzelnen, aus seinem Namen gerechtfertigt, noch diese in der That den Charakter des Gemeinwillens der Nation an sich tragen können: so wird auch die eiserne Zwangsherrschaft eines Potentats des Egoismus wenigstens Entschuldigung finden in der Voraussetzung, daß nur unter ihrer Bedrückung das große Volk aus seiner tiefen Versunkenheit in Schlaf herausgerüttelt

werden konnte. Nicht der unbedingte Gehorsam gegen ein Gesetz, auch nicht die Form der Gesetzgebung sind es, sondern allein der Boden, auf welchem es wächst, der Geist, der es befeuert, charakterisirt den Despotismus, und niemals hat es eine weniger despotische Regierung gegeben, als unser Reich dem Kaiser, in welchem doch die höchste Liebe zum Vaterlande auf dem Throne saß, und der äußerlich unbeflecktesten König selbst, in den Fesseln der schwersten Pflichten zitternd gefangen hielt.

So wenig es aber irgend einen despotischen Staat gibt, der nicht gewisse Elemente der Demokratie, d. h. Schranken der Herrschermacht zu Gunsten des allgemeinen Volkswillens enthält; eben so wenig gibt es einen sogenannten Freistaat, ohne Despotismus. Oder war es nicht der schrecklichste Despotismus, der auf dem Throne Britanniens in einigen energischen Fürsten (Heinrich dem Achten, Elisabeth) das gedehnte Repressentationswesen mit Füßen trat?

Der wahre Despotismus ist, der mich zwingt, persönlichen Zwecken zu dienen, die nicht die des Gemeinwessens sind; und die wahre Demokratie, die jedem Einzelnen eines Volkes so viel persönliche Freiheit verleiht, als nöthig ist, seinen eignen, seiner Verwandten, Freunde und Zeitgenossen wahren Nutzen zu fördern.

Die Geschichte der Staaten beweist auf allen Blättern, daß das eine, wie das andre, von dem Charakter der Völker abhängt, ganz und gar nicht von Verfassungsformen der Staaten. In Frankreich z. B. hat es niemals an Despotismus, und zwar an überwiegenderm gesiegt. Sie haben es mit allen Formen versucht, Freiheit und Men-

schonrechte demokratisch gegen die räuberischen Einbrüche des Egoismus und der Habgucht zu umwallen. Aber bis jetzt hat der schlaueste, bald so, bald anders unter diesen beweglichen Völke aufstehende Despotismus alle diese Hoffnungen zertrümmert; und es ist ihm jederzeit, vom Cardinal Richelieu bis Napoleon, geglückt, in der Nation selbst seine willigsten Diener und Spitzgesellen zu finden.

Ganz verschieden hiervon hat sich von je her der Charakter der Briten ausgeprägt. Wie in Frankreich der Despotismus, mit wenigen lichten Zwischenräumen, von Jahrhundert zu Jahrhundert des Staats Stummheit handhabte, so hatte sowohl im britischen Adel, als in dem Gemeinm, ein sich selbst dem Ganzen hingebender Geist die Freiheit immer die Oberhand, und es waren nur einzelne Unterordnungen, wo der Despotismus oblagte, ohne doch jemals, wie in Frankreich, die Stimme des Volks für sich zu erheben oder ganz zum Schweigen bringen zu können.

Der friedfertige und freundliche Sinn der Deutschen, und die an ihnen geübte Nachsicht, hat eben so wenig den Despotismus vom väterlichen Boden verdrängen können, als ihn merklieh empfer kommen lassen. Immer haben sie sich bereit gefunden, eine schlechte Form um der guten Sache willen zu übersehen, und in ihren fürstlichen Häusern hat im Allgemeinen immer ihre natürliche Gemüthsgröße vorgeherrscht, die sich genügen läßt, und gerne jedem das Beste gönnt.

Es hat nie ein Gemeinwesen gegeben, und gibt auch jetzt kein vergleichenes, worin sich nicht Despotismus mit dem Wesen der Monarchie, und mit beiden wiederum ein

demokratischer Geist, so in einander gemischt haben sollte, daß es schwer seyn würde, das Verhältniß anzugeben, in welchem sie, jeder das Seine, zum Charakter und zur Erhaltung des Ganzen beitragen.

Weg also mit diesen todtten Schönen der drei verschiedenen Staatsformen. Sie sind, so abgesondert, nirgends als in dem Verstande des abstrahirenden Logikers. Sie sind in dieser stichtartigen Dürre nicht als Phantasme, deren Verwechslung aber mit dem wirklichen Leben, bis auf unsere Tage herab, Unglück genug gestiftet hat.

ist es nun aber wirklich durchaus unphysisch, widerspricht es jeder Erfahrung, einen rein despotischen Staat, oder einen rein monarchischen, oder einen demokratischen Freistaat ohne Despotismus, als irgend wo existirend, anzunehmen: so muß auch zugestanden werden, daß jeder Staat, ohne Unterschied, der drei, mehr nöthig als gründlich aufgesonnenen Lebensprinzip des Herrn von Montesquieu bedarf: der Furcht, um die große Zahl derer, die ihre Handlungen nur nach Vortheil und Schaden abwägen, vom Frevel abzuwenden; der Ehre, um die edlen Seelen, die keines andern Sporns bedürfen, anzuregen und zu belohnen; der Tugend, um auch da noch Begeisterung für öffentliche Beaufsicht zu wecken, wo weder Lohn noch Strafe sich nachweisen läßt.

Unter diesen genannten mächtigen Hebeln eines Gemeinwesens steht nun offenbar, wie jeder sogleich empfindet, die Tugend oben an. Auch Herr von Montesquieu ist derselben Meinung. Nur dürfte seine nicht moralische und nicht christliche Tugend schwerlich irgend wo, am wenigsten unter christlichen Völkern angetroffen werden. Sie

kann sonach nur für ein Geschloß der Einbildung gelten, und ihr Erfinder selbst vernichtet es, indem er die Liebe zum Vaterlande am besten Stelle setzt: denn es müßte doch gar zu schlecht mit dem Christenthume bestellt seyn, wenn es keine Kraft hätte, das Herz für das Vaterland zu erwärmen. Und ist nicht gerade von ihm die Lehre ausgegangen von einer vollkommenen Gleichheit (*égalité*), einer Gleichheit der Menschen unter einander, wie die der Kinder eines so alle mit gleicher Liebe umfassenden Vaters?

Eine solche Gleichheit war dem Mann, deren Verfassungen, als Montesquieu schrieb, und noch in den neuen Zeiten zum Rußer aufgestellt zu werden pflegten, durchaus unbekannt. Ein Fremder war nur eine Art von Halb-mensch, und hatte sich zu bedenken, wenn ihm Lust und Wasser bewilligt wurde; das schmeichelnde Selbstgefühl, womit der Britte, der Franzose, als einer besseren Rasse angehörnd, verächtlich auf den Fremden herabblinzt, armt unter den heidnischen Völkern in einem wahren Haß auf gegen den Ausländer. Und in dem Vaterlande selbst machte einerseits die Sklaverei, auf welcher der Staat, als auf seiner Basis ruhte, eine Gleichheit, wie das Christenthum sie predigte, ganz unmöglich, weshalb sie auch mit Ausbreitung des letztern verschwinden mußte; andrerseits, wie konnte die Gleichheit geltehen in Gemeinwesen, wo einzelne Familien, als von den Göttern abstammend, für wahr Heilige (*divi*), wie unsere Kalender-Heiligen, angesehen, und als solche mit religiöser Frömmigkeit verehrt wurden?

Diejenige Nächstenliebe, welche die Jesad Lehre, als die einzige und reiche Quelle aller Tugend betrachtet, ist freilich mehr weltbürgerlich, als jene engherzige Epißbürgerei,

deren Vaterlandsliebe des engsten Zusammenpressens in eine kleine Hölse bedarf, um nicht durch Ausdehnung zu ver-
rauchen. Allein, wenn die ununterbrochenen Erzählun-
gen von den Wirkungen der Vaterlandsliebe unter Römern
und Gothen ein fruchtbares Staunen erregen: so wird der
Tod für das Vaterland, eines christlichen Helden, eines
solchen, wie unser Schwerin, mit der Fahne in der Hand,
allen künftigen Jahrhunderten zum Beispiele dienen der in-
nigen Vereinigung christlichen Sinnes mit Vaterlandsliebe.
Und welchen ruhmwürdigeren Beweise einer solchen könnten
wir in dem ganzen Helden der Geschichte auffinden, als jene
große und einzige Weltbegebenheit, wo vor unsern Augen
ein ganzes Volk, auf den Ruf seines christlichen Königs,
im heiligen Geiste, mit Gott, für König und Vaterland
sich erhob, und die gebildete europäische Welt von den
schändlichsten Fesseln, in welchen sie schmachtete, befreien
half! Wer, der so glücklich war, diese große Zeit durch-
zuleben, dem Heldenbeiste anzugehören, und aufmerksam
die gewaltige Bewegung zu ergründen suchte, konnte die
volligste Kraft des Christenthums darin verkennen? wer
dürfte noch jetzt läugnen wollen, daß, wenn wirklich der
christliche Sinn sondern mehr unter und angetroffen seyn
sollte, diese großen Theile auf Rechnung kommt jener sich
selbst aufopfernden Vaterlandsliebe in ihrer Wechselwirkung
mit ihm.

Noch es ist nicht unsere Absicht, eine Apologie der
Jesuitische zu schreiben, deren sie auch in der That heute
weniger bedürftig erscheint, als etwa vor einem Menschen-
alter. Wir wollen sie selbst ihrer Sache führen lassen, in-
dem wir ihrer Beziehung auf das Gemeinleben in einem

Staate, von welcher besondern Art und äußeren Form er sei, in Ermägung setzen. Ihr höchstes Gebot ist Nächstenliebe, die sie allem gleich stellt, was irgend als Beruf und Zweck des Menschenlebens für heilig gelten mag. Da Liebe, als Gefühl, nur aus dem Innern des Herzens hervorgehen kann, so scheint es auf den ersten Anblick paradox, sie von außen her zu einer Pflicht machen zu wollen. Eine Liebe auf Befehl, ohne inneren Antrieb, der jenem Befehl überflüssig machen würde, kann nichts anderes seyn, als eine höchst verwerfliche, armselige Heuchelei. Ist aber die Liebe wirklich im Herzen, so ist sie ein Naturgebot, und dann enthält sie allerdings die lebendige Wurzel aller andern Menschen- und Bürgerpflichten. Mehr aber weniger ist sie wirklich eine angeborene Gemüthsstimmung in jeder Menschenkraft, eine Naturgabe, die, wie jede andre, dem einen mehr, dem andern weniger auf die Lebendigkeit mitgegeben, von dem einen sorgfältiger und mit größerem Eifer als von dem andern ausgebildet, oder vor dem erfüllenden und störenden Anhauch des Egoismus geschützt wurde. Wäre es möglich, daß ein menschliches Gemüth der Liebe ganz beraubt seyn könnte: in ein solches würde auch das Christenthum keinen Eingang finden; für ein solches wären seine Gebote nicht geschrieben. In ihrer rein-geselligen Form sind diese nicht anders als Verstandesvorschriften, die nur Handlungen bezeichnen, wie die Liebe sie freiwillig hervorbringt. Aber auch so können sie den Keim derselben im Herzen, wenn auch nicht erschaffen, doch entwickeln, wie irgend eine geniale Anlage zu einer Kunst, durch pflichtmäßige Uebung derselben, hienach gelehrt und zu größter Vollkommenheit ausgebildet wird.

Die Liebe nun ist die einzige anziehende und auch wahrhaft bindende Kraft, die dem einen Menschen gleichsam in ein organisches Glied des andern verwandelt, welches das höchste Ziel ist aller Geselligkeit. Die christliche Staatslehre richtet diese Liebe auf den Nächsten: also das größere Maß von Liebe auf den Höheren. Da nun nach Eltern, Kindern, Ehegatten, dem Einzelnen nichts näher ist, als das Vaterland, so zeigt sich, daß die Vaterlandsliebe, welche Montesquieu vergangenheits mit dem Namen Tugend, auszeichnet, recht eigentlich das Wesen und der rechte Geist des Christenthums ist.

Dieser Geist des Christenthums verträgt sich mit jeder Staatsform, und ist ihre unerlässliche Bedingung, wenn diese, nicht eine chaotische Anhäufung widersätzlicher Elemente sein, sondern, ein lebendiger Körper, Gesundheit und Schönheit in sich vereinigen soll.

Er wehrt nicht, sondern gewinnt an Stärke, je weiter er sich in der Gesellschaft ausbreitet, und gelangt je mehr und mehr dahin, die menschliche Furcht, die bössische Ehre, auch die pöbelhafte Widerspenstigkeit gegen alles Höhere aus den Bräunern eines Staats zu verbannen, diesen selbst aber nach den Forderungen der Zeit umzugestalten, ohne heftige Erschütterungen, in naturgemäßen Fortschritten, unmerklich aber sicher.

Daß nun zur Uebung jeder Tugend, auch der christlichen, eine gewisse Weltbildlichkeit der Person gehört, ist von sich selbst klar. Niemand hat die Macht über sich selbst, fremder Dienstherrschaft ohne Vorbehalt sich zu unterwerfen, und ein solcher Akt müßte in sich für nichts gelten werden. Es ist eine der ersten Christenpflichten: Gott mehr

zu gehorchen, als dem Menschen. Eine Sklaverei also, die den Willen des Gebieters noch über den göttlichen erhebt, ist nicht nur völlig rechtlos, sie ist ungerecht, ja sie ist ein Verbrechen. Unsterblicher Ruhm gebührt dem Helden aus jener Zeit Friedrich des Großen *), daß er diesem dem Schicksal verweigernd, als er in Gefahr gerieth, durch geschmeidige Folgsamkeit sein Gewissen zu besorgen, so wie dem Helden des letzten, daß er den gewagten Verstoß sogar gegen militärische Subordinationen nicht scheute.

Die hochgerühmten Völker des klassischen Alterthums dauern unter sich die unbedingte Sklaverei, ja sie begünstigten dieses Verbrechen gegen die Menschheit, gegen Ehre, Einnahme und Tugend. Sie begünstigten sie und geadelten darauf ihr ganzes Leben, wie die Plantagenbesitzer in amerikanischen Ländern. Die Vernichtung aller ethischen Gefühle war, und ist noch heute, im Allgemeinen, die notwendige Folge einer unbedingten Unterwerfung unter persönliche Willkür, anfänglich für den Sklaven, dann aber durch die verpestende Nähe des stillosen Verderbens, auch für den freien Mann.

Es ist ein Triumph des Christenthums, daß es zum Verschwinden der Sklaverei in Europa mitgewirkt; eine Aufgäbe seiner höchsten Erwartung, daß es sie in einem andern Welttheile wieder auflieben ließ, und eine Folge seiner Neugierde vom Felsenherblassen, daß ein christlich-protestantisches Volk den Boden der Erde mit aller seiner Macht davon zu haben sich bemüht, mit einem Eifer, als wäre es eine eigene Angelegenheit.

*) General v. Saldern. S. „Friedrich d. Große von Pomm.“ 25. II. S. 318.

Zum Beweise aber, daß doch die Ellaberei, um einige Staatsprede zu erreichen nicht ganz entbehrt werden kann, dient der blinde, an Ellaberei gränzende Eifer, als ein größtes Merkmal einer Kriegsmacht. Der feigkühne Bürger Romé betrachtete im Lager sich selbst als willkürliches Werkzeug in der Hand seines Befehlshabers. In jedem Lande ist das Heer ein Staat im Staate, in welchem niemand eine beratende, viel weniger gesetzgebende Stimme hat, als allein der Anführer. Von einem solchen System der absoluten Unterwürfigkeit hängen seine Erfolge ab, oft sogar sein Dasein. Friedrich der Große liebte die Franzosen, aber er litt sie nicht in seiner Armee, weil er sie für Raubthiere hielt. Die auf ihrer Ehre und Freiheit so stolzen Briten billigen die harte Landesstrafe ihres Matrosenperjuriens und ihre Disziplin auf den Kriegsschiffen und im Heere gegenwärtig eine der am meisten die Persönlichkeit herabwürdigenden in ganz Europa.

Es liegt in der Natur der Sache, und die Erfahrung bestätigt es, daß eine Unterwürfigkeit dieser Art, wenn sie, durch lange Kriege zur Gewohnheit geworden, den Ansprüchen einer Zudröhung von der Regel ganz verliert, die Gemüther für das Gefühl der Zurecht abstumpft und an ihre Stelle eine selbstsüchtige Anhänglichkeit an den Mächtigen setzt. Unter César hörten die Legionäre vom Kam so ganz auf, Bürger zu seyn, daß sie sich beschimpft hielten, so genannt zu werden. Napoleon gewöhnte Frankreichs Jugend in unaußwählischen Heldthagen so sehr an blinden Eifer, daß, hätte ihn nicht zuletzt das Schicksal ereilt und von seiner Höhe herabgeschleudert, es Niemanden mehr dagesessen wäre, an der vollkommenen Befehlsgewalt seiner Befehle

schle zu zweifeln. Die zu Hause gebliebenen aber waren durch den Sturz seiner Eidgenossen gekränkt, und dachten nicht weiter an die eine und untheilbare Republik, für die sie früher so viel unschuldiges Blut vergossen hatten. Daher ist Ebraucambriand's der jetzigen Dynastie gezehener Rath so übel nicht, die unruhigen Schwärme über den Rhein zu führen, wo noch die Spuren der französischen Kräfte angetroffen sind.

Es ist eine überall sich geltend machende Neigung, eine Art Naturtrieb der Menschen, ihren Willen denen zu unterwerfen, welche sie durch die größten Gefahren der Fehlschlacht zu Siegen geführt haben. Siegen sie halten keine Sitten an, keine Gesetze. Sie hat das Forum in Rom zum Schweigen gebracht. Sie hat die Karolinger, die Kapets und Napoleon auf den Thron Frankreichs gehoben. *Le premier roi fut un soldat heureux.*

Welch ein Kunststück, einem solchen Naturtriebe zum Trotz, den Uebermüthigemochenen jedwerg in den engen Schranken der Gleichheit zu erhalten!

Die Idee dazu ist leicht gefunden. Die Gewalt im Staate ist zu theilen, wie in einer Fabrik die Arbeit, damit ein Gleichgewicht der Kräfte entstehe, wodurch ein Störfall bewirkt werde, und eine die andere begünstige, statt zu unterdrücken. Für ein wahres Wunder wäre es zu erwarten, erblickte man ein so schwieriges Problem irgend wo so gelöst, daß es in sich selbst die vollständige Eigenschaft des Lebend und langer Dauer enthielte. Ein noch größeres Wunder wäre es, durch ein bloßes Papier so etwas zu bewirken. Nein! wo nicht das geschriebene Gesetz ein bloßes Abbild ist eines schon in die Sitten des

Wollt übergegangenen Naturgesetz, wo nicht die Tugend schon den überwiegenden Grundcharakter der Gesellschaft ausmacht, vergeblich ist es da zu hoffen, daß es durch seinen Nachbarn die Leidenschaften von lebensgefährlichen Thunweisen gegen die Verfassung zurückzudenken werde. Wo aber der Geist der Gesellschaft ein Geist der Tugend ist, da ist die äußere Form ein solcher Körper, den dieser Geist besetzt, aus ihr hervorgegangen, als dem Wesen der Gesellschaft der zuträglichste, wie auch sehr gesunde und kräftige Menschensohle sich selbst einen Körper entwickelt, als gerade der für sie am besten passende ist. Die alte Aristokratie in Polen war die allerschlechtesten Verfassung: eine Krankheit, die den Tod herbeiführen mußte. Wäre aber der Adel dieses Landes ein tugendhafter gewesen, wie er es nicht war; kein Zweifel, daß eben diese Verfassung in ihrem Erfolge die beste hätte seyn können. Preußen hat niemals eine allgemeine Reichsverfassung auf dem Papiere gehabt. Es würde auch jetzt kaum eine denkbar seyn, die eben so gut und bequem wäre für die Nachbarn der Oester, als für die des Rheins. Aber es hat ihm nie an einer Verfassung gefehlt, die von dem Auslande selbst für weise und nachahmungswürdig erkannt wurde. Dies kam von dem Geiste der langen Reihe tugendhafter Fürsten aus dem Hause Hohenzollern, wie sie kein andres Land aufzuweisen hat. Und nirgends wurden die bestehenden Gesetze mit größerer Willigkeit, Hingebung und Eifer gegen den Landesherrn befolgt, als in Preußen: dies ward der spätesten Nachwelt die Tugend bezeugen, die das Leben und die Kraft des Volkes ausmachte. Daher kommt die gar nicht zu bestreitende Thatsache, daß Preußen zwar nie

mal eine Konstitution gehabt, wie sie der mächtigst befähigte Denker für die vollkommenste erachten möchte, aber doch fand eine solche, wie sie unter den jetzmaligen äußern Umständen die den Sitten seiner Staatsbürger die angemessenste und der Entfaltung ihrer Kräfte nach allen Richtungen die günstigste war.

Laut gepriesen ist die parlamentarisch-repräsentative Verfassung Britanniens. Die bewundernswürdige Höhe äußern Stanzes, auf welcher es alle Länder des heutigen Europa's übertragt, wurde als die Frucht dieser so glücklichen Verfassung betrachtet. Die insulare unangreifbare Lage jenes Freistaates, der Reichthum seiner Natur an den edelsten Erzeugnissen, namentlich eine unerschöpfliche Quelle von Brennstoff in seinem Boden, auch die Fruchtbarkeit dieses Landes an hervorragenden Geistes, Staatsmännern und Helden: alle diese großen Vorzüge, hinsichtlich derer schwerlich irgend ein anderes blühendes Reich der ältern oder der neuen Weltgeschichte mit ihm einen Vergleich aufhalten kann — sie sind alle der englischen Konstitution zugehörigen, den überreichen Pairz, den beschlichen Commonz, die der königlichen Gewalt kaum noch den Namen und äußern Glanz übrig gelassen haben. So hat sich die Verfassung Englands, besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als ein unbedingtes Muster der Nachahmung geltend zu machen gewußt, und sie scheint, jeder bürgerliche Freiheit in Zweifel setzen zu wollen, die nicht das Kleid trägt nach englischen Schalter, wiewohl bereits so mancher unglückliche Versuch den Beweis giebt, daß es nicht die Form der Einrichtungen ist, an welche das Wohlbeyn und die Wohlfahrt der Nationen geknüpft ist. Das

große Geheimniß sei nach einem weit verbreiteten Glauben in der glücklichen Vertheilung der drei Gewalten: der königlichen, gesetzgebenden und richterlichen, beschlossen. Nun wohl, die Vertheilung ist sichtbar: wo ist denn aber die Gewalt, die sie, eine jede in ihre rechte Schranken einschließt? Wenn jemals ein König von England die Einschloßarbeit, den Ehegch und die Zist eines Napoleons besäße, würde die Masse von Papier, welche die geschilderte Konstitution darstellt, ihn zurückhalten? Oder sehen wir nicht vielmehr, selbst die britischen Vertreter der Rechte des Volks mit dem Hausrechte der aufgeregten ungeordneten Masse drehen *), d. h. das Festländniß ablegen, daß zuletzt das ganze Schicksal des Staates von dem Charakter derjenigen abhängen wird, die, in entscheidenden Augenblicken, die Führer werden einer durch blindes Vertrauen, oder durch selbstliches Interesse gezeigten, ihnen unterworfenen blinden Gewalt?

Könnte die Colonische Besetzung die Pöbelwahlen hindern, sie, als sie nur kaum von den Wählern beschworen war, von Grund aus umzustürzen?

Berühmte Britannia, glückseliges Eiland! glücklich, weil Du stets eine sorgsame Mutter warst großer Talente, tugendhafter Charaktere, und weil ein angebornes Gefühl für das Gemeingute, für das Befammeln die Mehrzahl Deiner Einwohner befehle! Nicht Deine Staatsverrichtungen haben Dich auf Deine beneidete Höhe geführt. Sie sind Dir erst zur Last geworden, und haben nun sich endlich überlebt. Vielmehr hat Dein Volkcharakter die Vor-

*) *Ultima ratio papae.*

man selbst geschaffen, in welchem er sich am bequemsten zu bewegen vermochte. Immer wird die Hirschweicheit vergessens sich bemühen, nachzumachen, was bei Dir die Natur selbst ins Leben rief.

Auch Deinen Stammesgenossen, den Deutschen, wurde gleicher Sinn für ein freies Gemeinliches, und wenigstens eben so viel Liebe und Milde zu Theil, und ist seit Jahrhunderten der Grundzug des deutschen National-Charakters. Dieser, nicht Formen noch Klauseln, geschrieben und befestigt, hat auf deutschem Boden die Willkür in Schranken gehalten. Die wahre Freiheit ist sie in Deutschlands Wäldern umhergezogen. Sie war aber nicht das Ergebnis eines, alle Herzen der Großen und Kleinen beselenden Naturrechts, als schon erkennnt, argwohnhafter Vorbehalt gegen die das Ganze schlingende und lebende stete Gewalt. So wenig ist durch die bisher Statt gefundenen mannichfaltigen Staats-Einrichtungen in deutschen Ländern und Städten der Volksgestalt in solchen edeln Bestrebungen zurückgehalten, daß hier vielmehr durch die schlaupflichtige Fessel der hierarchischen Macht über die Gewissen verhängt wurde, daß überall in deutschen Städten und auf dem Lande ein billiges Gleichgewicht des Eigenthums, ein aufstrebender wackerer Sinn und die dem Manne anhängige Selbstschöpfung gefunden wird, dabei allgemeiner verbreitete Selbstbildung, nie bei keinem unserer Nachbarstaaten, und glücklichsterweise höchst Unbekanntschaft mit jener Parteinahme und jener unredlichen und endlosen Schuldenmacherei, an welchen wir die Ausländer, ungeachtet ihrer schönen Staatsformen, üblich findend betrachten sehen.

Die deutsche Ehesittlichkeit hat Deutschlands Ruhm nicht aufrecht erhalten, und kräftiger noch würde diese sich von selbst entwickeln haben, wenn die anglisirende Ausländererei unter uns nicht immer blind und begierig nach dem Dolche der Zwietsche gegriffen hätte, den Herrschsucht oder Neugier ihrer gutmüthigen Zutraulichkeit als einen Köder verschlucken hat, um sich des deutschen Fleisches zu bemächtigen, und, mit Vernichtung deutscher Sitten, in unsern Häusern den abentheuerlichen Herrn zu spielen.

Wird einmal dieser Sinn für Ehesittlichkeit und Tugend, das religiöse Gefühl für eheliche Christenheit, ganz unter uns erloschen seyn, so werden sich die Parteien, vergeblich unter einander zu reißen, um durch äußere Formen, konstitutionelle Zaubersprüche, durch Keckheit und Verschämtheit in Volksversammlungen Lärm zu erheben.

Dr.

Was heißt

Antheil an der Politik haben?

Ein großer König des achtzehnten Jahrhunderts beantwortete die Aufforderung zu einer Einmischung in einen Handel mit folgenden Worten:

„Ich überlasse mich dem Geschick, das die Welt nach seinem Willen leitet. Völker und Krieger sind nicht nur Drehtoppeln in den Händen der Vorsehung. Nothwendige Werkzeuge eines unsichtbaren Hord, handeln wir, ohne zu wissen, was wir thun; und nur allzu oft ist das Ergebniß unserer Bemühungen das baaere Gegentheil von dem, was wir erwartet haben. Ich lasse also die Dinge gehen, wie es Gott gefällt, und benutze vortheilhafte Anstände, wenn sie sich darbieten *).“

Der große König, der sich also ausdrückte, hatte nur ein Alter von fünfzig Jahren zurückgelegt: ein auffallender Beweis, daß die allgemeine Anschauung, nach welcher er sein politisches Verfahren bestimmte, weder in Altersschwäche, noch in irgend einer Bequemlichkeitsliebe gegründet war.

Im Grunde kammerichte er durch seinen Ausdruck nur einen Gedanken, der lange vor ihm da war, und den Seneca in den Worten ausgedrückt hatte: *digna est res contemplatione, ut sciamus, in quo rerum statu simus, pigrissimum sortiti, an velocissimum sedem: circa nos*

*) E. Ouvres posthumes de Frédéric II. T. I. p. 234.

Deus omnia, an nos agit. Denn schon sehr frühe hatte man die Wirkung von dem allgemeinen Gesetz der Einwirkung und der Zurückwirkung, das, wie dem rein physischen, so auch den gesellschaftlichen Erscheinungen zum Grunde liegt: ein Gesetz, nach welchem es sehr zweifelhaft werden kann, ob der gegebene Antrieh nicht ein empfangener sei, während sich nie bezweifeln läßt, daß es ohne Einwirkung keine Zurückwirkung geben könnte.

Die Erfahrung aller Zeiten beweist bis zur Evidenz, daß der Schöpfer, mit welcher Macht er auch befehlen kann, nochwendig scheitert, wenn er Perfectionen zu Grunde bringen will, die zwar im Bereich der natürlichen Herrschäfte der Existenz liegen, aber über ihren gegenwärtigen Zustand hinauszugehen.

Dieser Erfahrung gemäß, kann die wahre Politik, d. h. die positive, ihre Erscheinungen eben so wenig beherrschen wollen, wie die übrigen Wissenschaften ihre respectiven Erscheinungen beherrschen. Diese haben einem Ehrgeiz entsagt, der ihre Kinkheit bezeichnet, um sich auf die Beobachtung ihrer Phänomene und auf deren Verbindung unter einander zu beschränken. Dasselbe muß die Politik thun, wenn sie für eine höher Wissenschaft gelten will. Sie muß sich also einzig damit beschäftigen, alle besondere Thatsachen, die sich auf den Civilisations-Gang beziehen, an einander zu reihen, um diese auf die möglich kleinste Zahl allgemeiner Thatsachen zurückzuführen, deren Verknüpfung das Naturgesetz dieses Ganges in das hellste Licht stellen muß. Ihr letztes Geschäft würde also sein darin bestehen, den Einfluß der verschiedenen Ursachen abzumäßen, welche die Geschwindigkeit modificiren können.

Es ist und erlaubt, noch folgende Bemerkungen über den poetischen Nutzen dieser Beobachtungs-Poetik hinzuzufügen:

1. Die gesunde Poetik kann sich nicht versetzen, daß menschliche Gesetze verbindend zu treiben; denn dieses bewegt sich, aus eigenem Antriebe, nach einem zwar eben so notwendigen, aber doch unveränderlichen Gesetze, als das der Gravitation ist. Dagegen ist ihr Zweck, den Gang zu erleichtern, indem sie ihn aufstellt.
2. Es bildet einen großen Unterschied, ob man dem Gange der Zivilisation gehorcht, ohne sich darüber Nachsicht abzugeben, oder ob man ihn mit Kenntniß der Sache gehorcht. Die Veränderungen, die er gelehrt, finden in dem ersten Falle eben so gut Statt, wie in dem zweiten; allein sie bleiben in jenem länger aus, und treten immer nur dann ein, wenn sie in der Gesellschaft beständige Erschütterungen herbeigetragen haben — festig nach Maßgabe der Natur und der Wichtigkeit dieser Veränderungen. Nun können aber Einsichten aller Art, welche darauf für den gesellschaftlichen Körper einwirken, großen Theil durch Willkür vermieden werden, die auf eine gewisse Kenntniß der ins Leben strebenden Veränderungen gegründet sind.
3. Diese Willkür besteht darin, daß man solche Einrichtungen trifft, daß die Vervollkommnungen, welche ein Gegenstand allgemeinen Wunsch geworden sind, sich auf eine direkte Weise ausdrücken können, oder, mit andern Worten, daß man nicht abwartet, bis sie

sich, in Kraft der bloßen Macht der Dinge, durch alle die Hindernisse, welche die Unwissenheit ihnen entgegen stellt, Bahn brechen. Will man dies noch anders ausdrücken, so kann man sagen: der wesentliche Zweck der praktischen Staatskunst ist kein anderer, als besagte Revolutionen, welche aus übel verstandenen Grundsätzen des Vorgesatz der Zivilisation hervorgehen, abzuwenden, und sie, so schnell als möglich, in eine bloß sinnliche Bewegung zu verwandeln, die, wie lebhaft sie auch seyn möge, eben so regelmäßig ist, wie diejenige, die in gewöhnlichen Zeiten die Gesellschaft sanft erschüttert.

4. Um nun diesen Zweck zu erreichen, ist es unumgänglich notwendig, die wirkliche Tendenz der Zivilisation ganz genau zu kennen, um die politische Einwirkung daran abzumessen. Es würde ohne Zweifel eine bloße Chimäre seyn, wenn man hoffen wollte, daß Bewegungen, welche mehr oder minder, die Aussprüche und Interessen ganzer Klassen in Gefahr bringen, auf eine sanftere Weise zum Ziele geführt werden könnten. Allein es ist nicht minder gewiß, daß man, blos, dieser Ursache allzu viel Wichtigkeit beigemessen hat: denn die Gesügelt der letzten rührte meistens her von der Unbekanntschaft mit den natürlichen Gesetzen, die den Gang der Zivilisation regeln. Es ist nur allzu gewöhnlich, daß der Selbstsinn geschwiegen reich, was wesentlich von der Unwissenheit herkommt; und dieser traurige Mensch trägt nicht wenig dazu bei, daß die Erbitterung unter den Menschen, sowohl in ihren

Privat-Verhältnissen, als in ihren allgemeinen Beziehungen, fortbauert. Ist indeß, in dem vorliegenden Falle, nicht einleuchtend, daß Menschen, welche bisher genüthigt waren, sich gegen den Zivilisations-Erad in Opposition zu stellen, dies unterlassen haben würden, wenn die Opposition gründlich wider erörtert werden? Niemand ist so unsinnig, daß er sich wirklich gegen die Natur der Dinge auflehnen sollte; niemand findet Vergnügen daran, eine Thätigkeit zu üben, von der er weiß, daß sie schnell und gewiss vorübergehen wird. Die Parteien der auf Beobachtung gegründeten Staatswissenschaft sind demnach fähig, auf diese Klassen einzurücken, die durch Vorurtheile und eingebildete Vortheile sich bestimmen lassen können, gegen den Zivilisations-Erad anzukämpfen. Ohne Zweifel darf man den Einfluß berechtigter Einsicht auf das Betragen der Menschen keinesweges übersehen. Indesß führt der Verstand eine Kraft mit sich, die viel mehr reicht, als man bisher angenommen hat. Die Geschichte des menschlichen Geschlechtes zeigt, daß diese Kraft durch sich selbst höchst selten Veränderungen hervorgebracht hat, wobei sie mit den stärksten menschlichen Kräften zu ringen hatte. Um hierüber nur das merkwürdigste Beispiel anzuführen: — hat nicht die Macht positiver Vernunft zur Annahme einer bestimmten Theorie des Welt-Systems vermocht? Und hatte diese Theorie nicht bloß dem Widerstand der theologischen Gewalt, die in diesem Zeitaler noch so lebendig war, sondern, vor allen Dingen, auch dem Stolz des ganzen menschlichen Geschlechtes zu über-

windem: einem Volk, der sich auf die wahrscheinlichsten Beweggründe stütze, die jemals einer solchen Verstellung zu Statten gekommen sind? So entscheidende Erfahrungen müssen und müssen über die vorliegende Kraft, welche in wehren Umständen steht. Nur weil es in der Staatswissenschaft bisher dergleichen noch nicht gegeben hat, haben Staatsmänner sich zu großen Irrthümern fortwähren lassen. Sind nur erst die Verweise vorhanden, so werden die Irrthümer bald aufhören.

5. Bleibt man aber auch sehen bei der Betrachtung der bloßen Interessen: so läßt sich leicht ausmitteln, weshalb die positive Staatswissenschaft die Mittel, beständigen Umwidlungen auszuweichen, gewähren muß. — In Wahrheit, wenn die, durch den Dissolutions-Gang notwendig geordneten Verordnungen gewisse Forderungen des Ehrgeizes und gewisse Interessen zu bekämpfen haben: so giebt es unter diesen auch solche, die ihnen günstig sind. Noch mehr: selbst dadurch, daß jene Verordnungen ihrer Zeitigung erreicht haben, sind die ihnen günstigen Kräfte den nicht günstigen überlegen, obgleich der Mensch nicht immer dafür spricht. Wenn man nun auch in Vergleichung auf die letztern daran zweifeln möchte, daß die positive Wissenschaft mit dem Dissolutions-Gange sie bestimmen werde, sich einem unermesslichen Eifer mit Aufopferung zu unterwerfen: so kann man doch die Wichtigkeit desselben hinsichtlich der andern Kräfte nicht im Zweifel setzen. Gelährt von dieser Kenntnis, können die aufsteigenden Klassen dem Ziele, das sie

zu erreichen berufen sind, schmerzlos entgegen zu gehen, anstatt sich in Versuchen und in Verirrungen abzumühen. Mit Sicherheit werden sie die Mittel ergreifen, wodurch die Widerstände zum Voraus vernichtet sind und ihren Begnern der Uebergang zu der neuen Ordnung der Dinge erleichtert wird. Mit einem Worte: der Triumph der Zivilisation wird sich so schnell und so ruhig vollziehen, als die Natur der Dinge es verlangt. Ueberhaupt genommen, erfolgt das Fortschreiten in der Zivilisation nicht auf einer geraden Linie; es ist vielmehr zusammengesetzt aus fortschrittlichen Schwankungen, mehr oder minder aufgedehnt, mehr oder minder langsam, bald beschleunigt bald jenseit einer mittleren Linie, vergleichbar denen, die der Mechanismus der Uebersetzung darbietet. Man können aber diese Schwankungen abgemildert und beschleunigt werden durch staatlich-künstliche Kombinationen, welche auf die Kenntnis der natürlichen Bewegung gegründet sind, als welche immer vorzuherrschen strebt. Und gerade hierin besteht der Heibende praktische Nutzen dieser Kenntnis. Sie ist von um so größerer Wichtigkeit, je wichtiger die durch den Zivilisations-Gang notwendig gewordenen Veränderungen sind. Unter Nutzen ist demnach hier zu Tage am größten, weil die gesellschaftliche Reorganisation, die allein die gegenwärtige Krisis beendigen kann, die vollständigste von allen den Umstellungen ist, die das menschliche Geschlecht jemals erfahren hat.

6. Der Grundgedanke der allgemeinen praktischen Staatswissenschaft, ihr positiver Ausgangspunkt, ist demnach

die feste Bestimmung des Strebens der Civilisation, um die politische Einwirkung denselben anzupassen, um die unermüdblichen Kräfte, denen das menschliche Geschlecht auf seinem steten Durchgehen durch die verschiedenen Civilisations-Zustände ausgesetzt ist, so kurz und so scharf als möglich zu machen. Ohne diese Bestimmung ist es rein unmöglich, das zu leisten, was von einem praktischen Staatsmannge gefordert wird; erfolgen aber kann sie mit Sicherheit nur dann, wenn sie das Product einer Vergleichung aller der Civilisations-Zustände ist, welche demjenigen vorangegangen sind, um dessen Bestimmung es sich gerade handelt.

Alle diese Vorbemerkungen haben keinen andern Zweck, als unser Urtheil über ein Werk zu rechtfertigen, welches nicht das schlechteste seyn dürfte, das jemals in Deutschland geschrieben worden ist.

Dies Werk führt den Titel: „Mein Antheil an der Politik . . .“

Verfasser desselben ist der Freiherr von Gagern. Der erste Theil erschien im Jahre 1823. Ihm folgten, in dem hergebrachten Zwischenräumen, zwei andere Theile, bis endlich, in dem laufenden Jahre, der vierte erschien, welcher „die Erträge des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815 bis 1831“ enthält. Ob das Werk hiermit geschlossen ist, will abgemessen seyn; die Wendung, welche der Verfasser genommen hat, um seinen „Antheil an der Politik“ ins Licht zu stellen, verbindet sich mit einer unendlichen Ausdehnung angeforderter Mittheilungen, wenn dieser nicht eine Grenze gesetzt wird,

es sei durch Ueberredung, oder durch alles das, was sonst noch nöthige Hülfe zu leisten pflegt.

Was nun Herr von Bogen seinen Antheil an der Politik nennt, ist keineswegs so mysteriöser Beschaffenheit, daß, wer dem Gange der europäischen Vorgehensweise seit dem Ausbruch der französischen Revolution gefolgt ist, darüber nicht ohne große Mühe ins Klare kommen könnte.

Seiner Meinung nach steht Antheil nach dem Abschluß des Wienerer Friedens, in welchem bestimmtlich festgesetzt war, „daß es bei der Wiedereinnahme des linken Rheins auf Frankreich verbleiben, das deutsche Reich in seiner Gesamtheit diesen Verlust tragen, und eine Reichs-Deputation, unter Frankreichs und Russlands Vermittelung, den Erbfürsten, nach der bereits in Kaschau angenommenen Grundlage, für ihre auf dem linken Rheinsufer verlorenen Länder im Reichsgebiet eine angemessene Entschädigung ausmitteln sollte.“ Herr von Bogen, welcher um diese Zeit in dem Herzogthum Nassau als Präsident ständischer Tribunale fungirte, gab diesen Wirkungskreis auf, um nach Paris zu gehen, und daselbst den Vortheil seines Herzogs wahrzunehmen. Wie hoch er (um einen von ihm selbst gebrauchten Ausdruck beizubehalten) im Verkehr mit dem Herrn von Talleyrand sein Haupt trug, wagen wir nicht zu bestimmen; indeß ist nicht unbekannt geblieben, durch welches Argument man mit diesem Minister der auswärtigen Angelegenheiten am schnellsten zum Ziele gelangte; und wenn wir annehmen, daß Herr von Bogen dieses Argument nicht unterdrückt ließ, so ist uns nichts erklärlicher, als der Zuwachs von Macht-Elementen, welche er in den Jahren 1802 und 1803 dem nassauischen Fürstenthum ver-

schaffte. Die Stimmung seines Geistes sprach sich in dieser Zeit am vollständigsten in dem abentheuerlichen Entwurf aus, eine Colonie von Deutschen in Asien zu stiften: ein Entwurf, der zu Folgerungen betrachtigt, die wir hier nicht sehen wollen, um den deutschen Patriotem nicht in ein allzu unvorthellhaftes Licht zu stellen.

Die wesentlichen Veränderungen, welche der Hauptschluß der österreichischen Reichs-Deputation vom 25ten Februar 1803 in Deutschland's Verfassung hervorbrachte, konnten nicht verschlen, noch wesentlichere herbeiführen. Weltbegebenheiten trugen dazu nicht wenig bei. Der Friede von Amiens blieb unerschogen, und noch sich Bonaparte, damals noch erster Consul, in Italien, in der Schweiz und in Holland erlaubte, beschleunigte nur allzu sehr den Wiederbruch des Krieges. England hatte Mühe, eine neue Coalition zu Stande zu bringen, bis der von Bonaparte angenommene Kaisertritel die Verbindung beschleunigte, worin England mit Rußland, Oesterreich und Schweden trat. Umkehr, der Herrschaft Napoleon Bonaparte's war der Zweck derselben. Jetzt trugen sich die Folgen der großen Veränderungen, welche Deutschland durch den Hauptschluß der österreichischen Reichs-Deputation erfahren hatte. Deutschland's Fürsten verbanden sich mit dem Kaiser der Franzosen wider das Oberhaupt des deutschen Reichs; und als noch vor dem Schluß des Jahres 1805 der Friede von Pressburg zu Stande kam, war es eine erwiesene Sache, daß Fürsten, welche den Kaisertritel auf Napoleons Händen angenommen hatten, nicht länger in irgend einem untergeordneten Verhältniß zu dem deutschen Kaiser stehen konnten. Hierin lag die Nothwendigkeit des Rhein-

bun.

bundes, welcher im Sommer des Jahres 1806 zu Stande kam. Zu seiner Bildung wesentlich mitgewirkt zu haben, dieses Lob, oder diesen Tadel, hat Herr von Bogen in späterer Zeit standhaft von sich abgelehnt. Doch mit Anrecht, wie es uns scheint. Der Staatsmann gleicht, in sehr vielen Fällen, dem Arzte, der, um die Leiden des Patienten abzukürzen, durch künstliche Mittel die Kräfte verfrachten muß, von welcher sich Genesung erwarten läßt. Nicht als glaubten wir, daß der Freiherr von Bogen mit seinem politischen Thun und Treiben im Jahre 1806 eine solche Absicht verbunden habe; er folgte unstreitig ganz andern Beweggründen, bei welchen die Zukunft eben so auf dem Spiele blieb, wie die Beschaffenheit der europäischen Verhältnisse. Doch hätte ihm der Gedanke nicht fremd seyn sollen, daß, im gesellschaftlichen Leben, das Gute sehr oft nur aus dem Uebermaß des Bösen hervorgehen kann; und hierin würde er, nach allen ihm gemachten Vorwürfen, seine Verthigung und seinen Trost gefunden haben, wenn die Politik für ihn noch etwas mehr wäre, als die Kunst, sich mit den Forderungen des Augenblicks abzufinden, und der Gewalt durch die List zu begegnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Freiherr von Bogen seinem Urtheil an der Bildung des Rheinbundes bereuete, als er sah: daß Napoleon in dieser politischen Schöpfung nichts weiter beabsichtigt hatte, als ein Bollwerk gegen Rußland; daß sein Herzog zu einem bloßen Pölschen des Kaisers der Franzosen herabgedrückt war; daß Rußlands Jugend keine andere Bestimmung hatte, als, unter unsäglichen Leiden, ihr Blut für ein Interesse zu versprühen, das sie nie zu dem Ihrigen machen konnte; mit einem Worte,

daß er sich in der Theilnehmung der Wirkungen, welche für Nassau von dem Nibelbunde ausgehen sollten, auf's Größteste betheiligte hatte. Fünf volle Jahre blieben für den Mann, der sich in seinem Ansehen an der Politik so sehr gefiel, ganz unfruchtbar an neuen Problemen, zu deren Lösung er hätte beitragen mögen. Willst du wissen noch Unannehmlichkeiten aller Art dazu; wir sagen „vielleicht,“ weil wir hierüber nicht berichtet sind. Wie hätte es jedoch fehlen mögen, daß ein Mann, der durch seinen ständigen Ehrgeiz zu den Tündern seiner Mitbürger so viel beigetragen hatte, nicht bloß verkannt, sondern selbst gehaßt wurde? Jemand einem Grund außer es haben, daß Herr von Gagern in die Einsamkeit zurücktrat, d. h. sich den Gesellschaftern entzog, während ein großes Vertrauen zu seiner Einsicht und Tugend nie dieser Grund sein konnte.

Napoleon's abenteuerliches Unternehmen gegen Rußland im Jahre 1812, gab den Freiherren von Gagern sich selbst gerath, keineswegs mit derjenigen Abänderung seines Wesens, welche das Werk einer ganz ausgeprägten Absicht zu sein pflegt. Aus dem nassauischen Patrioten, der er ursprünglich war, hatte sich im Verlauf von fünf Jahren ein deutscher Patriot herausgebildet, der seinen andern Beruf fühlte, als das zu verfolgen, woran er früher so thätig gearbeitet hatte. Eine andere Richtung war für ihn unmöglich. So sehen wir ihn denn am Schluß des Jahres 1812 seine Einsamkeit verlassen und sich nach Wien begeben, um daselbst Aufenthalt und Dienst zu suchen. Hier bildet er, in Verbindung mit Hermann und dem Erbherzog Johann von Entenroß zu einem neuen Aufstande der Bewohner Tyrols; und als dieser Entwurf an der Ausbe-

lung eines englischen Rouletiers schreibt, und er selbst aus Oesterreich emigriert wird, begibt er sich über Prag in das russisch-preussische Hauptquartier, vertrauend der Freundschaft des Bräuherrn von Stein, dessen Familie ihm einige gute Dienste verdankt.

Auf die Empfehlung dieses Bräuherrn in die Zahl der Gegner Napoleon's aufgenommen, reiste er im Jahre 1813, von England aus, für den Fortgang des Krieges, durch welchen der Rheinbund zerfallen und Napoleon aus Deutschland vertrieben wurde. Als dirigirender Staatsminister vertrat er im nächsten Jahre die oranischen Fürstenthümer. Wie hätte er auf dem Wiener Kongresse fehlen können! Als Gesandter des Königs der Niederlande nahm er Theil an den Geschäften dieses Kongresses. Von ihm wurde die Akte unterzeichnet, durch welche sein König dem Bunde der europäischen Hauptmächte gegen Napoleon Bonaparte beitrug; eben so die Erklärung des Kongresses gegen den Usurpator, welche den 12. Mai 1813 erfolgte. Den 31. desselben Monats unterzeichnete er jenen Vertrag des Königs der Niederlande mit Preussen, England, Oesterreich und Russland, wodurch die Vereinigten Niederlande und die belgischen Provinzen als ein Königreich anerkannt, Luxemburg als Großherzogthum und deutscher Bundesstaat, nebst der Bundesfestung gleichen Namens, dem Könige der Niederlande, samt seiner Fürstenthümer Neu-Villenbourg, Dier, Siegen und Badamar, erb- und eigenthümlich überlassen, und die Grenzen des Königreichs und des Großherzogthums bestimmt wurden. Auf gleiche Weise unterzeichnet er, als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande, am 8. Juni die deutsche Bundes-Akte. Inzwischen hatte Napoleon Bo-

naparte erfahren, daß man nicht ungestraft zum zweiten Male von vorn anfängt; denn geschehnt waren alle seine Bemühungen, die Begrüßung der Franzosen noch einmal für sich anzufachen. Die Schlacht bei Waterloo beendigte den Kampf, in welchen er gegen die europäische Welt getreten war; und eine wiederholte Eroberung der Hauptstadt Frankreichs war die nächste Frucht des Sieges, den Wellington und Blücher über ihn davon getragen hatten. Als es hienauf die Abschließung des zweiten Pariser Friedens galt, bestand der Freiherr von Gagern, der sich zu den Unterhandlungen eingesunden hatte, zwar lebhaft auf die Zurückgabe des Elsass an Deutschland, vermochte jedoch nichts weiter auszurichten, als daß das Königreich der Niederlande noch einige Zugaben erhielt. Das nächste Jahr verfloß für ihn in Unthätigkeit, sofern dies Wort Anwendung findet auf einen Geist, der, wie der seinige, nicht ruhen kann. Als niederländischer Gesandter für Dapenburg erschien er seit 1816 am Bundestage, wo seine Vorschläge zwar immer auf Einsicht lauten, doch so, daß die von ihm empfohlenen Mittel den Zweck erfüllt haben würden, wenn man darauf eingegangen wäre. Häufig durch Vielgeschäftigkeit, noch häufiger durch eine solche Lebendigkeit der Ideen, die sich nicht mit Prinzipien verträgt, fühlte er unstillig, daß er sich in einer Region bewegte, die nicht für ihn gemacht war; zum wenigsten schied er sehr bald von der Bundestagsversammlung aus, er, der das Präsidium vor allen Mitgliedern der Versammlung ergreife zu haben glaubte. Von dem niederländischen Hofe mit einem Gnadengesuche ausgestattet, ließ er sich auf einem seiner Landgüter nieder, und jeder andern Thätigkeit (die eines besen-

verantwortlichen Landstandes allein angenommen) entsagend, fand er seine Unterhaltung darin, die Welt über seinen Antheil an der Politik zu belehren.

Wir glauben, keine von den Beschreibungen und Großthaten des Freiherrn von Sagen verschmähen zu haben. Wer es nun wohl der Mühe werth, darüber so ausführlich zu werden, wie der Freiherr es in dem köstlichen Werke geworden ist, das den Titel führt: „Mein Antheil an der Politik?“ Dergleichen haben wir nach irgend einem tüchtigen Gedanken geferscht, der dem Verfasser eigen gewesen und zur Quelle seiner günstigen oder nicht-günstigen Schicksale geworden sei. Einem solchen Gedanken haben wir nirgends angetroffen; und indem uns der Freiherr überall als eine von den Intelligenzen erscheinen ist, welche schauensweise neben den Begebenheiten hergehen, haben wir es, die volle Wahrheit zu gesehen, fast unbegreiflich gefunden, wie er es über seine Eigensübe hat erhalten können, sich dem Urtheile der Leser so preisgegeben, wie es einmal über das andere geschieht.

Was bezeichnet selbst der Titel des Werks?

Dem Verfasser ist Politik nichts mehr, als politisches Thun und Treiben, ohne daß von Zweck und Ziel im Mindesten die Rede ist. Weiter muß man bekennen, daß es sich, wie die Dinge sich bisher gemacht haben, so mit der Politik verhält; folgt daraus aber wohl, daß man berechtigt sei, von seinem Antheil an der Politik zu reden, wenn dieser in den Begebenheiten nirgend hervortritt, und der, welcher ihn vündigt (um uns in diesem Zusammenhang eines herabischen Ausdruckes zu bedienen) „dem getrudeten Striche gleich kommt, daß, anstatt zu

sehen, nur gegeben wird? Gewiss, wie Wellington, Blücher u. s. w., vermögen zu sagen, wir haben die und die Schlachten geschlagen, und dadurch die und die Resultate herbeigeführt; und was sich nicht bestreiten läßt, ist ihr Antheil an den Thatenheiten. Doch in welchem Falle befindet sich der Diplomat? Allerdings soll durch ihn die Aufgabe gelöst werden, die Thatenheiten so zu gestalten, daß daraus ein Resultat, was nicht für das ganze menschliche Geschlecht, doch wenigstens für denjenigen Theil desselben erwache, dem er näher angehört. Allein, wie wenig ist dies erlaubt! Wie sehr haben Kurzsichtigkeit und Eitelkeit bisher in den diplomatischen Verhandlungen ihr Spiel getrieben! Und wie viel Unheil ist daraus hervorgegangen! Das ganze Resultat der letzten Kriegerungen, welche die europäische Welt seit vierzig Jahren erschüttert haben — ist es nicht das baaere Gegentheil von dem, was man, diesen langen Zeitraum hindurch, gewollt hat? Erhaltung des gesellschaftlichen Zustandes, so wie dieser sich aus früheren Friedensschlüssen ergab, war der eingestandene Zweck derjenigen, welche die nothwendig gewordene Ummöpfung Frankreichs bekämpften. Ich sage nicht, daß man diesen Zweck nicht hätte haben sollen; allein, was ist, nach so vielen Wechselln und Umklüppungen, aus der standhaftesten Verfolgung desselben hervorgegangen? Etwas, das nie beabsichtigt wurde: die Unabhängigkeit des gesammten Amerika von den Bestimmungen der Mutterländer, und, als unmittelbare Wirkung dieser Ursache, der gänzliche Umsturz jenes politischen Systems, worin Europa seit etwa 150 Jahren einen Schaum von Eitelkeit darbot, nämlich des Gleichgewichts-Systems, so wie dieses, von England aus,

seit der Vertreibung der Szwartzen gehandhabt wurde. Man verblende sich gegen dies Mefultat, so viel man wolle, immer wird man in Zukunft genöthigt seyn, denselben zu folgen. Wie sich also alle die Veränderungen, welche die europäische Welt im Laufe der letzten 380 Jahre erfahren hat, von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, und von der hierdurch allein bewirkten Entdeckung Amerika's, so wie von der fast gleichzeitigen Auffindung Ostindiens um das Vorgebirge der guten Hoffnung, beschreiben: so kann man sich darauf verlassen, daß alles, was dieser europäischen Welt in der Zukunft bevorsteht, es beziehe sich auf die Ausbildung ihrer staatlichen Verhältnisse, oder auf die fortschreitende Civilisation der einzelnen Staaten, niemals eine andere Quelle haben wird. Ist dies nun wohl ein Gedanke, der jemals durch den Kopf des Freiherrn von Sagem gegangen ist, und ihn bei seiner Theilnahme an dem politischen Thum und Treiben zur Rücksicht hat? . . .

Wir gehören keinesweges zu denen, welche ihn die Verantwortlichkeit der an ihn gerichteten Vorles des Freiherrn v. Stein zum besondern Verwurf machen. Sie ist aus Einem Stücke mit dem Ganzen. Herr von Sagem will als politische Intelligenz nicht übersehen oder verkannt seyn. Er bietet also alles auf, was seine Kräfteaffen, und, wo möglich, die Nachwelt bestimmen kann, ihn für einen von den ausgezeichneten Geistes zu erklären, denen ein überwiegender Einfluß auf das Schicksal so vieler Millionen gebietet gewesen ist. Der dem vierten Theile seines Rathbills an der Politik zum Grunde liegende Gedanke ist kein anderer, als:

Quidquid cum ego queris
 Infra Laeli cinerem ingeminare, laqueo me
 Cum magis videtur iustus detestatur usque
 Invida, et fragili quereas solidare dentem,
 Offendet solido . . .

. . . Wie konnte, so soll der Leser fragen, die Einsicht und Tugend eines Mannes zweifelhaft sein, welcher, achtzehn Jahre hindurch, die Freundschaft und das Vertrauen des großen Fürstern von Stein in einem so hohen Grade genoss, daß fast kein Monat verstrich, wo dieser Auserwählte nicht sein Herz vor ihm ausschüttete?

Willigswiese hätte sich Herr von Sögern freilich die Frage aufwerfen sollen, ob er durch die Mittheilung eines nicht auf das Publikum berechneten Briefwechsels dem Andenken seines Beschützers und Freundes Schaden werde, da, nach Schmalz, Kirchheim und großer Mann zwar die Neugierde mit einander haben, daß bei beiden gänzlich viel Wind ist, sich aber dadurch wesentlich von einander unterscheiden, daß jener in der Ferne, dieser in der Nähe steht. Am leichtesten würde diese Frage durch eine andere beantwortet werden kann; nämlich durch die: ob der verstorbene Freund jemals seine Einwilligung zu dieser Bekanntmachung gegeben haben würde? Nun Herr von Sögern, wenn er sich diese Frage vorgelegt hat, ist dadurch nicht abgehalten worden, den Fürstern von Stein zu seinem Fußgefell zu machen; und die Letzte will ihn wenigstens in sofern Dank schuldig, als er, mit der Treuezeit eines Montaigne, sich selbst und den Gegenstand seiner Verehrung dem freiesten Urtheile preisgegeben hat.

In einem Schreiben vom 28ten Juli 1813 hinterläßt Herr von Sögern seinem Beschützer, sich, selbst durch den

Kaiser Alexander, der Tyroler einzunehmen, dem Erzherzog Johann den Andreä-Orden, oder gar eine Erzfürstin zu verschaffen, sobald man mit Oesterreich genug im Reinen sein werde, und fährt sodann also fort:

„Für mich will ich nichts, als Ihre Freundschaft, doch nicht Cicero's *amicitia mediocris*, sondern eine volle, ganz echte, elbische. Dazu hätte besonders gehört, daß ich um Sie geblieben wäre. Bismarck habe ich Wasser in Ihren Wein gegossen; ganz von Wasser bin ich jedoch nicht. Mit andern Worten: wenn in unserer politischen deutschen Reformation Sie Dr. Luther sein wollen, wäre ich ein ganz guter Melanchthon. Sie liebten sich, jedoch trotz mancher differenten Ansichten . . . Also, mein lieber Dr. Martinus, ganz Ihr Bager Melanchthon.“

Wir lassen hier Herrn von Sagen mit seiner Aussage ganz aus dem Spiele, und fragen bloß: was trug der Freiherr von Stein in sich, um seinen Freund zu der Täuschung zu verführen, daß er ein politischer Reformator für Deutschland werden kann?

Der Freiherr von Stein, 1757 zu Rastau an der Elbe geboren, stammte aus einem adeligen Geschlecht, von welchem behauptet worden ist, daß es Urkunden aufzuweisen habe, die bis in das Jahr 1000 nach Christus zurückreichen. Seinem Stande nach gehörte er zu der Klasse der Reichsritter, d. h. jener Reichsunmittelbaren, welche, nach dem Untergange der Hohenstaufen, ein Daseyn erhielten, das, wenn es auf gesellschaftliche Ordnung berechnet war, diese nur durch Mittel besprechen konnte, welche den Kampf in sich schlossen. Das Glück hatte ihn mit reichem Grundbesitz ausgestattet; doch war es in anderer

Hinsicht sogar grausam gegen ihn gewesen: denn er war mißgestaltet. Dieser Umstand muß vor allem in Betracht gezogen seyn, weil ein mißgestalteter Reichsritter einen Widerspruch in sich schließt, der nicht zu lösen ist. Der Herrscher von Weim selbst schreibt in einem Schreiben vom 2ten August 1819, „daß das Kassauische ihm stets freud geblieben sei, nach den Grundätzen der dem Reiche unmittelbar Angehörigen, die sich stets in einer mißtrauenden Spannung gegen den Fürsten befunden *).“ Es erlßt sich hieraus, wie es uns scheint, am natürlichsten, daß er sich früher den gelehrten Studien zuwenden, und, weil er den Landesfürsten nicht dienen mochte, im Auslande ein Glück suchte, das ihm als Reichsritter versagt war. Er wählte Perusien, weil er, als begüterter Edelmann, in diesem Königreiche das Ziel seiner Wünsche am schnellsten erreichen zu können glaubte. Durch den Herrn von Heintz in dem Bergwerks- und Hütten-Departement angestellt, wurde er schon in einem Alter von 25 Jahren von Friedrich dem Dritten zum Oberberggrath ernannt. Als solcher beaufsichtigte er die sächsischen, thüringischen, fränkischen und hayer Berg- und Hüttenwerke, und erhielt hierauf im Jahre 1784 die Direction des Weiphaldischen Oberbergamts, des saessburg-lingischen Bergamts, der sächsichen Bergwerks-Kommission und der so eben errichteten sächsischen metallischen Fabriken-Kommission. Seine Untergebenen nannten ihn sehr und streng, hörten dabei aber nie auf,

*) S. Seite 76 der Briefsammlung. Derselbe Schatz wird Seite 92 in stärkerm Ausdrücke wiederholt; denn hier heißt es: „Noch heute in Kassa das Gefühl, daß ich freud und ohne Zwang für die Angelegenheiten bin.“

an seine Verschättheit und an seinen Eifer für das allgemeine Beste zu glauben. Schnelle Beförderung blieb nicht aus: er wurde Kammerdirector in Hamm, sodann Reichsdirekt und bald darauf Ober-Präsident aller westphälischen Kammer: ein Posten, auf welchem er, wie versichert wird, sich Verdienste aller Art erwarb. Ganz unstreitig, war dies der Wirkungskreis, in welchem er sich aufs Höchste ausbeugen konnte, weil seine Autokratie darin auf keinen Widerstand stieß, die allgemeine Regierung aber sehr bereitwillig alles genehmigte, was er zum Vortheil einer entgegenstehenden Provinz ansprechen für gut besah. Hier war er gewissermaßen Euerda; hier fand der reichsritterliche Stolz, von welchem er sich nicht zu trennen vermachte, die reichlichste Nahrung in den Huldigungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden; hier würde er geblieben seyn, wenn er gemerkt hätte, daß man, mit sehr beachtenswerthen Eigenschaften, nicht für alle Tugenden paßt, und daß das, was unsere Stärke ausmacht, sehr leicht unsere Schwäche werden kann.

Um die Tage, in welche sich der Freiherr von Stein im Jahre 1804 durch die Uebernahme der Reichs-, Zoll- und Tabak-Departements brachte, gehörig zu würdigen, mußte man billig zurückgehen auf den Staats-Organismus, so wie dieser vor etwa einem Menschenalter in der preussischen Monarchie hergebracht war. Wir bemerken darüber nur, daß die Verwaltungswirthe ganz anders geordnet waren, als sie es gegenwärtig sind, daß die meisten Ministerien den Charakter der Polizeibureau hatten, und daß aus der Vermengung ungleicherer Intentionen die mannichfaltigsten Reibungen entstanden. In ein ganz neues

Territorium versetzt, fühlte sich der Herrscher von Berlin gewissermaßen verdingelt. Was den reichthümlichen Gange in ihm war, ließ sich nicht ermitteln; und wie mit seiner kleinen unanschaulichen Befehl in einem Ministerrathe emporkommen, in welchem sich einzelne Glieder nicht anders als in milderlicher Uniform zeigten, um diese mehr zu imponieren? Es ist zu glauben, daß der Herrscher nach den ersten Erfahrungen, die er in Berlin gemacht hatte, sehr aufrichtig bereuete, seinen früheren Wirkungskreis aufgegeben zu haben. Was diese Reue aber noch wahrscheinlicher macht, ist der Geist, welcher sich während der ziemlich langen Verwaltung seines Vorgängers in den vornehmsten Beamten des Finanz-Departements entwickelt hatte. Herr von Struensee, ein Mann von höchst würdigen Tugenden, überwiegender Einsicht, großer Erfahrung und selbstermüthigkeit, gebot, wie alle ausgezeichnete Geister, ohne Gehör zu wollen; man ordnete sich ihm freiwillig unter, und fand in seinem Befehl eine Genugthuung, die für jede Aufopferung der Kraft und Zeit entschädigte. Mit einem Wort: Herr von Struensee hatte in seinem ausgedehnten Wirkungskreise eine höchst willige Beamtenwelt hinterlassen, die, mehr oder weniger, der Abglanz seines eigenen Charakters war. Ein solches Verhältniß war bewundernswürdig, und Außerordentliches habe sich mit ihm leisten lassen, wenn der Herrscher von Berlin die Eigenschaften seines würdigen Vorgängers auch nur in der Annäherung gehabt hätte. Wir kommen hier auf den Umstand zurück, daß dem neuen Finanz-Minister die äußere Würde fehle, deren Hauptgrundlage eine tadellose Befehl ist. Immer um Unterstützung verlegen, wäre der Herrscher seine ansehnliche Kraft

Er ließ vielmehr grübeln, und betrauerte dadurch, daß man nicht weiter an ihm hing, als Antersverhältnisse es nöthig machten: eine schämme Wendung, in welcher sich Ansehungen aller Art entwickelten, die nur mit Veränderung der Umgebung endigen konnten. Es kam hinzu, daß die Reue des Wirkungskreises Erforschungen von Seiten des Ministers notwendig machte, welche seiner Laune verdachten und ihn nur allzu häufig den Ausbruch des Palastes gaben. Sehr bald wurde bekannt, daß der Herrscher, vertrieben in den Ästen, alles geschworen, was ihn in seiner Lieblingserforschung störte; und erhalten hat sich aus dem Jahre 1805 eine Anekdote, welche wir hier mittheilen, weil sie zur Charakteristik eines Mannes dient, dessen Verdienste man, glauben wir, anerkennen kann, ohne gerade einen großen Mann in ihm zu sehen. In den Ehrenämtern des Ministers von Steinsohn gehörte, daß er sehr zugänglich war. Hierdurch versüßte, welches mehr dem Herr von Stein festhielt. Bald zeigte sich, daß dies unüberwindliche Schwierigkeiten hatte. Ein jüdischer Doctor sah sich, wenn wir nicht sehr irren, zum vierten Male abgelesen. Hierdurch gekränkt, marmelte er unverständliche Worte, und als einer seiner Bekannten ihn beim Nachtreten aus dem Haus des Ministers fragte, weshalb er so bedäuflich sei, erzählt er, was ihm so eben begegnet war und endigte mit dem Zusatz: „zu recht, ich vermute, daß der gnädige Herr von lauter Geschäften nie zur Arbeit kommen wird.“

Das letztere war nicht der Fall; denn man weiß, daß die Aufhebung der Sklaverei und die Schöpfung der so-

genannten Treffertheile das Resultat der zweijährigen Finanz-Verwaltung des Herzogs waren: jene eine unverkennbare Wohlthat, sofern durch diese Maßregel der Vertheil von vielen unmittelbaren Steuern befreit wurde und aus den jährlichen Berechnungen des Staatseinkommens das Chinärische verschwand, das früher damit verbunden gewesen war; diese ein verhängnisvolles Geschehnis, das sein Verzeihen in den Institutionen gefunden hat, die späterhin ihre Entstehung erhalten haben.

Das ministerielle Wirken des Herzogs wurde durch den Krieg von 1806 unterbrochen. Die Verordnungen desselben sind in allen frühern Andenken, als das wir nöthig hätten, ihrer auch nur in einem Worte zu gedenken. Herr von Stein, welcher nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt nach Königsberg geflüchtet war, verließ im Frühling diesen Ort, um sich auf seine Güter zu begeben. Als Beweggrund zu diesem Absatze hat man die Streitsigkeiten angeführt, worin der Herzog mit mehreren höhern Staatsbeamten gerathen sei. Nichts lag mehr in seinem Charakter, als Unverträglichkeit; diese war, wie wir glauben, ein nothwendiges Product seiner ganzen Persönlichkeit. Wir sich fortzureißen: diese seltsame Sache war ihm nicht verliessen. Sich unterwerfen, wäre es auch nur zum Schein: dazu sollte es ihm an Gewandtheit, während widerwärtlicher Eitel ihn sogar beredete, daß dies für ihn ein Verbrechen sei. Seine Nützlichkeith ließ sich schwerlich in Zweifel setzen; doch die Eitelkeit, worin er an die Untrüglichkeit seiner Bemerkungen glaubte, und die Forderungen, die er, hinaus geküßt, an Andere machte, verrathen einem Mann, der sein eigenes Inneres sehr wenig erspürte hatte und nur allzu genügt

war, den Instinkt zum Hartschern mit Verachtung zu verwechseln.

Die falsche Vorstellung, die man von seiner Energie hatte, betrafte (ungefährig unter starken Verlegenheiten), daß er, nach dem Frieden von Tilsit, an die Spitze der Geschäfte gerufen wurde; und er nahm, so scheint es, diesen Ruf um so freudiger an, da inwieweit der größte Theil derjenigen ausgedrückt war, in welchem er seine Begier erkannt hatte. Was war jedoch die Wirkung dieses wohlverbalten Versuchs?

Das Resultat seines einseitigen Wirkens in der Eigenschaft eines Premier-Ministers ist nachwärtiger geblieben durch die Folgen, die es für ihn selbst hatte, als durch die Art und Weise, wie es herbeigeführt wurde. Der Herr von Stein schien damals ein Opfer seines Patriotismus für Preußen zu werden; und gegen diese Ansicht läßt sich schwerlich etwas einwenden. Doch erfolgte sein Exil bei weitem mehr als Wirkung einer fehlerhaften Beurtheilung der Lage Europa's, als in irgend einem andern Zusammenhang; und es ist noch jetzt der Mühe werth, dies ins Licht zu stellen, weil Vorurtheile nicht leicht genug beseitigt werden können, wenn sie nicht auf die Zukunft übergriffen sollen.

Nach welchem Plane Napoleon Bonaparte sich und seine Dynastie in Frankreich zu besitzeln gedachte: dies konnte noch im Jahre 1806 zweifelhaft seyn. Nicht so nach dem Frieden von Tilsit. Die nächsten Handlungen des französischen Kaisers zeigten, daß der scheinbar gegen Preußen geführte Krieg nur ein Krieg gegen Rußland gewesen war, durch welchen die Vertheilung zu einer freien Ein-

wirkung auf die pyrenäische Halbinsel erwidert werden sollte. Diese Fäden, welche er mit Portugal begann, waren nur die Initiative zu einer Verletzung der spanischen Souveränität nach Frankreich mit der Absicht, den Engländern Cadix und Lissabon für immer zu entreißen und das Product des spanischen und portugiesischen Amerika an Frankreich zu bringen. Dies Unternehmen war sehr weit aussehend. Für den Fürsten von Stein, als preussischen Premier-Minister, stellte sich die Frage dar, ob er es unterstützen oder verhindern sollte. Er ließ Napoleon Bonaparte'n Allianz und Hülfstruppen antragen, wenn er dafür Unterstützung oder Leistung der Contribution gewähren wollte. Dies hieß jedoch, die Bestimmung des Rheinbundes verlassen, der in sich nichts mehr war, als ein Bollwerk gegen Rußland zu einer desto sicherern Durchführung des Unternehmens gegen Spanien. Napoleon Bonaparte verschmähte den Antrag, der ihm gemacht wurde, weil er die preussischen Hülfstruppen entbehren zu können glaubte; und da Herr von Stein hieraus den Schluß zog, daß es auf eine Vernichtung Verzicht abgesehen sei, so überließ er sich derjenigen Vermessung, welche im Augenblicke Rettung zu finden glaubte. Sein Schreiben an den Fürsten von Württemberg beweist, daß gewisse, auf Abschüttelung des französischen Joches abzielende Bewegungen in Hessen und Westphalen ihm nicht fremd waren; und als die Entscheidung gemacht wurde, daß er an der Spitze einer Verbindung stand, welche die Benennung des Lützowvereines führte, trieb diese ihn, den Verschwörer, nachdem er vergeblich vor einem westphälischen Gerichtshof gefordert war, für vogelfrei zu erklären. Ganz zuverlässig war dies ein

ein herber Lehn für so viel Tugend, als der Freiherr von Stein dariesen zu haben glaubte; doch, hätte er, als Premier-Minister, sich jemals dazu hergeben sollen, Verschönerungen zu leisten? War es nicht vielmehr seine Sache, sie zu besetzen, wenn die rechte Stunde geschlagen hätte? Und konnte er sich nicht darauf verlassen, daß die Erbitterung, welche in Preußen gegen Napoleon Bonaparte im Gang war, auch ohne sein Zuthun und seine unmittelbare Theilnahme, die Früchte tragen werde, die sie im Jahre 1813 trug? Der große Fehler, den er beging, rühete von seiner Ungeduld her, die, weil sie nicht den rechten Zeitpunkt abwarten wollte, alles nur verschlummern konnte; dieser Fehler aber war um so weniger zu entschuldigen, als er das große Werk, Preußen und dessen Herrscherstamm durch seine Einsicht zu retten, auf sich genommen hatte.

Man darf behaupten, daß es, seit dem Schluß des Jahres 1808, wenig freie Augenblicke und keinen Augenblick wahrer Selbstgenugsamung für den Freiherrn von Stein gegeben habe. Während seines Aufenthaltes in Prag fand er nur allzu viel Veranlassung, sich von der Unzulänglichkeit seiner Idee einer tumultuarischen Befreiung Deutschlands von dem französischen Joch zu überzeugen; denn er sah Oesterreich im Jahre 1809 in dem Kriege unterliegen, der eben so sehr die Auflösung des Abendlandes wie die Rettung Spaniens bedrohte, und gleich im nachfolgenden Jahre erlitt er in der Vermählung einer österreichischen Erbkönigin mit dem von ihm verabscheuten Napoleon Bonaparte ein Ereigniß, auf welches er wenig gerechnet haben mochte. Gab es jemals einen Zeitpunkt, wo er an Deutschlands Rettung zu verzweifeln berechtigt war, so war dieser

jetzt eingetreten. Wie der französische Kaiser ihn benutzte, um sich Holland und der ganzen deutschen Westküste zu bemächtigen, das kleine Königreich Westphalen durch Hannover zu vergrößern und immer tiefer in Deutschlands innere Verhältnisse einzudringen — wer von den Zeitgenossen, wenn er ein Alter von 50 Jahren zurückgelegt hat, hätte davon nicht eine lebendige Zureckerinnerung übrig behalten? Inzwischen hatte Kaiser Alexander die Eroberung Hindustans vollendet, und je größer der Abbruch war, den der russische Handel durch das sogenannte Continental-System erlitt, desto schneller mußten sich die Hände lösen, welche zu Tilsit geknüpft waren. Das Jahr 1811 verfloß unter polnischen Gemüthsqualen; doch schon das nächstfolgende Jahr brachte Entscheidung in dem abentheuerlichen Feldzuge, den Napoleon Bonaparte nach Medlen unternehmen, um Alexander noch einmal unter seinen Willen zu bringen. Wer kennt nicht den Ausgang dieses Unternehmens? und wer weiß nicht, daß dieser Ausgang durch nichts so sehr bestimmt wurde, als durch die unerwartete Weigerung Alexanders, seinen Frieden mit dem Erben der zweiten Hauptstadt Rußlands zu schließen? Daß der Freiherr von Stein keinen Antheil an dieser Weigerung hatte, ist, abgesehen von dem Umstande, daß man genau denselben zu nennen weiß, der dem russischen Kaiser diesen höchst einfachen Gedanken einhauchte, auch daraus erwiesen, daß der Freiherr erst am Schlusse des Jahres 1812, als der verhängnisvolle Rückzug des französischen Heeres meistens vollendet war und es sich nur um die Beendigung des Krieges in Deutschland handelte, in das Hauptquartier Alexanders berufen wurde.

Durch diesen Ruf eröffnet sich ihm eine neue Laufbahn. Er will sie an. Doch wie wird er sie beschreiben? Unstreitig mit Glanz und Herrlichkeit, damit die ehrenvollsten Prädikate des Staatsmanns, des Krieger, des Tugendhaften, die ihm zum voraus beigemessen sind, ihre Rechtfertigung finden. Allein von allen diesen, dem Helden nochwendigen Eigenschaften tritt keine einzige in die Erscheinung. Der Krieg in Deutschland beginnt, ohne daß seine Einwirkung sichtbar wird, und Napoleon Bonaparte wird durch die Völkerschlacht bei Leipzig über den Rhein geschleubert, ohne daß er an diesem großen Ereignisse den kleinsten Theil hat. Beim Vordringen der vereinten russisch-preussischen Heere in Sachsen hat man ihn vorläufig zum Präsidenten eines Verwaltungsraths der zu erobernden Deutschen Lande ernannt; eine sogenannte Central-Verwaltung ist im Werke. Was wird aus ihr? Der zwischen Oesterreich und Rußland zu Wien geschlossene Traktat verandelt sie in eine Frank, die sich nicht ertragen läßt. Inzwischen hat der Krieg seinen Fortgang innerhalb der Grenzen Frankreichs; und als, nach der Eroberung von Paris und nach der Versehung Napoleon Bonaparte's nach Elba, von einem Frieden mit Frankreich die Rede ist, eilt der Freiherr von Stein nach Paris, um den Staatsverhandlungen die Wendung zu geben, die ihm die angemessenste scheint, d. h. die seinen feindseligen Bestimmungen am besten entspricht. Was richtet er aus? Nichts. Dasselbe Loos fällt ihm auf dem Kongresse zu Wien, wo er nur wenige Tage verweilt, weil er nicht als jemals fühlt, daß in sehr zusammengesetzten Vereinen nur Derjenige eine entscheidende Stimme hat, der, wie Paul, eines Hauptes Ikon

ger ist, als die übrigen. Er begibt sich hierauf nach Hohen, um auf seinem angestammten Giebn zu leben. Die Bundesverfassung, welche Deutschland erhält, ist für ihn ein Stein des Anstoßes und des Argtrauens, weil die kleineren Deutschen Fürsten, denen er das Schicksal der Reichserbkönigschaft bereite, mit ihr ein Daseyn gereitet haben. Sich dem Weltlichen hingebend, übernimmt er das Prechtorst über ein literarisches Unternehmen, das eine kritische Sammlung der besten Quellen deutscher Geschichte bevoollt; und da seine Wirksamkeit hierdurch nicht volle Befriedigung erhält, so läßt er sich in seinen letzten Lebensjahren gefallen, den Vorsitz in der westphälischen Provinzial-Ständerversammlung zu übernehmen, und Mitglied des preussischen Staatsraths zu werden.

Wer dem Freiherrn von Stein einen Vorwurf daraus machen wollte, daß er nicht mehr gewesen, als was er wirklich war, würde der erste aller Thoren seyn. Wie daran darf man fragen, wie es möglich gewesen sey, in einem so gebrechlichen Manne einen politischen Reformator, einen Luther des neunzehnten Jahrhunderts, mit einem Worte, einen Helden zu sehen, bestimmt, das menschliche Geschlecht höheren Zielen zuzuführen? Um zu einer solchen Aussicht zu gelangen, muß man, wie es uns scheint, mit der Wahrheit gekrochen und es in Eitelkeit und Schwermuth bis zur verblendeten Jammer gebracht haben.

Ist diese Voraussetzung unstatthaft, so bleibt nichts weiter übrig, als der Bekanntmachung der Stein'schen Briefe an den Herrn von Sagen eine beschränkte Wache zum Grunde zu legen: eine Absicht, die nichts Besseres bevoollt, als

den letzten Ueberrest von Achtung zu vernichten, die eine nicht geringe Zahl von Gläubigen dem reichthümlich-gestauten Herrn von Stein gewidmet hatte.

Ein berühmter Künstler des achtzehnten Jahrhunderts (Wengé) pflegte zu sagen: „man kann nichts weiter machen, als sich selbst.“ Wo aber offenbarte sich das ganze Wesen eines Menschen wohl vollständiger, als in einem Briefwechsel mit vertrauten Freunden, denen man sich gibt, wie man ist? Mögeſien nun von aller Possibilitätserei, die zuletzt nichts weiter beweiset, als daß die Politik noch weit entfernt ist, eine positive Wissenschaft zu seyn — welche Urtheile über die Menschen und die Dinge treffen wir in den Briefen des Herrn von Stein an, und wie sehr bezeugen diese Briefe, daß ihr Urheber auf einer sehr niedrigen Stufe schier politischer Bildung stand! Sein Urtheil über den verfluchten Fürsten von Hardenberg — ist es noch mehr, als das Produkt des geringsten Mordes, hervorgebracht durch das unvermeidliche Gesandniß, daß dem Fürsten etwas gelungen war, daß dem Reichthümer nicht gelingen konnte! Den Fürsten herodysmätischen, setzt Herr von Stein seinen Charakter aus lauter Negationen (Aussagen) zusammen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die hässlichen Tugenden, die er ihm, vielleicht mit Rechte, abspricht, reichlich ersetzt wurden durch die politischen Tugenden, welche den preussischen Staat in der kritischen Periode von 1810 bis 1812 allein retten konnten. Wir haben wahrlich nicht die Absicht, eine Apologie des Fürsten Staatskanzlers von Hardenberg zu schreiben; es bedarf einer solchen durchaus nicht, nachdem der Erfolg (Nescit summus arbiter) so laut und so entscheidend ge-

gesprochen hat. Allein wir appelliren an das Zeugniß aller
 Derjenigen, welche ihn in der genannten Periode zu hoch-
 achten Gelegenheiten gehabt haben, um zu verstehen, durch
 welche Selbstbeherrschung und Entfagung, durch welche Un-
 sichte und Klugheit, durch welche abgemessene Behandlung
 des Herrn von St. Marfan, französischen Gesandten die-
 ser Zeit, er es dahin brachte, daß die Allianz von 1812
 möglich wurde. Nichts war weniger in ihm wirksam, als
 Welche für Napoleon Bonaparte; er verabscheute ihn trotz
 dem Herrn von Stein. Doch, um den preussischen Staat
 zu retten, schien ihm kein Opfer zu groß. Was er dabei
 that, mag ungesagt bleiben; denn er hatte ein sühlendes
 Herz, wie Wenige. Wie groß nun war seine Freude, wie
 befriedet sein ganzes Wesen, als er gleichzeitig die Erbe-
 rung von Moltke und den Inhalt der Unterredung er-
 fahr, welche der damalige Kronprinz, jetzige König von
 Schweden, mit dem Kaiser Alexander zu Moskau gehabt hatte!
 Hier zeigte sich der Politiker, der die Zukunft zu berechnen
 versteht, in seiner Vollendung. Nichts war ihm, von die-
 sem Augenblick an, weniger zweifelhaft, als der Entschluß,
 der zur Rettung des preussischen Namens gefaßt werden
 mußte. Und mit wie viel Ruhe ging er zu Werke, als
 der rechte Augenblick gekommen war! und wie standhaft
 bewies er sich, als, unter den Wechseln des Krieges, Stand-
 haftigkeit zur höchsten Tugend geworden war! Fast ist es
 kindisch zu behaupten, daß er zu Paris und zu Wien dem
 preussischen Staate größere Vortheile hätte zuwenden kon-
 nen, wenn er milder nachgiebig gewesen wäre; denn wer
 getraut sich, zu beweisen, daß Abwendung für einen Staat
 ein eben so unbestreitbarer Vortheil sei, als für den Wirth-

geschäftsbetrieb eines Landguts? Ungenommen also, die körperliche Befalt, welche der preussische Staat, theils auf dem Kongresse zu Wien, theils durch den letzten Pariser Friedensschluß erhalten hat, müßte glücklich auf die Rechnung des Fürsten Staatskanzlers von Hardenberg gesetzt werden — eine Hypothek, gegen welche sich sehr viel einwenden lassen würde — welcher Vorwurf würde daraus hervorgehen? Kein anderer, wie es und scheint, als daß der Verordnete seinen Nachfolgern im Ministerium die Verbindlichkeit aufgelegt hat, die Lebensbedingungen des ihrer Leitung anvertrauten Staats keinem Augenblick zu vernachlässigen, und mit der größten Sorgfalt dahin zu wirken, daß der durch seine richtige Beurtheilung und seine schnelle Entschlossenheit wieder hergestellte preussische Name keinen Abbruch, keine Verringerung erleide. Kann man aber wohl mit Wahrheit behaupten, daß dies bisher unterlassen sei? und läßt sich nicht vielmehr auf eine evident Weise darthun, daß sehr vieles von dem, was, seit dem letzten Pariser Friedensschlusse, Guttes für Deutschlands innere Verhältnisse geschehen ist, unentbehrlich seyn würde, wenn der politische Charakter des Fürsten von Hardenberg sich weniger im Konjiliatorischen offenbart hätte?

Es hat uns, die volle Wahrheit zu gestehen, tief verletzt, in den Reden des Freiherrn von Stein so oberflächliche Urtheile über Dinge und Menschen zu finden, als in den ersten zwei Drucken derselben enthalten sind. Das Einzige, was uns mit diesen, der Vergangenheit angehörigen Staatsmann hat verschonen können, ist die Entdeckung, daß er, im Besitze des Alters, dem Ehrgeiz je mehr und mehr entsagend, nur der Wahrheit kultigt, wenn

er seinen Landelenten, den Nassauern, einen Vorwurf daraus macht, daß sie die Verschelle eines freien Verkehrs verläugnen, und daß er, früheren Vorurtheilen zum Troß, sich gegen das Konstitutionelle der gegenwärtigen Zeit erklärt, und die Meinung gewinnt, daß die gesellschaftlichen Erscheinungen sich einem allgemeinen Gesetze unterordnen, über welches man ins Klare zu kommen bestrebt seyn müsse. In Wahrheit, wenn auf irgend etwas, so beruht hierauf das Interesse der Stein'schen Briefe, der Herausgeber mag dies erkannt haben, oder nicht.

A u s z ü g e

aus

Lemontey's Geschichte der Regentschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten.

(Fortsetzung)

Nicht und Unterhaltungen des Abbé Dubois, um Cardinal zu
werden, und seine Promotion.

Der Einfluß des Abbé Dubois war seit drei Jahren so
entscheidend gewesen, daß man sich eine sehr unvollkommene
Vorstellung von der Politik dieser Zeiten machen würde,
wenn man es vernachlässigen wollte, die Triebfeder dersel-
ben in den Leidenschaften dieses Ministers aufzusuchen.
Nach dem Beispiele aller der Geistlichen, welche an der
Regierung eines Staates Theil genommen haben, strebte er
aus allen Kräften nach dem römischen Purpur. Seine
Sendung in Holland und der Erfolg der Tripel-Allianz
gaben ihm eine Hoffnung, deren erste Schimmer er nur

mit einer Art von Schaum durchbrochen ließ *). Doch dieß, Anfangs so furchtsame Verlangen verwandelte sich allmählig in eine rechte Wuth. Wie andere Einzelgelehrten sah er in dem Kardinalat eine Glorie, wozu die Dunkelheit seiner Abkunft verschwand, eine Stufe, welche ihn zu allem erhob, eine Abgide gegen Gefahren, einen Hafen für den Schiffbruch. „Ich würde Muth haben,“ pflegte er zu sagen, „wenn ich die Gelegenheit verlor, mich gegen das zu sichern, was sich in diesem Lande zutragen kann“). Wenn eine Leidenschaft von solchen Gründen unterstützt ist, so muß man sich darauf gefaßt halten, daß ihr alles aufgeopfert wird. So urtheilte Alberoni darüber, welcher aus eigener Erfahrung wußte, welchen Abgrund das Herz eines ehrgeizigen Priesters in sich schließt **). „Wenn der Abbe Dubois darauf denkt, Cardinal zu werden,“ schrieb er an

*) Den 11ten December schrieb Dubois dem Grafen von Harf: „Es gibt keine ansehnlichen Würdiger, welcher nicht glaubt, daß ich den Cardinal-Hut zur Bekrönung erhalten werde; und Sie werden darüber erlauchten, durch welche Stufen diese Ehrentätigkeit geht.“ Um dieselbe Zeit schrieb er: „Ich sehe mich noch bei Einsamkeit, wie ein Wirth von la Trappe und von Percheux. Ich bitte täglich den Himmel, mich für ein Abenteuer mehr Tage laß und Raum zu machen.“ (Schreiben an Vernet vom 13ten Dec. 1718.) Doch einige Tage darauf kündigte er dem Regenten die Unterzeichnung des Testaments mit den Worten an: „Ich bin bereit für diesen Beweis Ihres Vertrauens mehr Dank schuldig, als wenn Sie mich zum Cardinal gemacht hätten.“ Brief an den Regenten vom 4ten Januar 1719.

**) Schreiben Dubois an den Bischof von Eperon vom 28ten December 1719.

***) „Se l'abbate Dubois pensa ad essere Cardinale, tutte le operazioni sue saranno ordinate a questa fine.“ (Schreiben vom 10ten October 1718.)

den Fürsten Colonna, so wird er fortan nichts weiter thun, als was zu diesem Ziele führt.“

Durols konnte sich kein Geheimniß daraus machen, daß man in Frankreich des Einflusses der Kardinäle überdrüssig war, und daß die Gespen des Königreichs die Lehre der Wesenlauer wider sie in Gang zu bringen strebten. Saint Simon, der heftigste unter den Feinden, erklärte sich geradezu für diese Lehre *), und d'Antin, der gemäßigte, brüht sich in seinen Denkschriften darüber aus, wie folgt: „Ich begreife nicht, wie man in einem gut regierten Staate Kardinäle duldet. Sie sind aller Welt zur Last, theils durch den lächerlichen Rang, den sie einnehmen, theils durch die Menge Prindes, die sie verschlucken, theils durch die unbedingte Ergebenheit, welche sie meistens für den Papst hegen. Und dies ist noch nicht das größte Uebel. Dies besteht vielmehr darin, daß, da die meisten Prälaten auf den Kardinalsthat Anspruch machen, sie eine blinde Gefälligkeit für den römischen Hof haben, und sehr oft vergessen was sie dem Könige und dem Vaterlande schuldig sind, um alles ihrem Ehrgeize aufzuopfern **).“ Der Marschall von Tessé führte in demselben Sinn eine sehr gebieterische Ausrufung an; nämlich: „Ich habe den verfluchten König sagen gehört, die wichtigste Lehre, welche der Cardinal Mazarin ihm kurz vor seinem Hinscheiden gegeben, habe darin bestanden, daß er in sein Kenseil nie weder Prinzen vom Geblüt, noch fremde Fürsten, noch Kardinäle aufzunehmen

*) S. die Denkschriften Saint Simon's, welche vollständig erschienen sind.

**) Handschriftliche Mémoires d'Antin Bd. VIII.

unächte *).¹⁶ Daß der Prinz Regent dergleichen Prinzipie verschmäht haben sollte, ist schwer zu glauben. Auch nahm Dubois sich wohl in Acht, sie auf geradem Wege in seinem Geiste anzugreifen: sein Verfahren war gewandter. Alles bot er auf, um die englischen Minister zu bereben, daß er in Frankreich die einzige Stütze der heimischen Allianz sei; daß folglich von seinem Glück das Schicksal der von ihm geschlossenen Traktate abhängt, und daß ein Kardinalshut die Sicherheit beider machen würde. Diese Wendung hatte so viel Erfolg bei dem Verbündeten, daß Georg der Erste selbst an den Regenten schrieb, um ihn dahin zu bringen, daß er den römischen Papst für seinen Minister suchte; „und“ fügte er hinzu, „ich bitte Sie, weniger Rücksicht zu nehmen auf die Bescheidenheit der Person, als auf die wichtigen Dienste, die er uns geleistet hat“¹⁷).¹⁸ Dubois erregte, als verdeckt hinter polnischen Facken, schroffte seinen Schloß weniger; auch richtete dieser Feind, ohne sich gedemüthigt zu fühlen, drei eigenhändige Schreiben an den Papst, welche ohne Zweifel angefüllt waren mit den aufrichtigsten Lobsprüchen auf seinen Leben, und mit Versicherungen für den römischen Hof¹⁹).

Klemens der Elfte war nicht so leicht zu verführen, wie der Herzog von Orleans; der den Jesuiten beifol-

*) Letztes Schreiben an den Herzog von Bourbon vom 24ten Januar 1718.

**) Der Brief des Königs von England ist vom 14ten November 1718.

**) Die Briefe des Regenten an den Papst sind vom 23sten November 1719, vom 24ten Juni 1720, und vom 21sten Februar 1721.

ligte Schuß, und jene Talen-Kommission, welche in dem Roscell erwähnt war, um der vertheilten Beschäftigung erwähneter Bischöfe abzuhelfen, hatten diesen Papsi tief verletzt. Dubois Bemühungen, dies Hinderniß zu überwinden, seine Eschachrege, seine öffentlichen Münd, und vorzüglich die großen Mündungen, welche für alle europäischen Kabinete aus einem, dem Aufsehn nach so geringfügigen Krim entstanden, wirkten auf den Geist mit anhaltendem Ersäunen; und wenn das Gemälde davon ohne Rückhalt und ohne Leidenschaft aufgestellt wird, so gtebt es schwerlich ein zweites, das noch ansehnlicher und beschönerender wäre. Dubois erstes Beginnen war glücklich. Nach seiner Rückkehr von London Mitglied des Ministeriums in einem Augenblick, wo man gegen die römische Willigkeit sehr aufgebracht war, setzte er die Kommission durch List und Vögeungen in Verlegenheit; doch beunflügte er nach und nach die Gemüther, und brachte es dahin, daß sie von einer unwillkürlichen Abneigung zu einer leidenschaftlichen Gleichgültigkeit übergingen, welche bei Franzosen niemals von jener weit entfernt ist. Doch jenseits derenge konnte Niemand diesen ausgeprägten Dinst geltend machen. Unsere Angelegenheiten verdraben hier unter den Händen des alten Kardinals von la Tremoille, welcher, in einem der Plünderung preisgegebenen Hause und mit einem vom Schlagfluß erschütterten Gehirn, nur von den Mienen des Papsts lebte. Dabei fühlte die Nothwendigkeit, in diese verfallene Gesandtschaft einen thätigen und ergebenen Agenten einzuführen. Selae Wahl fiel auf den Pater Kastan, einem jungen gallischen Weatheuer, welcher Klement den Elfsica durch seine Einflüsse beauftragt, und unter dem

Wandel eines Jesuiten eine reizende Gestalt und einen lebhaften Geist verborg^{*)}. Der französischen Gesandtschaft beigestellt, beschränkte er seine ersten Versuche auf verdeckte Intriquen zum Anlauf des Huns, und verband sich durch gemeinsame Liebchafzen mit Cardinal Albani, einem Hofsen des Papstes, als Cardinal eben so vollständig als verschwenderisch. Sobald das Bisthum von Eiferen vakant geworden war, bestellte sich Dubois ihm dasselbe zuwenden, mehr aus Eigennuz, als aus Erblichkeit. Er fand in dieser Begünstigung den Vortheil, den öffentlichen Charakter seines Agenten zu besorgen, ihn der öffentlichen Abhängigkeit zu entziehen, und ihn vor allen Dingen von der jesuitischen Willkür zu trennen, welche die verschiedenen Päpste fast wie die Janitscharen des heil. Stuhls behandelten, nicht ohne Furcht ließen und nicht ohne Mißtrauen gebrauchten.

Für den römischen Hof gab es kein nützlicheres Ereigniß, als das Besuch um den Cardinalshut für einen in Ansehen stehenden Minister. Von allen Triebfedern, wodurch diese Kirche ehemals die katholischen Staaten in Unterwürfigkeit erhalten hatte, war die Institution der Car-

*) Dubois hatte einen Bruder, welcher auch Jesuit war, und sich in der Pöbelwelt durch seinen Namen gemacht hatte durch eine geistliche, Verquickung der Sitten unter den Mäulen und den Mäulen. Dubois bemühte sich sehr, um den Verdacht zu verhehlen, daß mehr Soldaten und Gemeine des heil. Stuhls in die heucheliche Verführung verwickelt wären, und daß er ihrer aus Achtung für den römischen Hof weichen würde. Dieser Jesuit behauptete, bei den Intriquen die Kondemner der Sitten widergesetzen zu haben, und schrieb über dies Beipunkt zu Wollst eine Abhandlung, welche er dem Argenten widmete.

einmal fast die einzige, welche ihr übrig geblieben war; und was Anfangs nur ein Zugut der modernen Kirche zu seyn geschienen hatte, war die beste Stütze ihres Wohls gehend geworden. Durch dieses Nachzureden hatten die Päpste gelernt, aus diesem Elendsfall alle nur mögliche Vortheile zu ziehen. Regie, schließlich, um die Eifersucht der Mönche zu beschönigen (welche jedoch von den Päpsten nach Buchstaben bestimmen oder umgangen werden) waren in ihren Händen ein stets zuverlässiges Mittel, das Verlangen zu reizen und die Begünstigungen zu verschleppen. Der Bischof von Cisteron wurde sehr bald gewahrt, daß keiner von diesen Kunstgriffen seinem Beschützer werde erspart werden. Im Allgemeinen genommen war die Franzosen von der römischen Regierung nicht leicht etwas zu erhalten. Die Erinnerung an unsere Eroberungen in Italien, und der tiefgewurzelte Ehrgeiz unserer Geistlichkeit unterhielten ein Misstrauen. Wie unbedeutend auch die Forderungen unserer Kirche seyn mochten, so wurden sie doch zu Keim für fast eben so heftig gehalten, wie das anglikanische Schisma. Der Bergrer darüber, daß sie ihre Macht den Wohlthaten der karolingischen Könige verdankten, verließ niemals die Ultramontanen, und ihre Fabel von der Schenkung Konstantins des Großen, obgleich durch alle Zeugnisse der Geschichte widerlegt, hatte keinen andern Ursprung. Ich würde mich schämen, an diese veralteten Hindernisse gedenken zu müssen, hätte ich nicht vor Augen den Beweis, daß sie noch im 18. Jahrh. in der Kammer des Papstes und in den Kongregationen des h. Kollegiums verhandelt *).

*) E. Briefe des Vaters Monti und des Mönchs de la Charité, französischen Konfess zu Rom.

Ich habe mich überzeugt, daß römischer Hof, eben so unpartisch wie römische Gabeln, wider Frankreich eine Partisnahme nahm, deren Verteidigungen aufgenommen waren durch die nur allzu gewöhnliche Eifersucht unserer Politik. Da diesen Eifersuchtstoffen aller Zeiten fügte Clemens der Elfter noch einen besondern Abguss von dem Regimen hinzu, und fand seine Freude darin, ihn auf die kleinste Veranlassung zu kränken *).

Obgleich dem Kardinal Albani 300,000 Liv. versprochen waren, versicherte dennoch das Jahr 1719 ohne merkliche Beistehung. Doch der Bischof von Eiferen sagte einen damals höchst ungewöhnlichen Gedanken. Man erinnert sich, daß der römische Hof, aus Haß gegen Großbritannien, den Erben der Stuarts aufgenommen, und daß Clemens der Elfter diesen lebenden Märtyrer des Papst-

*) War Ein Beispiel daran! . . . Der Herzog von Orleans hatte in einer öffentlichen Versammlung das Bild-Abbild der verstorbenen Königin Christine von Schweden erstanden. Durch eine Felle von Milani, welche zum Theil bis ins Fächerliche getrieben wurde, verhietherte der Papst die Abkündigung nur allzu lange. Ich erinnere mich, daß der Papst unter andern eingewendet hatte, einige dieser Gemälde verlegten den Anstand. Garret, Sekretariat des Regenten, ließ im St. Sallustius anfragen, ob die Gemälde aus diesem Grunde in Rom bleiben sollten. Während dieses Streits gelangte eine frühe Kunde, welche gleich Anfangs der päpstlichen Inquisition entgegen war, auf dem Rücken eines Correggeren neben dem Wartenstiller in Frankreich an. Das Schicksal dieses Gemäldes im Gemälde-Kabinett war in der That sehr schön. Dieses Gemälde hatte es als kleine Anzahl an der Präsentation Prag erworben. Seine Tochter verkaufte es nach Rom, wo sie mehr Rücksicht verheimlichte sich, um sie für das Bildwerk ihres Gemäls zu benutzen. Diese barbarische Aktion behandelte ihre Gemälde, wie der Eiferer.

ihrend mit einer polnischen Prinzessin verheirathet hatte. Jakob der Dritte hielt einen Schenken von Hof, und vermöge einer zweiten Gattin führte ein Cardinal den Titel eines Beschützers der Kirche Englands. Dies war damals Qualifero, ein Mann von vollendeter Geschäftlichkeit, den man als Dominus in Frankreich kennen gelernt hatte, wo er Verstorbenen und viele Freunde verließ. Zur Unterhaltung dieses eingebildeten Königthums zahlte der Papst jährlich zwölftausend römische Thaler, von welchen er sich ungern trennte, und Stuart, nicht weniger wissbegierig, verlangte nicht weniger, als viertausend monatlich zur Befestigung seiner Rolle. Durch diesen hungerleidenden Hof wollte Kapitean der Prestur des Königs Georg (dem Abbe Dubois) den Cardinalen Gut verschaffen, und gestehen muß man, daß diese Kombination eine seltsame Ähnlichkeit in sich schloß.

Die Antwort Dubois auf die Eröffnung, welche sein Agent ihm davon machte, würde der Darstellung Wollers's würdig seyn. Die erste Hälfte seines Briefes war mit Verwünschungen gegen eine solche Unverschämtheit angefüllt; in der zweiten dagegen ließ er sich die Nachsicht gefallen, wessern es möglich war, sie hinter undurchdringlichen Heimen zu verbergen. Es kam in der Sache darauf an, die Ernennung des Königs Jakob einem Wesen des Pöbels zuzuwenden, und dafür Dubois aus der eigenen Vergewaltigung Sr. Heiligkeit ernennen zu lassen. Begierig warf sich der Präbident in diese Intrigue, und behandelte Dubois als Vater und Beschützer. „Da mir,“ so schrieb er ihm, „soll es nicht mangeln, daß Sie die Thron, wegen Ihres persönlichen Verdienstes mit so viel Recht gebührende

Gnade sobald als möglich erhalten.“ Dubois, trunken von Lob und Erwartung, läßt ihn sunstighausend römische Thaler zahlen, ohne daß der Papst etwas davon empfängt, und ohne die Dignitätsaufkunft des jungen Bischofs, dessen weltliche Verschwendungen ihm seine Episcopat hinterbracht hatten. Dieses vorzeitige Geschenk, dessen Geheimniß sich ausplauderte, diente nur, die römische Begierlichkeit zu entflammen; und noch sechs Monate später kaufte Kaiserin über diese verhängnißvolle Unvorsichtigkeit *).

Jedoch hatte Dubois die Gnust des Königs Jakob nicht auf Kosten des Cardinals Aldani erkaufte. Er sah fest, ihm seine 300,000 Flo. zupacken, wenn Rom — dieß war die einzige Bedingung — nicht den jansenistischen

*) In einem Schreiben des Bischofs von Orléans an Herrn Piquet vom 17. Dec. 1726 heißt es: „Ich hatte dem Papste versprochen, daß in dem Augenblick, wo das, was Sr. Königl. Hoch von ihm erwartet, gelöst seyn würde, eine Summe Geldes, deren ganzen Betrag ich ihm anzuweisen bereit, gezahlt werden sollte. Diese Erfüllung wurde mit Verzögerung veranlassen; und ich bemerke sehr wohl, daß sie, gut geleitet, ihre Wirkung nicht verfehlen werde. Dies war auch der Wunsch des Cardinals Aldani. Ich schrieb ihm am April, daß man dies Geld leihen lassen möchte, damit ich es dem Papste gegen Rente, sei versichert, daß wenn er im Stande wäre, sich desselben zu bemächtigen, die Verlockung fast genug seyn würde, um ein Heirathen zu bewirken, daß man jedoch nicht eher dem Grafen zahlen dürfe, als bis die Sache beendet sey. Was geschah? Das Geld langte wirklich an, und der Bittler, den man in Rom befragt, war folgender: Willst du Summe zurückzahlen, um sie dem Papste zu geben und ihn dadurch mit dem Bischof, was zu thun ist, zu helfen, zu unterstützen, hast man es für schicklich, sie demjenigen zu lassen, zu lassen, sie wollten sie bestimmt war, ohne dem Papste ein Wort davon zu sagen: ein Vortheil, den ich mein ganzes Leben hindurch bewahren würde, hätte ich auch nicht aus dem Ansehen dagegen gelitten.“

Geldern stören wollte; außerdem versprach er ihm ein reiches Geschenk im Augenblick seiner Promotion. Der Papst, welchen der Bischof von Elyon diese übernommene Verbindlichkeit lesen ließ, scheint damit zufrieden; und seine eigene Aemuth zur Sprache bringend, fordert er eine beträchtliche Summe für eine von den seltsamen Gütern, welche tausendfältig, eines günstigen Ertragsens harrend, in den römischen Kirchen schummern. Diesmal nannten sie sich Propinations-Rechte. Dubois, anstatt das Willkührigkeitsstreitig zu machen, schrieb wie ein leidenschaftlicher Anhänger. „Ich wiederhole Ihnen nichts von dem, woraus ich mir eine Ehre und ein Vergnügen machen werde, nicht bloß hinsichtlich Sr. Heiligkeit, sondern auch des Herrn Kardinals Albani. Bemühungen, Dienstleistungen, Gratifikationen, Kapselstücke, Bücher, Kostbarkeiten, Geschenke, alle Arten von Galanterien, jeder Tag wird etwas Neues und Unerwartetes sehen, um zu gefallen und zu überraschen. Mein Name will bringe dies mit sich. So habe ich mich mein ganzes Leben hindurch betragen; die größten Mächte Europa's empfinden es. Wenn Sr. Heiligkeit es so will, so wird kein Tag meines Lebens verstreichen, ohne daß der heil. Vater von mir irgend einen Trost, irgend ein Vergnügen erhält. Für Ungeduld wird er die Ankunft der Post erwarten. Seine Wünsche werden hinter meiner Verschuldung zurückbleiben *).“

Man wird es nicht auffallend finden, daß ein so leichtsichter Gemüth über Verzug in Ungeduld geräth. Bemerk-

*) Dubois Schreiben an den Bischof von Elyon vom 17ten Juni 1720.

men wie seine Klagen. „Für ein getrüßtes Muth schickt es sich nicht, nach Schwermüdigkeiten zu heischen, und ich lieber Verzicht lassen auf eine Gnade, die sich so lange erwehren läßt *).“ . . . „Die Eilboten, welche von Paris nach Rom gehen, treten ihrer Reise nicht mit leeren Händen an, wie die, welche von Rom nach Paris kommen. Ich rechne darauf, daß ich den Gläubigen gefaßt und Beweise meiner Gesinnungen für den heiligen Stuhl gegeben habe. Sr. Königl. Hoheit der Regent fordert diese Gnade als die einzige, welche, seinen Wünschen nach, seine Regierung auf immer verherrlichen soll **).“ . . . „Der römische Hof ist ein Labryinth, aus welchem wir leicht nicht herauszutreten werden. Empfangene Dienste werden von ihm für nichts geachtet; nur um neue zu erhalten, giebt man Bittgesuchungen, und verbraucht auf diese Weise das Leben der Aspiranten. Seine Tage in diesem Fegfeuer zu verleiden, schickt sich weder für einen verstandigen Mann, noch für einen, der auf Ehre hält ***).“ . . . Dies war jedoch nur ein schwacher Versuch der Holten, welche Dubois erwarteten; denn es verdrögt sich mit keinem Zweifel, daß Clemens der Elfter, ein eben so feiner als solcher Greis, nachdem Alberoni ihn hinreichend Licht geführt hatte, in seinem Innern fest entschlossen war, nicht dieselbe Gesahe noch einmal mit dem Emporkömmling von Livorno-la-Callarde (Dubois Schutzboden) zu lassen.

*) Dubois Schreiben an den Kardinal von Guastiero vom 4. März 1720.

**) Dubois Schreiben an den Bischof von Eiferen vom 24ten März 1720.

***) Dubois Schreiben an den Bischof von Eiferen vom 1ten April 1720.

Er führte unbedenklich an, daß er nicht einen französischen Cardinal erennen könne, ohne den Spaniern und den Deutschen dieselbe Gnade zu erwirken, daß er folglich das Zusammenrücken beider Erbfolungen abwarten müsse. Dubois, ungeduldig und leichtgläubig, unternahm es, die Hölse von Wien und Madrid zu einer Verständigung auf Compensation zu bewegen. Die Frage vom Cardinals-
 Hut trat dennoch aus dem Kreise der Intrigue in die weite Kampfbahn der Politik, und der Glanzling des Neigenen dachte setzen nur darauf, wie er die überwältigenden Hölse einschütigen wollte, müßte er auch die Schölge und die Interessen des Vaterlandes in diese betrügliche Waage legen. Stanhope und der König Georg selbst besaßen sich damit, in Vundschaft mit dem Kaiser zu unterhandeln, und Frankreich bezahlte ihre Gefälligkeit mit dem schwachen Traktat von Madrid. Dubois kam ihnen dadurch zu Hölfe, daß er unser Kabinet auf eine mechanische Weise beschrieb, deren sämtliche Fäden in Wien zusammengehalten wurden. Diese Kundschaft erklärt, weshalb wir die Anerbietungen der Hölse verschmäheten, den wiederholten Erwerbungen des Hauses andröichen und alle Vunde mit dem wachsenden Staate Friedrich Wilhelms des Ersten gemessen. Der Tracht so vieler Niederrückstigkeiten war eine öfentliche Erklärung, wodurch der Kaiser ohne Rückhalt in das Kardinalat Dubois einwilligte, und ihn vor ganz Europa als einen würdigen Politiken und einen für das öfentliche Wohl eifernden Minister bejeichnete. Eine un-

*) Dubois Schreiben an den Bischof von Eßeren vom 23ten December 1729.

der schwermüthige Unterhandlung beschäftigte dieselbe Bühne. Alessandro Albani, ein geheimer Rofse des Papstes, der Dragoner-Oberst gewesen und Abbatte geworden war, residierte am kaiserlichen Hofe als Kammerling. Dieser Mann, welcher sich später um Wissenschaften und Künste verdient machte, war damals noch ein junger Wüßling, voll Eigensinns, mit Schulden belastet, und noch ungewiß darüber, ob er die Gunst des Comte de Colonna heirathen, oder die Begier nach höchsten Würden verfolgen sollte. Der letzte Entschluß würde Dabois'n einen unabsehblichen Kontrakt gegeben haben. Der französische Minister wußte nicht, daß diese Befehle kein wirklicheres Meinungsmittel aufzufinden, als daß er die Unerschlossenheit des Kammerling's prelschen Prestentions und Weibseliche durch Geldstücken aufrecht erhielt, und einen Bankier für sich gewann, welcher mit der Ausbildung dieser schiefen Vermuthung beauftragt wurde *). Im folgenden Jahre schrieb er dem Cardinal Nozon: „Verachte ich die Erwerbung, welche Sie an der ganzen Familie Albani gemacht haben, nicht als einen Ankauf klüßlichen Perpsillans, so müßte ich Den Alessandro für ein schädliches Gefäß erklären.“

In Italien, wo man Dabois Person verachtete und seine Politik verabscheute, war ein klüßlicheres Verfahren nöthig. Dem chimärischen Geist des Herzogs von Parma benehmen, den Reichthum dadurch zu fesseln, daß man seiner Zärtlichkeit für die Jesuiten schmeichelte, die königliche Familie durch das geschickte System der drei Heirathen zu

*) Dies war ein Pariser Juchler, dessen Ehen Dabois sich verständig machte als Anzeiger der Eiteligkeit von Landrup zu verhoffen.

versüßen, und das Kabinot dadurch zu unterjochen, daß man das, was in London beschloffen war, in London zu referiren versprach: dies gesannen lag stillschweigend im Dubois Verstand; doch war sein so jarte Triebfaden in Bewegung setzen — Triebfäden, welche von den soldatischen Plänen des ordnungsmäßigen Gesandten Manteletier nicht berührt werden konnten, ohne zu zerbrechen? Dubois schenkt sein Vertrauen dem Abbé Moray de Montchevreuil, welcher zum Erzbischof von Besancon ernannt war, aber von einer unheilbaren Krankheit verzehrt wurde. Je mehr der Unglückliche die Unzulänglichkeit seiner Kräfte geltend macht, desto begieriger zeigt sich der ungeheime Dubois, den Lebensreiß derselben zu verbrauchen. Als außerordentlicher Minister wird der Erzbischof nach Madrid versetzt, und hier entfaltet er in einem Koper, der sich je mehr und mehr auflöst, ein gefälliges Naturell, einen feinen Geist und klare Ideen. Inmitten der Unterhandlung erblindet er und bittet um Gnade; doch der unbarmherzige Dubois belagert darauf, daß er blind verstanden soll, was er sterbend begreift hat. Der Belagertenmüthe ergiebt sich in sein Schicksal, und unter dem Joch der abscheulichsten Schmerzen gelingt es ihm, von Philipp dem Fünften eine Erklärung zu erhalten, welche der des Kaisers sehr nahe kommt. Nach dieser Erleichterung von Madrid entfliehend, wird Moray auf dem Rückzug über die Pyrenäen dem Tode anvertraut, und stirbt elendiglich in einer von Rauschieren getragenen Kutsche mitten unter Eis und Schnee, ein Beispiel heroischer Selbstopferung eines Hofmanns. Ganze Bände ließen sich füllen mit den Unterhandlungen aller Art, zu welchen sich Dubois in dieser Angelegenheit fortgezogen

süßte *). Drei volle Jahre bedeckte er mit seinen Reden die Landstraßen Europa's, und spendete zu London, Wien, Paris, Rom, Parma und Hannover teilspreuchvolle Worte und niedertrachtige Gefälligkeiten. Ueberall verdaunte seine Leidenschaft ihn zu der traurigen Rolle eines Ehrengigam, welcher aller Welt bedarf, und dessen Schicksal ein Jeder kennt. Der verhängnißvolle Kardinalshut bedeckte alle Elemente unserer Politik, wie in einer Epidemie alle übrigen Krankheiten sich mit der vorherrschenden Genuß vermengen.

Das Erzbischofthum Cambrai trübte Dubois den Lauf dieser Freisungen. Er brauchte nichts zu erfinden, um es zu erhalten; auch überließ er sich gänzlich der Bewegung seiner früheren Wandertred. Auf sein Ansuchen forderte der König von England diesen Sitz als eine natürliche Vorbereitung zum Kardinalat, und als einen Nützungsbedenkward für den Kaiser, welcher seine Mitwirkung zur Promotion des französischen Ministers versprach. Um aus den profanen Händen des Regenten ein Bisthum herbeizufischen, bedurfte es kaum so vieler Umstände. Dubois wurde ernannt und seine Weihe mit ungetrüblicher Beacht gesiehet; der Kardinal von Rohan, Terschä und Massillon verdrängen

*) Man urtheile hierüber nach dem, was allein in dem Jahr um Kirchenstunde vorging, um es sich zugleich um die Zurückgabe von Combrachis, um die von Castro und Montignone, um die Angelegenheit Savona's, um die Zerstörung Neapols, zugleich aber auch um die Befestigung Parma's, Piacenza's von den kaiserlichen Lehnen, um die Rückkehr d'Aguesseau's (welcher dem Papste verhasst war), um den Kampf der Demontre, um die Befestigung des Kardinal-Nepotes zum Kongreß von Cambrai u. s. w. handelt.

ten den Vortragsdienst, und der ganze Hof war dabei zugegen. In einem einzigen Tage hatte der neue Erzbischof alle Ordines des Priesterthums erhalten. Dieser Umstand, und einige andere, welche die Bedeutenheit schwebende, mußten Beweise des Aufstieges werden für ein Jahrhundert, wo doch in ein politisches Verhängnis verwandelte Episcopat dem hohen Grade seiner ersten Institution je mehr und mehr schwebte. Dubois begab sich nie in seine Diöcese; allein er verlegte den Hauptort der Mächte nach Cambrai. Aufserdem veröffentlichte er eine kleine Zahl von Hirtenbriefen, welche ihrem Wesen nach Abhandlungen über politische Angelegenheiten waren: Abhandlungen, abgefaßt mit eben so viel Verstand, als Geschmack. In einem dieser Hirtenbriefe vergleicht er sich dem heil. Bernard, welcher zum Vortheil des Himmels die Erde der Hirschen besuchte *).

Dubois stellte sich also der Wahl des Papstes unter der Märsch Gunders und mit der ausschließenden Zustimmung der drei großen katholischen Mächte dar. Doch dieser Heiligenschein blendete Klement den Fünften nicht, und der Kredit des Kandidaten schien gesunken. Nicht daß die von Frankreich her wider ihn eingesendeten Satiren irgend einen Eindruck gemacht hätten; denn zu Rom sieht nichts in der Welt das Ueberschwerd des Eigennutzes, und das

*) Nur durch ein höchst seltenes Verhältniß habe ich von ihm in Erfahrung gebracht. Seine General-Ordines hatten gewisse Folgen-Dispositionen veranlaßt. Aber diese Ordnung bezeugen sich die Dispositionen des Königs unter dem stillen Verstande, daß sie von ihren Wirkungen des Hofes nicht mehr bezeugt werden, wenn sie zu Cambrai eine allzu große christliche Bekehrung zur Folge trügen. Der Erzbischof ließ die Ordines, und die Dispositionen folgen sich aus dem Verstand von den Folgen ist.

Gift der Verleumdung neutralisirt sich in dem langen Gebrauch. Allein Latre's System ging zu Grunde. „Zu noch größerem Unglück“ — schrieb der Bischof von Esirotten — „erschien das Edikt vom 21. Mai; und dies war der Krulenschlag, welcher die Unglückseligkeit des Cardinals traf. Als der Papst vernommen hatte, daß es in Frankreich kein Geld mehr gebe, verzweifelte er daran, irgend einen Vorstand aus diesem Lande zu erhalten. Unsere Armut ist die Ursache eines allgemeinen Abfalls, einer unbedingten Verachtung. Alle Siege Ludwigs des Vierten haben zu der Achtung, worin er zu Rom stand, nicht so viel beigetragen, als seine Spenden; weder er amgetroffen, so hätte seine Danksagung alle seine Verdienste zum Vollen gebracht“).“ Wenn jedoch der traurige Zustand unserer Finanzen den Papst von uns entfernte, so wies das Bedürfnis seiner eigenen Finanzen dahin, daß er sich uns wieder näherte. „Einer von den stärksten Bestimmungsgründen des Papstthums“ — so schrieb derselbe Bischof — „liegt in dem Vorschlag, den ich ihm gemacht habe. Ich habe nämlich zu ihm gesagt: da ich sehe, daß er verlegen wäre um das Geschenk, das er der Königin von England auf Veranlassung ihrer Niederlande zu machen hätte, so erbitte ich mich, dem Kaiser ihrem Gemal von Seiten Sr. Heiligkeit, und ohne daß dabei im Mindesten von mir die Rede wäre, zweyzigtausend rheinische Thaler in demselben Augenblick zu übersenden, wo Sr. Heiligkeit das geforderte Handschreiben überliefert würde; außerdem aber

*) Schreiben des Bischofs von Esirotten an H. Fouquet vom 15. September 1790

machte ich mich verbindlich, Sr. Heiligkeit am Tage der Promotion dreißigtausend andere christliche Thaler zahlen zu lassen. Der Papst hat mir darüber eine große Zufriedenheit zu erkennen gegeben *).¹¹ Wie entfernt, diese Spenden zu mißbilligen, lehnte Dubois sie auf den Cardinal Gibani aus.

Unter allen Nieklingen bedrückt des Blazschens hatte eine aus den Liebesbündeln der Grazie entprossene, eben so schöne als verschämte Frau, die Prinzessin von Soubise, dem Könige alles, nur nicht ihren Ruf aufgeopfert. Durch ihre wohlverschleierte Scheinart vor den Launen des Liebhabers und vor der Schande der Ungrate geschützt, hatte sie die Achtung genossen, welche Kluge Kaiser bei Hofe erhalten, und auf den armen Edelmann, der ihre Gemal war, zahllose Würden und unermessliche Reichthümer zusammengeschüttet. Einer ihrer Söhne, Bernard-Henri de Rohan, war, Dank sei es den Händen seiner Mutter und der Gültigkeit des Monarchen, Cardinal-Bischof von Straßburg und Groß-Almoosnier geworden.

Diereiber und die Priester der letzten Neglerung hatten ihm viel Reputationen bereitet, welche in diesen Zeiten etwas mehr waren; nämlich die eines Hofmannes, und die eines Königsgelehrten. Während die profane Welt in ihrer Sprache die Abendmahlzeiten der schönen Eminenz; erhöhte, erhaben die Jesuiten, welche in der Nähe der Sunst stets stationär sind, diesen verwichlichen Proleten zu einem Haupte der Konstitutionsdem. Von selbst

*) Schreiben des Bischofs von Eijsen an Dubois vom 21.ten December 1730.

anlangend, bemühte er sich, diesem doppelten Riß dadurch zu entsprechen, daß er ein der Lächerung unfähiges Gemüth durch Feinart, einen gemeinen Geist durch versüßterische Anmuth, und eine oberflächliche Wissenschaft durch Geschmeidigkeit zu bedecken suchte. Erbe der Schönheit seiner Manier, gab er nicht ungern zu verstehen, daß das Volk das Wohl des Vierzehnten in seinem Aldem flüße; und da er nicht die Kunst verstanden hatte, seinen Ehrgeiz seinen Talenten anzupassen, so hatte er sich der Gefälligkeit gewidmet. Dabeiß, denn es nicht an Menschenkenntniß fehlte, beurtheilte auf Einem Blick, welcher Vortheil sich von diesem Bösen ziehen ließe. Er hatte wenig Mühe, ihn durch die anscheinende Würde einer Ambassade zur Uebernahme des niedrigen Geschäftes zu bestimmen, welches die Grundlage derselben war *). In folgenden Ausdrücken empfahl er ihn dem kräftigeren Kabinett: „Ich bitte Sie, dem Kardinal von Nehan den Rath und die Hocht einzuhändigen, die seiner Geburt und seiner Stellung würdig sind. Er ist geschickter, als jeder Andere, für Alles, was Sanftmuth und einschmeichelndes Wesen vermögen; doch hat er vielleicht nicht eben so viel natürliche Anlage für große Schläge.“ Der Papst, seit längerer Zeit krank, gab durch einen wegsigen Einsatz zu erkennen, daß er diese Ambassade ganz andern Vorgesetzten vorschreibe. „Eure Kardinalie,“ sagte er zu dem Bischof von Sisteron, „holte mich bereit für

*) „Was fordert den Kardinal Nehan nach Rom, um unsern Vorgesetzten daselbst in Angelegenheiten zu bringen, nachdem wir uns durch unsern Finanz-Minister bei dem nur allzu gewinnstüchtigen Hofe und Hof in Venedig abträcht haben.“ (Hautschützliche Denkschriften des Herzogs von Mail.)

tebt, und gehen damit um, ein Renzlaue vorzubereiten; allein, nach ihrer Ankunst, werde ich ihnen eine Predigt halten über Marie Salome und die übrigen Weiber, welche Epyreren kauften und sehr fröhlich kamen, den Leichnamen zu folgen, den sie nicht mehr fanden."

Japollin beschleunigte der Urheber der Intrigue, um die Ehre der Enttöschung nicht mit einem Andern zu theilen, die letztenschläge vor der Ankunst des Groß-Almonerers. Die Gemalin des Königs St. George hatte dem Prinzen Edward, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird, das Leben gegeben. Während nun alle Gloden Roux den König begrüßten, verursachten seine Schmitz und sein Elend in dem Zimmer des Papstes einen sehr lebendigen Contrast. Der hohe Priester lag schwachend in seinem Sessstuhl; zwei seiner Neponen, Annibal und Don Carlo, der König Jakob, der Cardinal Guastiere und der Bischof von Cusieren umgaben ihn. Diese fünf Personen, getrieben von den Freigedankten und wesentlich von den großen Verheißungen des französischen Ministers, beschworen den Gend, ihr Glück zu machen, dem unglücklichen Kinde, das, trotz höherer Hingung drohnt die römische Kirche retten werde, den Beistand Frankreichs zu sichern, mit einem Worte: die Ernennung Dubois zu vollenden, oder ihn wenigstens schriftlich den ersten valanten Kardinalthut zu verheissen. Der Bischof von Cusieren, hingeworfen von einer plötzlichen Eingebung, wirft sich, mitten im Zimmer auf die Knie, und seine Arme nach dem Papste hin ausstreckend, ruft er diesem heilig und mit Thränen in den Augen zu: Sancte pater, verbum vitae! verbum vitae! Clement der Elfte nimmt

die Willens der Gerechtigkeit an, greift nach einer Feder und schreibt auf der Stelle das geforderte Versprechen nieder, dessen Ausdruck er, wenn man auf die hinterlistige Auffassung achtet, längst bei sich überlegt haben mußte. La-fayette, von seiner Eroberung schon sehr gekleidet, um die Bedingungen derselben wahrzunehmen, findet das Versprechen des Papstes auf der Stelle durch einen Courier nach Paris; der Stolz seines Briefes malt das Uebermaß seiner Freude, und seine noch so starken Nachbrüche reichen kaum hin für die Wollungen seines Blutes. Man drucke sich am Dabois Erkennen und Zorn bei der Lesung dieser Schrift, welche der tragenden Verwundung des süchtigen Königs von England das bewilligt, was der Regent von Frankreich gefordert hatte. „In Wahrheit,“ so antwortet er ironisch dem Bischof von Sigüen, „das Versprechen, das Ihr am 14. Jan. dem Papste entrißen habt, ist ein Verbrechen von Geschicklichkeit. Hätte die Proömache selbst sich damit befaßt, so hätte sie nichts Schlimmeres erfinden können. Der Regent ist beleidigt, der Prästident langwehmüthig, und ich — ich bin in Europa's Augen lächerlich gemacht und mit Vorwissen des Verraths bedeckt. Das Einzige, was mir zu wünschen übrig bleibt, ist, daß diese Schrift von Niemand gelesen werde und für immer in Vergessenheit gerathe *).“ Der Papst überlebte diesen Spas nicht lange: er starb den 19. März in einem Alter von 70 Jahren, an einem Geschwür unter der Brust, ohne daß seine Repoten, während des langen Deliriums seines

*) Ebenen Dabois an den Bischof von Sigüen, vom 28. März 1721.

Lebenskampfes, irgend eine Erreuerung hätten erschließen können. Seine letzten Lebensmonate waren sehr krentnubigt wachen, nicht, wie man in Frankreich gesagt hat, durch die Verfolgung Dabais, welche für diesen geistreichen Greis ein bloßes Komödien-Spiel waren, wohl aber durch den Kardinal Mazarin, der, als kaiserlicher Minister, Tag für Tag, in Rom der römischen Regierung durch seine hochwichtigen Unternehmungen die Zähne wird. Das Volk, dem lange Pontifikate fern sind, schenke diesem tugendhaften, lebenswichtigen und unterrichteten Euerden, welcher durch alle Künste der Schwäche regierte, kein Bedauern...

Dies Ereigniß warf zwar das, von Dabais mit so großem Kosten seit zwei Jahren aufgeführte Gerüst auf Einen Schlag über den Haufen; doch eröffnete es diesem Ereigniß eine große Laufbahn von Beschwerden und Ermahnungen. Ehe wir aber in seinen Erfolge diesen neuen Vorgang berichten, wird es nicht unangemessen seyn, alles zu sagen, was er in Frankreich beachtet hatte, um den römischen Hof wegen der wechselnden Schicksale der nur allzu verächtlichen Tulle Unigenitus zu stellen.

Quercet's Schüler hatten sich bei der Regimentschaft schlecht gehalten. Zwei Thatsachen, welche bisher unberührt geblieben sind, werden von ihrem färrigen und unheimlichen Charakter eine angemessene Vorstellung geben. Eine Gewaltsamkeit verjagte in Paris den sogenannten Petit-Pont, so wie mehr benachbarte Häuser, und bedeckte das Reich-Deu und einen Theil der Stadt mit glänzlicher Zerstörung. Anstatt man das Volk, das, um diese Zeit, durch andere politische Umstände erbittert war, zu trösten, schickte der Kardinal Noailles, oder vielmehr sein jansenistischer Rath,

einem Hirtenbrief, worin den Pastoren in einem barbarischen Style verstanden wurde, daß diese Feuerbrunst das Werk Gottes sei, welcher ihnen einen Vorgeschnack von dem sie erwartenden ewigen Feuer habe geben wollen. Vermög eines nicht minder mißbeachtlichen Kontraktes, übernahm das Parlament die von dem Erzbischof verschuldete Vater-Rolle, und ging darin so weit, daß es sich das ganze Recht anmaßte, die Almosen, welche dieser Unfall nöthig machte, einzusammeln und zu vertheilen. Eine andere Gelegenheit manifestirte denselben Egoismus. Während alles aufgeboten wurde, um den Finanz-Kredit zu heben, ließ derselbe Kardinal unter seinen kühnsten Besprechungen bekannt machen, die sich auf Darlehen gegen Zinsen bezogen, den Absichten der Regierung aber schurkisch entgegen wirkten *). Diese höchst treulose Schreife, welche aus jansenistischen Fiebern geflossen, und nur darauf berechnet war, die Verwirren zu vermehren, erllärte den Verlauf der Staats-Effekten für unerlapbt, und erschießt alle die Folgewidrigen Seiten, auf welche man sich gefaßt halten muß, so oft Kaiser in das Gebiet der Gesetze eintritt und Wohlthunisse des bürgerlichen Lebens nach den Vorurtheilen des Klosters zu regeln begehren. Im Uebrigen hat man nicht genug darauf geachtet, wie arg der Hoch war, den diese Priester in ihrem Urtheilen über Luther schafften; denn, indem sie ein Darlehen auf Zinsen, wodurch die Arbeit und Betriehsamkeit des Volks allein belebt werden kann, unbedingt mißbilligten, hatten sie nichts einzuwenden gegen jene

*) Aber so hatte es der brachmige Kaiser während der Zweide-Henke gemacht.

Pocht-Kontrolle, die eine verhängnißvolle Erfindung der scholastischen Zeiten waren, die Welt mit Mißthüngern bevölkerten, die Eimen verdachten und das aufferbauliche Leben herabswürdigten. Der Regent dieser Jansenisten überdrüssig, gewährte ihnen nur eine letzte Neutralität; der Papst, seiner Seite, verlangte eine rasche und strenge Entscheidung: doch Dubois, welcher eine Ausgleichung vorzog, ersuchte in dieser scholerischen Angelegenheit, große Hülfsmittel.

Es handelte sich Anfangs darum, die Neutralität oder das Selbstschwierigen Nichts zu erhalten. Auch der Papst steht für das Eine, wie für das Andere, einen unerschütterlichen Period.

Man erinnert sich, daß im Jahre 1682 die Versammlung des Clerus vier Sätze beschloß hatte, um die Unabhängigkeit des sogenannten Bräulichen der Könige und die Unverletzlichkeit der allgemeinen Concilien zu sichern, und daß ein Edikt die Bekehrung darüber in den Schulen verordnet hatte. Doch, zehn Jahre später, hatte Ludwig der Vierzehnte, der inzwischen ein Diener der Jesuiten und ein Verfolger der Protestanten geworden war, Jansenius dem Bräulichen in einem geheimes Schreiben versprochen, daß die Annahme dieser Artikel, von welchen die päpstliche Tyrannei entlehrt war, modifizirt werden sollte.

Inzwischen fand sich, als es zum Vertheilen kam, daß der Papst und der König dieses Schreiben ganz verschieden ausgelegt hatten, es sei uns, daß man es von der einen und der andern Seite nicht richtig gemeint hatte, oder weil die dem Menschen im reichlichsten Maße ertheilte Gabe, sich nicht zu versehen, in Dingen dieser Art aus

schreiben zum Verſehen kommt *). Dieſes Schreiben er-
mangelte im Uebrigen aller der Formen, welche in Frank-
reich Königlichem Abſichten den geſetzlichen Charakter er-

*) Dieſe ſagt dieſes Schreiben, daß die Vollziehungsbehörde kein
Verſehen getragen hat ſich nachher zu nennen und als die Wirkung
des Schreibens zu betrachten, den ein hinterſichtiger Herrſcher dem Kö-
nige hiſtoriſch ſeiner eignen Würdigkeit einzuſetzen verſtanden hatte:

„Eure heiligen Väter! Immer habe ich viel von der Erziehung
Euer. Heiligkeit zum Vorſatz erwarbt, ſowohl für die Vortheile der
Kirche, als für die Beſtärkung unſerer heiligen Könige. Gegen-
wärtig nehme ich mit großer Freude die Wirkungen wahr in allem,
was Euer. Heiligkeit Gerecht für die eine und für die andere that.
Dieſes verdoppelt meine ſtändige Achtung für Euer. Heiligkeit, und da
ich für dieſe durch die allmächtigen Hände, die von mir abhängen
kann, zu erkennen geben möchte: ſo macht es mir großer Vergnü-
gen Euer. Heiligkeit ſind zu thun, daß ich die nöthigen Befehle an-
ſtellt habe, damit die in meinem Brief vom 2. März, 1683 enthal-
tene Dinge, betreffend die von der Heiligkeit Frankreichs geſuchte
Erklärung (als wegen mich früherer Verſuche geſchützt hatten) nicht
länger beobachtet werden, während, daß nicht dieſe Euer. Heiligkeit
von meinen Gefinnungen unterrichtet ſei, ſondern daß auch die ganze
Welt, durch einen beſonderen Decret, die Vergebung kennen lernen,
die ich für Ihre große und heilige Eigenſchaften habe. Ich wünſche
nicht daran, daß Euer. Heiligkeit hinaus durch alle Freuden und Be-
weife Ihrer allmächtigen Liebe für mich antworten werde; und ſo bitte
ich Gott, daß er Euer. Heiligkeit viele Jahre erhalte, und zwar ſo
glücklich, wie ich es wünſche. Eure heiligen Väter, Euer. Hei-
gigen Sohn, Ludwig. Zu Verſailles, den 16. Sept. 1681.“

Was nun den Streit anlangt, der ſich über den Sinn dieſer
Polititik erhob, ſo wurde ich meine Erzählung auf der am nächſten
wichtigen Quelle ſchöpfen. Nachdem der Cardinal Gerdil,
im Namen des Papſtes Clemens des Zehnten, ſelbſt erklärt, mit
Bedacht die Beſtätigung des Ausſprechens Ludwig des Vierzehn-
ten in einem Ernennungſchreiben erfordert hatte, antwortete ihm
der Cardinal Neri unter dem 13. April 1733 in nachfolgenden Aus-
drücken: „Euer. Eminenz redet von einem Schreiben des verſtorbe-
nen Königs nachdrücklich Bedenken an Anſetzung des Papſtes.“

theilen. Klement der Fünfte nahm deshalb nicht weniger die Klage an, als legte er ein großes Gewicht auf dieses beklagenswerthe Drama königlicher Schwäche; sorgfältig betrachtete er es in seinem Schreibschrank, aus welchem er es mit beschäfter Einnahme hervorholte, um es dem Bischof von Sisteron vorzulegen, und die Erklärung hinzuzufügen, daß, ohne die schnelle und beschließliche Befolgung der darin enthaltenen Verhütung, Frankreich nicht von ihm erhalten werde. Der Herzog von Orleans ließ Sr. Heiligkeit antworten, daß eine solche Gefälligkeit ganz Frankreich in Aufruhr bringen werde, und daß es eben nicht vernünftig sei, einem vorübergehenden Regenten Dinge vorzuschlagen, welche der absolute Herr der Könige in der

Wirklichkeit werden die Väter haben, Ihnen zu sagen, daß es hinreichend das Verprechen enthält: man wolle verstehen, daß in Zukunft die vier Bische der Versammlung von 1682 behauptet würden. Wie kommt es vor, als hätte Ludwig der Vierzehnte sich bloß verbindlich gemacht, den von ihm ertheilten Befehl, nach welchem die Baccallanen diese Artikel in ihre Thesen behaupten sollten, nicht zu nehmen. Und er hat Wort gehalten; denn schon seit langer Zeit enthält man sich ihnen. Doch, auf Veranlassung dieser Bische (des Bische von St. Nizier, welcher den 13. Juli 1713 zum Bischof von Brantôme ernannt war) dem Klement der Fünfte die Klagen vorlegte, weil er diese vier Bische in seiner These behauptet hatte, daß dieser Brief dem Kardinal von la Trémouille schreibe, daß er nicht willigen Knecht in eine solche Meinung, und daß seine Absicht die gewesen sei, zu verhindern, daß diese Bische behauptet würden, sondern bloß zu behaupten, daß man die Baccallanen nicht gedulde, sie in ihre Thesen aufzunehmen. Dies aber ist jetzt beobachtet worden, so daß sie volle Freiheit haben, sie zu behaupten, aber davon gar nicht zu sprechen. Wollte man es ihnen verbieten, so würde man in der ganzen Nation, und selbst bei den meisten Bischöfen, auf eine Opposition setzen, welche gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte.“

Blarne seines Eifers nicht genügt haben würde. Doch der Abbe Dubois, ohne sich durch einen falschen Angriff außer Fassung bringen zu lassen, fand in Rom selbst die Mittel, an welchen diese geldgierige Stadt so reich ist: diese Stadt, wo jede Angelegenheit ein Geheimniß und jedes Geheimniß eine Waare ist. So wie Ludwig der Vierzehnte gezahlt hatte, um die Palle zu erhalten, eben so zahlte Dubois, um sie einschleusen zu machen.

Was jedoch für ein Wunder seiner Geschicklichkeit gelten kann, war, daß er die beiden Parteien zur Unterzeichnung eines Lehr-Systems bewog, worin sie sich zu verstehen glaubten. Der Kardinal von Noailles, nicht unempfindlich für die öffentliche Wohlfahrt, und fertiger durch die beiden größten Kanzlermeister ihres Jahrhunderts (d'Aguesseau und Mauvillon) nahm die Palle an. Dubois, kühn gemacht durch diese ersten Vortheile, verzweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen werde, die Palle sogar in ein Staatsgesetz zu verwandeln; und um eine so theuergekaupte Annahme zu rechtfertigen, rechnete er auf die Reichfertigkeit eines Landes, das sich noch mit Werten und Erläuterungen hat abfinden lassen. Unter den zweifelhaften Institutionen Frankreichs bemerkte man kaum ein zweideutiges Tribunal, das, aller Wahrheit entgegen, der große Rath genannt wurde, und das man für möglich hielt, nicht wegen des Gutes, das von ihm ausging, wohl aber wegen dessen, was von ihm hätte ausgehen können. Wie es einmal war, suchte es in einigen dunklen Attributen weniger eine reelle Verriehung, als einen Vorwand für sein Daseyn. Obwohl von demselben Schlein durchdrungen, wie die Parlements, war es von diesen immer

parischgetroffen werden, und dies nicht ohne Ursache: denn dieselbe Politik, welche den Umsturz der allgemeinen Stände in der Errichtung des Parlaments vorbereitet hatte, diese hatte sich in der allzu starken Befestigung des großen Rathes das Mittel vorbehalten, die Parlamente zu stürzen. Von seinem Ursprunge an als das Kestren-Körper des Despotismus betrachtet, d. h. als der letzte Schülfe höherer Einwürfe, hatte der große Rath zu seiner Zeit seinen Ursprung verkannt. Alle seine Bemühungen, um die Inquisition in Frankreich einzuführen und um zu Paris einen englischen Regenten aufercht zu erhalten, seiner seine Unhänglichkeit an den Jesuiten und an den ultramontanen Lehren, endlich seine Bestrebungen, die Plakammern und die willkürlichen Kommissionen vollständig zu machen: alles sprach für seine unermüdlige Ehelchkeit. Der Kardinal Richelieu hatte ihn ohne Mühe gebraucht seine Finanz-Verordnungen zu heiligen, und Ludwig der Vierzehnte, entsetzt von dieser Art kollateraler Magistratur, deren Existenz so niedrig und deren Gewissen so wehlfeil war, hatte die Zahl seiner Mitglieder vermindert.

Duvalis ließ in diesem großen Rathe die Tulle nach einer Vernehmung anschauen, bei welcher es nicht an Ueberlistung fehlte; und da, seit Karls des Achten Regierung, dieses Schwarzer-Tribunal den Titel „höchster Hofes“ führte, und auch nach Einregistrungs-Formel zu Werke ging, so hegte man, nicht ohne Grund, daß diese Aufschlichkeiten hinreichen würden, die Menge zu täuschen und dem Parlamente zu geblenden. Dies letztere bestand sich noch im Exil zu Pontreue, und war bedroht noch Blois versetzt zu werden, während eine Relations-Kammer es zu Paris

ohne Hinderniß erfolgt und die Gerechtigkeit mit Frempfheit lobte. Furcht und lange Weile benogen es zu einem Gefälligkeits-Akt, dem der Minister antworten zu wollen sich das Ansehen gab. Die Bulle, die es so lange unter die Füße getreten hatte, wurde also in die Register eingetragen, und zwar mit so unbestimmten und allgemeinen Vorbehalten, daß man diesen ansah, sie sollten nur für Zeiten gelten, wo es nicht nöthig ist, darauf zurückzukommen. Ueber die Ursache dieser Schwierigkeiten würde man sich jedoch im Jochum befinden, wenn man glauben wollte, die französische Obrigkeit sei jenseitlich gewesen; kaum zählt man in ihr drei bis vier Einzeln, die von diesen Schindeln befreit waren. Allein die Parlamente waren die Schutzwehr der gallianischen Freyheiten, und die Ultramontanen waren allzu gewandt, um die Prinzipie und die Töne unserer Gesetzkundigen mit dogmatischen Meinungen zu vermengen. Der Haß des heil. Stuhls gegen diese Klasse war nichts weniger als neu; seit dem dreizehnten Jahrhundert hatte ein Papst es gewagt, zu Paris den Unverzicht im Zivil-Recht zu verbieten, und, was allem Elanthen überlegen dürfte, diese insolente Defertale war desselbst mit einer unverzeihlichen Freyheit bis zum Jahr 1680 befolgt worden. Man wird noch weniger an dieser Partheilichkeit zweifeln, wenn man in Erwägung setzen will, daß seit der Gründung der Monarchie, d. h. in einem Zeitraum, wo so viele französische Obrigkeiten sich durch ein solches und heiliges Leben auszeichneten, Rom, sonst so verschwenderisch mit Seligsprechungen und Speichosen, niemals einen Claqueur der Verheerung der Christen zu empfehlen würdigte.

Wie es sich auch damit verhalten mochte: gestrichen mit der Unterwerfung des Parlaments in einer Angelegenheit, welche mit demjenigen, die man als die Ursache seines Exils betrachten konnte, nichts zu schaffen hat, ließ Du-bold es nach Paris zurückreisen *). Dieser Körperlichkeit, von Nachsicht gesüßelt, und unschlag, dieselbe an zwei auszulassen, den man ihr, wenn er nicht zu rechter Zeit die Macht ergriffen hätte, wahrscheinlich preisgegeben haben würde, griff der Herzog von la Ferte als einen Vertrauten des berühmten Schenken an. Dieser Vorstoß machte eben so viel Lärm durch die lächerliche Ungerechtigkeit seines Grundes, wie durch die Hindernisse, welche die Verrechte der Politik seiner Verfolgung entgegenstellten. Man machte die von dem Verлагten sehr richtigmäßig zu Grunde gebrachte Vermuthung seiner Vankheit in Speyeri-Waaren zu einem Monopolis-Verbrechen; und der Herzog und Pair wurde rechtskräftig aufgehoben, weil er unter so vielen Ehren weise und klug gehandelt hatte. Uebrigens brachte der Abfall des Erzbischofs und des Parlaments Verwerfung und Rath in die Reihen der Jansenisten. Die Appellationen begannen von neuem, wenigleich mit verminderten Unterjuchungen; denn die Listen, welche bis auf 7000 Namen dargeboten hatten, verminderten nicht mehr als 1400. Der Polizei-Beurmann, welcher einige von

*) Die Deklaration, welche die Halle in ein Staatsgefängnis verwandelt, ist vom 4. Aug. 1728. Die Entzogenheit in die Register bei großen Raths, vom 23. Sept.; die Entzogenheit von dem Cardinal von Noailles, vom 17. Nov.; die Entzogenheit in die Register bei Parlamenten, vom 4. Dec.; und die Rückkehr dieser Register nach Paris, vom 16. December.

Diesen Unterzeichnern wegen ihrer Meinungen zur Verantwortung zog, wurde durch die Keckheit ihrer Antworten außer Fassung gebracht, und witzige Köpfe parodirten diesen von einer Pelizei-Obrigkeit geübten Akt geistlicher Gerichtsbarkeit durch eine Postoral-Instruktion des Erzbischofs wegen Keckheit der Straffen, welche an die Straffen edeln getheilt wurde. Die Hartnäckigkeit dieser Handvoll Menschen verdient die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers. Sie besaßen eine gemeinschaftliche Kasse, welche unberührt blieb von dem Lawischen System, und vermöge einer Erfolgsge von Unbegreiflichkeit und Tugenden (dieser hergebrachten Auffassung unentdeckter Erdre) bis zum großen Schiffbruch der Revolutionen treu zusammengehalten wurde. Sie dachten darauf, wie sie sich ein Vaterland schaffen wollten, anfänglich auf einer kleinen Insel des Holländischen, die sie gekauft hatten, sodann auf dem Festlande Amerikas. Beide Welten hielten damals wieder von dem Rufe William Penn's, der zu London gestorben war mit dem so schönen und so reinen Namen eines Eifers von Wohlthätigkeit. Doch Holland, das ihnen ein Wohl und eine Kirche anbot, beachte sie ab von der Güte der Quaker. Unrecht wurde ihr Hauptitz unter der Leitung eines Erzbischofs, dem Rom seine Anerkennung versagte, weil es vorgab, die batenischen Katholiken, wie eine Wüste von Wüsten, durch Manien zu regieren.

Es würde sich schwer ausmitteln lassen, bis zu welchem Grade Dubois zu diesen extremen Verschlüssen beitrug; so sehr schmerzte sein Verfahren unter den Interessen des Augenblicks. Im Grunde hatte er nicht an sich von einem Verfolger. Eine weit getriebene Duldung für Geistes-

und

und die ungern angenommene Entfernung einiger Höfliche bildeten seine gemäßigte Politik, welche Frankreich billigte, welche jedoch zu Rom gerechtfertigt werden mußte. Mitunter führte ihn jedoch das Bedürfniß, dem hell. Stuhl zu gefallen und die Kunstbezeugungen desselben zu bezahlen, bis zum höchsten Mißbrauch der Tyrannei. Auf Veranlassung einiger elenden Kupferstücke, erröthete er nicht, Frankreich durch die Schöpfung einer Bläthammer in Schanden zu setzen, und von diesem mißgestalteten Tribunal durch Decreten das Blut einer großen Anzahl Bürger wegen eines so leichten Verbrechens zu fordern. Bald führte ihn jedoch seine Laune zu gelinderen Maßregeln zurück. Als die Polizei das Gedicht von der Saabe, dessen Verfasser der junge Racine war, in Beschlag genommen hatte, war Dubois der Meinung, daß schlechte Verse die Thronkrone nicht gefährlich machen, und so beschloß er sich, das Interdikt aufzuheben *). Kurz, durch diese Gemüths- von Härte und Strenge stellte er zum ersten Male den

*) Hier das Verhörprot. Schrecken Ludwig Racine's an den Cardinal Dubois. „Versailles, des 29. Dec. 1722. Es eben ein solch ich, daß Eu. Eminenz dem Gedicht von der Saabe die Freiheit zurückgegeben haben. Ihre Güte, gützig zu seyn, hat Eu. Eminenz zu diesem Schritt veranlaßt. Daß dem allen mag ich es nicht, Eu. Eminenz zu danken. Ihr weisen Rath wird es besser werden, wenn dies Rath als das Licht des Tages kommen könnte. Glückwünsche für mich, bin ich nicht entfernt von Paris, ich bin also nicht ohne Nachtheil, was man von meinem Verstand sagt, und die zu meiner Zurückkunft werden sie vergessen seyn. Eu. Eminenz hat das Leben befehlen, besser zu machen, haben dazu alle die Anordnungen, welche Eu. Eminenz Ihnen verschafft, und Ihr Wohlwollen wird ohne allen Zweifel den Diktiren, schließliche Rechte bewahren. Ich habe die Ehre zu seyn u. Racine.“

Briefen der Kirche wider her, wie Harsay de Chantillon es vor ihm gethan hatte. Drei vernig erbauliche Prälaten hatten so den Muth, jene Umrißen, welche so viele fromme Hände umgeschickt vermehrt hatten, zum Stillstand zu bringen. Nichts zeigt auffallender, wie sehr eine Eiteligkeit den Vortheil der Religion verleihe, als daß die Geschicklichkeit, welche sie beilegt, an und für sich nur ein Elend mehr ist.

Ich habe die drei Arien von Trichseben genannt, welche der Abbi Dubois angespannt hatte, um das heil. Kollegium zu erschüttern, nämlich seine Unterhandlungen mit den auswärtigen Höfen, seine Intriguen zu Rom und sein ultramontanisches Thun und Treiben in Frankreich. Der Tod Klements des Elften engte diese verschiedenen Wanders auf einen einzigen Ort zusammen. Der Bischof Cassian, welcher hier Exilstraße fand, begriff sehr wohl den Vortheil seiner Stellung und die Nothwendigkeit einer eisernen und tiefer einschneidenden Taktik. Sein erster Vorschlag war, daß man das Konklave erkaufen, und demjenigen die Klare geben sollte, der dem Kardinalstuhle geben würde. Dubois nahm diesen Vorschlag an, und beauftragte den Kardinal von Rohan, welcher noch immer seine Ambassade nicht angetreten hatte, mit der Vollziehung desselben. Dabei wünschte er jedoch, ihn durch den Verkauf eines Agenten zu unterstützen, welcher zu subtilen Verwicklungen und zu den Vertraulichkeiten der geheimen Korrespondenz brauchbar wäre. Die zu dieser Rolle erforderlichen Eigenschaften besaß der Abbi Lenain, dieser Befehlshaber Cam's, welcher in einem Vorthe des Parlaments des Betrug und der Simonie überführt war. Dubois

schickte also den Kardinal von Hippo, allen Warnungen des Marschalls von Villaret (als welcher über seinen Verstand sehr viel vermochte) zum Trotz, diesen bereitwilligen Priester zu seinem Konfessor zu wählen. Mit beträchtlichen Summen versehen, trat Herr von Nehan zu Rom vortheilhaft und prachtvoll auf. Seine schrankenlose Unbesonnenheit, seine glänzende Tafel und seine wohlüberlegten Spenden verführten die Italiäner. Leicht vergah man ihm seine weltlichen Eitelkeiten; sogar die Bischöfe, durch welche er, gleich der Gemalin Maria's, die Frischeit seiner Haut zu erhalten gewohnt war. Nur der Kardinal Forgia *), empört von dieser allgemeinen Nachsicht, sandte regelmäßig nach Spanien einen Bericht, welches überschrieben war: die Albernheiten des Herrn von Nehan: einen Bericht, den der Hof von Valsain mit freimüthiger Bitterkeit, doch nicht ohne Vergnügen, las. Bei dem Allen erforderte die Gerechtigkeit, zu bemerken, daß, wie wenig Anspruch der Kardinal Nehan auch auf hohen Eudenberg machte, er sich dennoch nicht ohne Absichten zu der Art und Weise betrug, wie die Angelegenheiten in dem Vatikan behandelt wurden: er kannte das Intriganten-Geheim, das jeder Hof unter der Vermuthung von großen und kleinen Personen besoldete; er sah, daß die Festsetzung von Stod-

*) „Der Kardinal Forgia gehört einem großen Haufe an, die nicht unwissend, (dem Herrn sehr ergeben, und die Maas von großer Ehrung, doch so, daß er alle Jahre am Hochfesttage Fast ist, um des göttlichen Verdienstes, welches der Papst Alexander der Sechste seinem Haufe anstellt hat, nicht in Gefahr zu setzen.“ (Schreiben des Kommandanten von Gesslitz an den Herrn von Stavelin.)

werf zu Stadtwert alle Klassen der Gesellschaft umfaßt; er vernahm die treuerjigen Eingeständnisse von Schlichen, über welche man anderwärts erdichtet seyn würde; und er sprach sich in seinen Reflexen mit Erbauung und Verachtung über diese Erschlaffung aus, welche die Hinsälligkeit der Nationen bezeichnet.

Das Konklave erdffnete sich mit glücklichen Vorbedeutungen für den Aböl Duboid. Ihm gehorchten die Kanbindle des Hauses Bourbon; die deutsche Faktion war schwach und planlos; kaum unterschied man diejenigen, welche Zelanti genannt wurden; es fehlte sogar an den heichstmaligen und unentschlossenen Köpfen, welche gemeinlich die fliegende Schwadron bilden. Der furchtbare Alderosi erschien zwar auch mit Hilfe eines Selchesbeisetz, doch zitternd und gedemüthigt. Entsetzt erwiderte er auf die zuverkommenden Verfügungen des Kardinals von Rohan: „Ach! ich suche nur meine Sicherheit;“ und für den Augenblick blieb er dem Kaiser zugewandt, der sein protektirtes Haupt beschützte hatte. Während eines zwanzigjährlgen Pontifikats waren fast alle Mitglieder des heiligen Kollegiums von Klement dem Eufim erneuert worden, und Dantbonitz bestimmte sie zu Gefälligkeiten für den Despoten ihres Wohlthäters. Dieser (der Kardinal Alderosi) hatte nie stärkere Beweggründe gehabt, sich zu verkaufen; denn da er, während der Regierung seines Ohrens, die öfentlichen Gelder, deren Verwaltung ihm oblag, verzogenet hatte, so sah er sich von einer insatiablen Verfolgung bedroht.

Durch die Aussicht auf eine erkleckliche Belohnung bestimmt, unternahm er die Unterhandlung, deren Zweck kein anderer war, als einen Papst zu wählen, welcher ver-

pflichtet wurde den Abbé Dubois zum Kardinal zu machen. Die Schrift, welche den Erfolg scherte, war von ihm in französischer Sprache abgefaßt, von den Kardinalen Rohan und Gualliere gebilligt, und den Kardinalen Juppiali, Caraccioli und Conti mitgetheilt worden^{*)}. Diesen letzteren hatte man zum Papst erkoren, weil seine vollständige Kallidität ihm keinen Widerstand erwecken konnte. Er war alt, von unmaßiger Beleiheit und verfallen in einer fast zur Gewohnheit gewordenen Schlafsuche, deren Ursache man nach seinem Tode entdeckte, als man die dura mater mit der Hirnhäute verwaschen fand. Als man ihm die Bedingungen der Stimmgebungen vorlegte, erinnerten seine Beilegen ihn daran, daß dergleichen Käufe in den Konklaven nichts Neues wären, und daß dem Papsten Innocenz des Elften, Alexander des Siebenten und Innocenz des Zwölften gleichfalls Verträge vorangegangen wären, welche der heilige Geist zu ratifiziren genöthigt hätte. Conti, den man öftentlich den Träumer nannte, und dessen Leben allerdings die größte Unschlüssigkeit mit einem mehr oder minder schwebigen Traum hatte, unterzeichnete, ohne Schwierigkeiten zu machen, und wurde den 8. Mai, beim Austritt aus seiner Zelle zum Papst gewählt. Sein Kraysitz schenkte er dem Abbé Lendin, welcher der thätigste Unterhändler in dieser zweiten Quinquagena-Straße gewesen war; und als der Kardinal von Rohan sich ihm näherte, um die Zere-

*) „Der Kardinal von Rohan ist nicht mit einem Hohen im Konklave eingangen; er hat dem Kardinal Albani die Sicherheit der Rechte zugesagt, und die Gegenwart der Gegenstände hat unendlich auf seinen Gang gewirkt.“ (Schreiben des Bischofs von Lissabon an Dubois vom 16. April 1721.)

mentie der Abrogation zu verrichten, sagte er zu diesem: *Ecce opus manuum tuarum*. — Worte, welche Alexander der Siebente bei einer ähnlichen Gelegenheit ehemals an den Kardinal von Rich gerichtet hatte.

Zunächst erhielt der Kardinal Albani die 30,000 römische Thaler, welche den Pöbel seiner Verwendung ausmachten *). Das Scheinriß dieser Kapitalisation wurde nicht so gut bewahrt, daß einige Schriftsteller nicht hätten davon reden sollen, ohne sie gesehen zu haben. Diese haben vorausgesetzt, Innocenz der Dritte habe sich durch ein förmliches Versprechen gebunden, dessen Vollanwendung ihm unmöglich geschadet habe. Es ward glücken, heißt jedoch, den vortheilhaften Geist der Italiener schlecht kennen. Dieser geht nicht so einfach zu Werke. Dieser angebliche Traktat war nicht bloß eine zweifelhafte und gerundete Konsultation, welche eine Meinung, aber nicht ein Versprechen in sich schloß, sondern sie beachte auch, zu Gunsten des Königs Jakob, die Kapitalisationen in Bewegung, wodurch Clemens der Dritte den ehrgeizigen Dubois in Schrecken gesetzt hatte **). Kurz: die Kardinal Albani und Qualificio hatten mit der Unerschrockenheit Richen's und Louvins ihr Spiel getrieben ***). Der Bischof von Esiheron,

*) „Ich habe dem Herzog Kardinal Albani die Briefe übergeben, worin das Königl. Hebrat auch für ihn und für seinen Herrn Bruder herausragt hatten; eben so die 30,000 Thaler, die ihm versprochen waren.“ (Schriften des Kard. Richen v. Mai 1721.)

**) „Es ist ziemlich lange her, daß der Kardinal Brancas mir sagte, alle unsere (französischen) Bischöfe würden neben dem Staat nur Arznen im Handel und in der Politik.“ (Schriften des Marschalls v. Tessé an den Grafen v. Marsilly, v. 26. Juni 1724.)

***) Schreiben vom 13. Juni.

welcher früher denselben Fehler begangen hatte, würde sie vor der Schlinge gefaßt haben, wenn die recht getriebene Eifersucht des Abbe von Lemoine seinen Oberabuler nicht ein Geheimniß gemacht hätte aus der Abfassung dieser Schrift. Lesléau klagte sich darüber sehr laut gegen Dubois. „Auf meine Kosten,“ so schrieb er, „habe ich die Cardinale Ottoboni und Corradini kesselet, damit sie ins Konklave treten möchten. Ein Intrigant hat den Cardinal von Nehan betrogen, hat die Schrift des Papstes schlecht abfassen lassen und sich allen Verschlüssen zu einer Abänderung derselben widersetzt. Hätte ich nicht, zwei Tage früher, zweitausend römische Thaler von dem Meinigen hergegeben, so hätten wir weder die Faktion Albani, noch das Haus Borromeo zum Vortheil des Cardinals Conti, und blieben auf uns selbst beschränkt, ohne Ansehen, ohne Verdienst, ohne Hoffnung. Wandern Sie sich nicht darüber, wenn ich Ihnen sage, daß ich Nachts ins Konklave gehe; ich habe das Geheimniß entdeckt einen Schlüssel dazu zu erhalten, und ich gehe beständig durch fünf bis sechs Wachen, ohne daß sie errathen können, wer ich bin *).“ Was die Ueberlegenheit dieses Jesuiten in seinen räuberischen Angriffen ungemein charakterisirt, ist, daß er sich diese verschiedenen Mittel, das Konklave zu verlegen, vier Monate vor dem Tode des Papstes verschafft hatte.

Um von dem neuen Papste die Erfüllung seines Werts zu fordern, mußte man den König Jakob besriedigen, und zwar nicht durch ein bloßes Geldgeschenk, wohl aber durch die Zusage einer Pension, welche dem römischen Hofe

*) Schreiben vom 5. Mai.

die Unterhaltung dieses Fürsten erleichterte. Es war kein Spas, diese gute Wasserheil dem Regenten vorzuschlagen, welchem die Verschönerung des Gergens im Konflav zu verbergen wünschten. Wendge einer Kriegeslist, welche sich für Theater-Kocher paßt, geriethe sie auf den Einfall, einem reichthumlichen Mann, der ihr erklärter Feind war, mit dieser Sorge zu belassen. Dies war der Marschall von Villeroi. Jakob der Dritte mußte ihn um seine Verwendung bitten; und hierdurch gewonnen, bequante sich der Marschall zu dem Schritt, der geschehen werden mußte. Dabeh affitierte Erlaunen und Mitleid, und erhielt die Einwilligung seines Schätzers. Wie machten die Theilnehmer an dieser frechen List unter sich über die Einseitigkeit des leichtgläubigen Senes lachen, der, ohne es zu wissen, den Kardinalshut auf das Haupt eines Schusters setzte, den er verabscheute *)!

Als dieser Punkt ins Reine gebracht war, wirkte die Ernennung eines päpstlichen Erzbischofs zum Kardinalat, ohne daß Dunkel gedacht wurde, wie ein Wetterstrahl auf die Kabale; sie glaubte sich zurückgeführt in das Fabelprinth Clemens des Fünften. Man forderte Vorzug von Seiten des Papstes; man gab den Wunsch zu erkennen, den Kardinal Gassendi, oder Alexander Albani in den Kongreß einzuführen zu lassen. Die französischen Regenten sahen in

*) Der Regent versprach für jedes Vierteljahr eine Auszahlung auf 6000 stehende Thaler, und machte sich verbindlich, diese Summe bis auf 150,000 Thaler zu erhöhen, welche damals dem Königl. Schatz durch den Verkauf im Hochst-Nach 375,000 Thaler kosteten. (Schreiben des Regenten an den Kardinal von Rohan, vom 24ten Okt. 1721. Schreiben des Marschalls von Villeroi an den Feldmarschall, vom 12. Jun.)

diesen Vorwänden nichts weiter, als einen Versuch, ihren Finanzen den letzten Tropfen abzapfen; allein Dubois, fortgerissen von seiner Einbildungskraft, bildete sich ein, daß das Haus Oesterreich, mißvergolgt wegen der kaubildeten Verträge, seiner Promotion entgegen wüßte, und indem er die Frucht preisgäheliger Beiden einzukaufen glaubte, vergoß er Thränen der Verzweiflung. In seiner noch größern Verwirrung waren seine Minister zu Rom nicht eines Sinnes; und er versuchte, durch gute Rathschläge und Geldspendungen es dahin zu bringen, daß sie es besser machen möchten. Lucie schrieb ihm eines Tages: „Ich habe dem Secretär des Papstes Scagliosi vorhergesagt, daß die Versetzung ihm am Tage Ihrer Promotion 500 Pistolen beschert werden werde, damit er sich das nöthige Handgeld verschaffen könnte. . . .“ „Sie haben sich geirrt,“ antwortete Dubois, „die Versetzung wird tausend Pistolen beschert. . . .“ Doch der Bischof von Eistren, heftig und verschwenderisch, erhandelte die Zugänge zu dem päpstlichen Thron je mehr und mehr, und verschmähte dabei nicht, die Ansprüche zu erfüllen *). Treuerhaft beschränkt Lucie dem Abte Dubois die Folgen dieser Indiscretion: „Der Herr Kardinal von Rohan ist geneigt, viel Geld zu verschan; nichts zwingt ihn dazu noch mehr, als die Verwegenheit des Bischofs von Eistren, welcher

*) „Ich habe dem Herrn Kardinal von Rohan vorgeschlagen, für 1000 Thaler eine große Marinade zu gewinnen, von welcher man sagt, daß sie bereits mit dem Herzog von Felt vertheilt ist, und welche über ihn, so wie über den Papst, das volle Übergewicht hat, daß der Reich einer vollständigen G. . . er haben kann?“ (Schreiben des Bischofs von Eistren, vom 23. Jan.)

so unerschöpflich gewesen ist, eine Fällschel von 15,000 römischen Thalern für den Papst angeboten und dem Herzog von Felti beträchtliche Gratifikationen zu versprechen, was den Appetit einer armen, ruhmstüchtigen und hungerigen Familie so angeregt hat, daß der Herr Kardinal von Nohan geneigt gewesen ist, seine Willens zu machen, und daß wir unsere kleinen Kopfschmerzen verschon müssen. Thun Sie was in Ihrem Kräfte steht, und frisches Geld zu beschaffen, zum wenigsten 10,000 Pißolen. Hier mußte man nichts ohne Geld.“ Auf diesen Schrei der Verlegenheit antwortet Dubois durch Klageklinder, die so eigenthümlich energisch sind, daß sie nur in seinen eigenen Ausdrücken nachgegeben werden können. Folgender schreibt er an den Kardinal von Nohan: „Ich schicke Ewr. Eminenz einen Wechsel von 10,000 Pißolen, heut zu Tage so viel als 100,000. Ich habe diese Anleihe auf meine eigene Rechnung gemacht; denn Sr. Königl. Hoheit hätte ich alle Mühen erspart können, ohne einen Blutstropfen zu erhalten. Wir leben in den abscheulichen Zeiten, welche die Finanz-Preepheien und vorhergesagt haben; und doch hat Herr Bernard einen betrüblichen Theil jener 100,000 Franken gefordert, die man verwendet hat, um zu Rom alles in Gang zu erhalten.“ Dubois Gemüth, in diesem Schreiben ein wenig gedrängt, gibt sich, wie es ist, in einem zweiten Schreiben an den Abbt von Trulle. „Ihre Briefe haben mich in eine solche Verlegenheit gesetzt, daß ich mich selbst nicht leiden kann, und es giebt keinen Kopfschmerz, der mir noch aussehrender scheint, als die Kardinalskur. Es kommt mir vor, als hätten sich alle Tugenden und alle Laster der Menschen vertheilt, mich zu Boden zu drücken.

Die Großmuth und Gasthaus derer, die mich mit ihrer Freundschaft beehren, erfüllen mich mit Bitterkeit. Die Wuth, die Noth und die Treulosigkeit derer, die mich Querscheide machen, treibe mich zum Wahnsinn. Was mir bei jeder andern Gelegenheit den geringsten Kummer verursacht haben würde, das Geld, ist mein Feind. Auf dem königlichen Schatz läßt sich nichts entnehmen, d. h. keine Münze. Hat es doch sogar an Geld für die Truppen gefehlt. Doch, wenn es darauf ankäme, ein von dem Herrn Kardinal von Rohan gegebenes Wort zu erfüllen, oder ein von dem Herrn Kardinal von Rohan versprochenes Wort einzulösen, so würde ich mich selbst verkaufen können, sollte ich darüber auch auf die Galeren kommen. Um 10,000 Pistolen nach Rom schicken zu können, ist es nöthig gewesen, 30,000 in Paris aufzunehmen, zu einer Zeit, wo man mit dem größten Kredit nicht 30,000 aufstellen würde. Inzwischen sende ich dem Herrn von Rohan einen auf 10,000 Pistolen lautenden Wechsel, und in meinem eignen Namen habe ich mich für 280,000 Livres verbindlich gemacht. Ich bin ein Gegenstand des Mitleids für die Herrn Leblanc und von Bellisle gewesen, die, ohne mir helfen zu können, Zeugen waren, wie schwer es mir geworden ist, diese Summe zusammen zu bringen. Nun, ich bin noch nicht gestorben, und das will viel sagen *).

Während der Vellagentenzeit seinen Schmerz auf eine so possirliche Weise Luft machte, war er, ohne es zu wissen, seit sechs Tagen Kardinal, und seine Freunde schreun mit ihm in Freude und Wonne. „Ich liebe den

*) Schreiben Dubois an den Abbe von Evreux, vom 22. Juli.

Papst bis zur Ansetzung," sagt der Kardinal von Nothen, „und Stagliani, wie schwarz er auch seyn möge, kommt mir vor wie ein Engel *).“ Der Bischof von Esiheron, noch immer der Adler der Intrigue, hatte die Promotion fünf Tage früher erfahren, und drückte sich darüber folgenden Weise aus: „Ich gestehe, daß meine Spione mich bei keiner Gelegenheit besser bedient haben. Meine Freude über Ihre Promotion wird so groß seyn, daß ich sie als einen Vorgeschmack des Paradieses bezeichnen. Gott selbst hat diesmal den Herrn Kardinal von Nothen an der Hand geführt **).“

Der Gott des Bischofs von Esiheron ließ sich seine Dienste theuer bezahlen. Indem ich die Rechnungsbücher des Heiligen Schatzes nachgeschlagen habe, bin ich zu der Entdeckung gelangt, daß Dubois Kardinalthum dem französischen Staate umgefähe acht Millionen Franken gekostet hat. Nicht zum ersten Male litt Frankreich an dieser heiligen Piraterie; denn schon den 22. Sept. 1648 hatte der Präsident von Motron im vollen Parlamente erklärt, daß Frankreich 12 Millionen aufgewendet habe, um dem Greis Majarin das Kardinalat zu erkaufen. Dubois Purpur kostete vier Millionen wohlfeiler zu stehen; und darauf muß man noch den Verlust des Wechsel-Kurses abziehen, welcher im Jahre 1721 den Preis aller ausländischen Waaren allgemein erhöhte.

Nach geschehener Promotion gab der Kardinal von Nothen die Scheife zurück, welche er, unter der Form einer

*) Schreiben des Kardinals von Nothen an Dubois, vom 1. Augst.

**) Schreiben Dubois's an Dubois, vom 11. Juli.

Konstitution, im Konklave unterzeichnet hatte; und Janusz der Dreifürst erzwang durch eine besond're Urkunde das Versprechen, daß er bis zur Volljährigkeit des Königs hinfichtlich der Konstitution Unigenitus nichts unternehmen wolle. Auch dieser Tausch kam nicht zu Stande, ohne daß sehr viel Geld in die ultramontanische Kasse gesteckt wurde *). Dieser Mißbrauch war so tief gewurzelt, daß Dubois, wie sehr er auch darunter gelitten hat, weit weniger darauf bedacht war, wie er ihn in der Folge zu beseitigen, als wie er sich ihm anbequamen wollte. Hier folgen die Nachschüßle, welche er denen hinterlassen hat, die nach ihm Befehdung zu üben geneigt seyn würden: „Man muß, nach und nach, den verderblichen Gebrauch des Fisches von Eiforen, mit Geldversprechungen zu ködern, abschaffen. Unbestimmte Verheißungen sind bei den Jesuiten nicht angebracht. Sie thun für Weniges dasselbe, was sie für Vieles thun. Ehemals gab es unter den Seambändern keinen, den man nicht für sieben bis acht Pistolen gewinnen konnte; doch, nachdem der Chevalier von Graville so weit gegangen war, daß er einem Rathsherrn 12,000 Fr. als Belohnung für gekristete Dienste hatte zu kommen lassen, wurden diese so theuer, daß man darauf verzichten mußte. Man muß den römischen Hof auf das zurückführen, was unumgänglich nöthig ist. Die hergebrachten Pensionen lassen so viel, als gar nichts. Für jede Angelegenheit kann man einen besondern Kauf-Konkalt

*) Der Bischof von Eiforen verlangte zu diesem Zweck 20,000; und Pignat bemerkte: „Wie groß unser Elend auch seyn möge, so will man doch nicht gehen, um zu Grunde zu gehn.“

mit demjenigen schließen, dem die Entscheidung anheim fällt. Dies zusammengenommen hat mich meine Erfahrung in Beziehung auf Rom gelehrt *).

In Folge dieser Prinzipien rief er den allzu verschwiegenen Bischof von Esiernen von Rom ab, und übertrug dem Abte von Lendin die Verwaltung der französischen Angelegenheiten unter der unbedingten Vormundschaft des Cardinals Qualiero. Lencin und Justeau, diese beiden so verschieden belebten Menschen, schienen sich in die Eigenschaften ihres gemeinschaftlichen Beschützers getheilt zu haben: der Bischof von Esiernen hatte alles angeschlossen, was in Dubois' Charakter stark und entschlossen, Lencin dagegen alles, was darin falsch und niedrig war. Jener, hoch aber aufrichtig, sah sein Glück in wenig Augenblicken zertrümmert und ging von einem sittenlosen Leben zu den Kündereien einer unglücklichen Andacht über. Dieser, persönlich und friedend, brachte in die ihm übertragenen Wachen, ich weiß nicht welche angeborne Verworfenheit, von welcher Dubois selbst ihn gern hätte rein waschen mögen **).

*) Schreiben Dubois an Lencin, vom 20. Jan. 1721.

**) Mir gütlich überlegt, wenn ich Sie in eine Bahn einführen, die Sie der öffentlichen Achtung näher bringt, und Sie so vorstellt, wie Sie sind. Ich habe in Beziehung auf Sie meine Achtung, wie in so vielen Begünstigten, die ich kenne. Wenn Sie meiner Fürsicht für Sie danken. Ich habe Ihnen keinen klüchten Rath ertheilt, als ich Sie anordnete, nach Rom zu gehen. Zwar hat mir der Cardinal von Bellini darüber seine Gründe entgegen; doch will ich haben die Freundschaft aller anderen Pastoren, die man Großes werden, erreichen, als der Gehalt selbst entgegen, die ich Ihnen schuldig bin. (Dubois Schreiben an Lencin, vom 6. Nov. 1721.)

Auf die Nachricht von seiner Promotion und unter dem ersten Versuche des so mühsam erlangenen Purpurs, zeigte Dubois eine Deutung und einen Trug, die seine Feinde in Erstaunen setzten. Weit davon entfernt, Albinen's Unabhängigkeit zu lehren, betrachtete er sich als den Schuldner einer zum Voraus bezahlten Gnade. Er bewahrheitete auf's Genaueste die schönen Worte des General-Advokaten Lalan: „Die Kardinäle halten sich nicht blos für die Senatoren und die Erbkönige der päpstlichen Gewalt, sondern, was noch mehr sagt, sie bilden sich ein, Theile ihres Wesens zu seyn.“ Von jetzt an benutzigten die Intriguen des römischen Hofes die französische Politik. Dubois trat in ein gesellliches Verhältniß zu dem Präsidenten und machte eine großbritannische Majestät aus ihm. Will man den eigenen Versicherungen des neuen Kardinals Glauben schenken, so brachte er viermal in den Rath des Königs Georg und in den englischen Parlament den Beschluß zum Scheitern, daß man durch Mittel der Gewalt die Verdrängung des Miners von Et. Georg und des angeblichen Kardinal-Protectors aus Rom verlangen müsse. Vor allen Dingen ließ Dubois sich anlegen setzen, die gesetzmäßigen Freiheiten in der inneren Verwaltung des Königreichs zu untergraben. Es fehlte ihm nur an Zeit, d. h. er lebte nicht lange genug, um die bürgerliche Aristokratie der Einwirkung mächtigster Trübsale zu überantworten, die, wie achtungswürth sie auch in sich selbst seyn mögen, einer verderblichen Anwendung fähig und um so mehr zu finden sind, weil der große Haufe sie für schwächer hält. Sechs Wochen vor seinem Tode gestand er, nicht ohne Hochmuth, daß er die Mächte dieser barbar-

sich Unterstützung begünstigte. „Ich unternehme gegenseitig“ — so schrieb er an den Papst — „große Dinge für die Unterstützung des heil. Stuhles und für die päpstliche Jurisdiction: Dinge, welche am Schluß der Versammlung zum Wechseln kommen werden, und für welche es einer anhaltenden Arbeit und der vollen Historie meiner Stellung bedarf; Dinge, die ich ohne Furcht vor den Parlamenten, welche der Hauptgegenstand derselben sind, ausfallen werde *).“

So endigte mit Witz das seltsame Drama, das sich durch Betrug, Unterschleiß und Bestechung angesponnen hatte; und so bestätigte sich, je mehr und mehr, die reiche Weisheit Ludwigs des Mergheaten, als er aus seinem Rath die Menschen entfernte, in welchen das römische Priestertum nichts Französisches übrig gelassen hatte. Berechnen wir jedoch über diesen Punkt noch vollständiger die Ergebnisse des neuen Kardinal-Ministers! Er sagt: „Ich glaube, daß mein Beispiel vortheilhaft seyn kann für die Kirche, und daß es Veranlassung geben wird zur Wiedereinführung der Geistlichen in alle die Ämter, welche sie ehemals fast allein besetzten, und aus welchen man sie entfernt hatte. Als Paul der Vierte im Konfessionarium die Beförderung des französischen Siegelbewahrend, Johann Bertrand's, zum Kardinalat zur Sprache brachte und die Sache bedenklich fand, obgleich Heinrich der Zweite diese

Wo

*) Handschrift Dubois für den Papst, von ihm den 26. Juni 1723 an den Heil. Stuhl gerichtet. Die Versammlung, von welcher er spricht ist die der Geisteslichen, zu deren Präsesenzen er sich hatte ermannen lassen.

Beförderung verlangt hatte, sollten stumme Kardinäle ihn vor, daß man diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen dürfe für den Vortheil, den die Kirche in der Verwaltung geistlicher Beamten finde; und der einstimmige Wunsch des heiligen Kollegiums betrug den Papst, die Promotion auf der Stelle eintreten zu lassen. Aus einem Torte im Munde des Ichten an den Kardinal Richelieu, als dieser zum ersten Minister ernannt war, ersieht man, wie sehr dieser Papst darauf rechnete, daß die Verwaltung eines Geistlichen der Kirche günstig seyn werde.¹¹

In dieser Erzählung von der Promotion des Abbé Dubois habe ich die Mörder auf der That ertappt, und ihre Gedanken, wie ihre Handlungen aufgedeckt: ich habe in den meisten Fällen ihre eigenen Worte entlehnt, und weit entfernt, über die Wahrheit in dem kleinſten Detail hinauszugehen, habe ich vielmehr die allzu lebhaften Farben gemildert. Man hat in diesem Kapitel alle Symptome dieses Gut-Gichters verfolgen können, das angesehenen Priestern das Mark in ihren Gehirnen verzehrt, und das, seiner Heftigkeit nach, nur einer andern Krankheit zu vergleichen ist, welche die Italiener *rabbia papale* nennen. Nicht ohne Ursache hat man wahrnehmen mögen, daß es kein noch so maßgeſchnittenes Wunder giebt, daß der Geinß der Hölle nicht zu Stunde zu bringen vermag: denn, um einen schlechten Priester mit dem Purpurmantel zu bekleiden, sah man ihn Europa aufregen und die erbittertesten Feinde desselben Ziele zuführen — den König Georg und den Kaiser, den spanischen Hof und den österreichischen, die Schüler Luthers und die Schüler Molinos's. In Folge dieser mit Treue, Betrug und Simonie verſchmit-

Schändlichkeiten, erhielt der Vorfänger des Regenten das schöne Lob, das Gentraelle an ihn richtete, „daß er der Prälat aller katholischen Staaten und der Minister aller Höfe zu sein gescheimen habe.“ Sollte die Masse der schon jenen Epopee es irgend einmal auf sich nehmen, die Verbrechen der Regimenschaft zu befragen, so würde sie, ohne Zweifel keinen besseren Namen wählen können, als die Erloerung des Dabetschen Kardinalthums; sie hat ihr Banderbaret, ihr Palatin, ihr Vermischungen und Entmischungen und sogar den armen Erzbischof von Besançon, der, wie Roland, als Hieb unter den Felsen der Pyramiden sticht. Doch einster Vorgesandte haben diese Untersuchungen geleitet. Wie hat die Wahrheit des katholischen Bistums eine minder verdächtige Leiter vor Augen gelegt. Das Beispiel einer Promotion, deren Verweise die göttliche Gerechtigkeit hat erhalten wollen, offenbart ihnen den allgemeinen Geist, welcher die Promotionen bestimmt; und der verbrecherische Gebrauch, den ein Prälat von dem Vertrauen seines Schülers und von dem Staatschape macht, verläßt ihnen die Befahr, welche einbricht, wenn sie Dünne des Kultus in ihr Heiligthum aufschauen. Vor allem Dingen aber mögen fromme Menschen, vor diesem Gemälde römischer Verdricktheit, die ernstlichen Mißbräuche erkennen, welche eine allzu lange Vertraulichkeit mit heiligen Dingen an einen und denselben Orte ins Leben rast und besetzt; sie suchen ja die Nothwendigkeit, die Religion von den tiefen Wunden zu befreien, denen eine sinnliche Verstellung ewige Daur geben würde, und ihr seufzender Glaube verlangt ja (wenn es erlaubt ist sich so auszudrücken), daß das Christenthum wieder christlich werde.

(Fortsetzung folgt.)

Z u g a b e n

zu den

staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Zweiter Theil.)

Z ä h f t e Z u g a b e .

Weiterer Entwicklung des Zusammenhanges der
staatswirthschaftlichen Lehren.

Der Kapitale ist bisher kaum gedacht worden. Gleichwohl sind sie ein höchst wichtiger Gegenstand der Erforschung; und was sich mit voller Wahrheit behaupten läßt, ist, daß nur die Staatswirthschaftslehre zuverlässige Aufschlüsse über das Wesen und den Gebrauch dieses Werkzeugs der Betriebsamkeit zu geben vermag.

Betrachtet aus einem höhern Gesichtspunkte, setzt sich die Betriebsamkeit zusammen aus einer Mannichfaltigkeit von Beschäftigungen, in welchen die Menschen, der Regel nach, auf materielle Gegenstände einwirken. Dies nun sind Kapitale; und diese Kapitale können aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Sieht man sie nach Wert richten, und unter ihren scheinbaren Gestalten, so sind es vorz. in verschiedenen Graden ausgebildete Stoffe; ferner Werkzeuge, Maschinen, die gebraucht werden zu allen den Vertheilungen, welche den Zweck herbeiführender

Operationen bilden; es sind ferner Gebäude oder andere über ein Grundstück vertheilte Werthe; endlich sind es Münzen, wodurch man hervorbringende Dienstleistungen erkaufte, und welche nicht sobald durch Verkäufe wieder eingebracht sind, als sie durch Aufläufe von neuem ausgegeben zu werden verlangen. In dieser Beziehung kann man die Kapitale nach ihrer Verwendung verschiednen klassifiziren. Philosophisch, d. h. in einer verallgemeinerten Ansicht betrachtet, sind die Kapitale Summen von Werthen, bei welchen die materielle Form ganz beseitigt wird, und in welchen man nur Vorschüsse sieht, die für hervorbringende Operationen gemacht sind oder gemacht werden sollen, und durch den Werth, den die Produkte erhalten haben, zurückgezahlt werden.

Unter dem ersten Gesichtspunkt sind die Gegenstände, aus welchen ein Kapital besteht, wesentlich verbrauchbar; doch, da sie sich unter andern Umständen, worin sie denselben Werth haben, wieder hervorbringen, so ist ihr Verbrauch nichts mehr und nichts weniger gewesen, als ein der Hervorbringung gemachter Vorschuß.

Betrachtet man das Kapital bloß in Beziehung auf seinen Werth, so sieht man, da dieser Werth anhaltend reproduzirt wird, und sich bald in dem einen, bald in dem andern Stoff als untergebracht darstellt, in dem Kapital einen bleibenden Fond, der seine Bestimmung eben so erfüllt, wie ein Grundstück oder Landgut, und den man eben so vermiethet oder verpachtet, wie die letztern. So betrachtet es der Kapitalist, welcher sich nur gelegentlich nach dem Gebrauch erkundigt, den man von seinem Kapital macht, gerade wie der Grundeigenthümer sich gelegentlich

nach den verschiedenen Bestimmungen jenes Grundstücks erkundigt, bei deren Ergebniß der Unternehmer — in diesem Falle der Pächter — allein theilhaftig ist.

Bei dem Allen muß man, vorausgesetzt, daß man sich nicht Täuschungen hingeben will, niemals aus den Augen lassen, daß ein Kapital, wie sehr es auch in einem bloßen Werthe (der eine stüthche und veränderliche Eigenschaft ist) zu bestehen scheinen möge, wirklich immer nur dann existirt, wenn dieser Werth sich in einem materiellen Gegenstande darstellt. Der Kredit, welcher gleichmäßig eine stüthche Eigenschaft ist, darf nicht für ein Kapital gelten; er ist die Fähigkeit, welche ein Einzelner oder ein Verein besitzt, sich, unter den und den Bedingungen, den Grund eines Kapitals zu verschaffen, das ein Anderer oder ein Verein von Anderen besitzt; allein er ist nicht ein Kapital. Hiemit verhält es sich anders: es existirt durch sich selbst und ist stets enthalten in materiellen Gegenständen, weil nur materielle Gegenstände überlassen, geliehen werden, und von einer Hand in die andere gehen können. Ein Anspend, ein Handels-Effekt, eine einfache Uebersetzung von einem Rechnungs-Folio auf ein anderes, können für repräsentative Zeichen eines Kapitals gelten, aber das Kapital selbst sind sie nicht. Ein Anspend würde keinen Werth haben, würde in sich selbst gar nichts sein, wäre ihm nicht eine wirkliche Einzahlung, diese sei geschehen wie sie wolle, vorgegangen, und gäbe er dem Inhaber nicht das Recht, den Betrag jenes Einlasses in wirklichen Werthen zurückzufordern *).

*) Das Recht eines Trägers, das Besondere eines Schiffs, eines Schauspiels u. s. w. wird nur am den Preis irgend

Nachdenkende Geschäftsmänner werden ohne Mühe gewahr werden, wie sehr diese Prinzipie eher auf Thatsachen gegründeten Wissenschaft in Harmonie stehen mit den Thatsachen, die sie stets vor Augen haben. Verkauft ein Handelsmann Waaren, die er über das Meer bejagen hat, auf Kredit an einen Manufakturisten: so kann dies nur für ein Darlehen gelten, das der Handelsmann von einem Theile seines Kapitalwerths dem Manufakturisten macht, und welches bis zu dem Augenblick dauert, wo der letztere seine Verbindlichkeit erfüllt hat. Was versteht sich diese doppelte Uebersetzung nicht in materiellen Gegenständen, da das Darlehen sich in Waaren und die Zurückzahlung desselben sich in Geld oder in Sachen vollzieht, welche eine Entzweiflung auf Geld enthalten?

Zu gleicher Zeit aber ist ersichtlich, wie sehr diese wissenschaftliche Art und Weise, die Kapitale zu betrachten, gerichtet ist, die unvollkommenen oder falschen Begriffe zu berichtigern, die man sich von einer so gemeinen und so allgemein angewendeten Sache gemacht haben kann. In Wahrheit, wenn doch, was die Kapitale charakterisirt, darin besteht, daß sie ein, den hervorbringenden Operationen gemachter Vorschuß sind, um von diesen zurückgezahlt zu werden: so ist jeder Werth, welcher sich nicht in der Höhe des Vorschusses zur Wiedererstattung bewegt, gar nicht für ein Kapital-Werth zu achten. Der Theil des Zahlungswerts, welcher nicht dem Umlauf solcher Gegenstände dient,

eines Systems anzuheben; und da es ein Einkommen gewährt, so kann es als ein Kapital-Werth betrachtet werden, nur daß dieser nicht übertragbar ist und sich folglich auf die Person bezieht, die ihn besitzt.

die zum Kapital gehören, folglich auch der ganze Theil des Gehalts, welcher zur Befriedigung der Genuße, der Einkünfte verwendet wird und zum Ankauf von Verzehrgegenständen bestimmt ist, macht auf seine Weise einen Theil der Kapitale einer Nation aus. Die Triebfeder der Speculation verstanden, ist also nicht notwendig so viel, als die Kapitale vermehren; und die Befürworter von Staatssiblen besaßen sich in einem handgreiflichen Irrthum, wenn sie den ganzen Werth der Münzen zu dem Range der Kapitale eines Landes erheben; man hat vielmehr Ursache zu glauben, daß nicht einmal die Hälfte dieses Werths Theil der Kapitale eines Volkes sei.

Hat die Staatswirtschaftslehre die Quellen jenes Gastes nachgewiesen, welcher den gesellschaftlichen Körper nährt und erweicht, so zeigt sie, ohne sich von der Fackel der Erfahrung zu trennen, auch noch, wie dieser Gast sich in seinen verschiedenen Ranken verbreitet.

Jedem die Unternehmer legend eines Theiles der Vertriebsanleihe die Dienste kaufen, welche die Inhaber persönlicher Fähigkeiten, oder die Besitzer von Grundstücken und von Kapitalen verkaufen können, verteilen sie, entweder zum Voraus oder nachträglich, unter sie, einen Theil der hervorgebrachten Werthe. Die Unternehmer selbst nehmen für sich ihren Theil mittels des Ueberschusses des hervorgebrachten Werths über die Produktions-Kosten, wenn die Operation richtig gedacht und gut ausgeführt ist. Die Theile, welche jeder von diesen Produzenten auf diese Weise von den hervorgebrachten Werthen zieht, sind sehr verschieden, und hängen ab von der Größe des hervorgebrachten Werths und von der Lage eines Jeden von ihnen in Beziehung auf

die Uebrigen. Hier nun besteht die wahre Unterweisung, oder auch die Wissenschaft, nicht darin, daß man die Rechte kennt, welche jeder geltend machen kann, wohl aber darin, daß man weiß, wie viel jeder wirklich erhält. Sie bemerkt, um alles mit Einem Worte zu sagen, daß der Werth jedes Dienstes im direktem Verhältniß der Quantität, die man davon verlangt, und im umgekehrten Verhältniß der Quantität steht, die man sich anheischig machte zu lassen.

Um nun produktive Dienste anbieten zu können muß man im Besitze derjenigen Fonds seyn, aus welchen solche Dienste abfließen: man muß über einen Fond von Vertriebsamkeit-Fähigkeit, oder über einen Kapitals-Fond, oder einen Fond von Grundbesitz zu gebieten haben. Und so wird man durch die Staatswirthschaftlichen auf die Erforschung dessen geführt, was das Eigenthum und die aus demselben herrührenden Wirkungen konstituiert.

Wollte man sich hierbei auf den Nothpunkt einlassen, so würde die Ausdruckung nicht ausbleiben, daß von allem Reum des Eigenthums die der persönlichen Fähigkeiten antheiligtheil ist: sie ist die unbestreitbarste, weil diese Fähigkeiten demjenigen, der sie besitzt, ertheilt sind, und keinen Andern. Nach diesem Eigenthum ist das der Kapitale das geheiligste; denn Kapitale rühren her aus der eigenen Schöpfung desjenigen, der sie besitzt, oder desjenigen, der sie ihm verleiht hat. Wer an seinen Verbrauch so viel erspart hat, daß er ein gegebenes Kapital anzuheben vermochte, hatte es in seiner Gewalt, diese Ersparung nicht zu machen; er konnte demnach auch jeden andern Anspruch auf denselben Werth vernichten. Nur in Folge desselben Principes haben die Eigenthümer produktiver Fonds

ein unbefristbares Recht auf das Produkt, das von demselben herrührt; denn es stand in ihrer Gewalt, die Entstehung dieses Produkts dadurch zu verhindern, daß sie das selbe verbrauchten, nachdem sie es geschaffen hatten. Das Grundeigenthum ist von allen Dingen, dessen Legitimität am gewisshaftesten ist. Gibt es außer dem Gemeindegut der Abtheilungseigentümer, welche rechtmäßige Erwerber des Grundes und Bodens amerikanischer Wilden waren, wohl irgend einen Erwerb, der sich nicht in eine gewaltsame oder betrügerische Vererbung verliert, diese sei so alt oder so neu sie wolle?

Glücklicherweise reicht es für die Defensivtheorie der Gesellschaft hin, daß, bei aller Verschiedenheit der Legitimität dem Grade nach, Eigenthum aller Art unveränderlich anerkannt und aufrecht erhalten wird; sogar das Gemeineigenthum, das von allen am wenigsten Anspruch auf Anerkennung hat. In Wahrheit, was könnte uns bewegen, ein Feld zu bestellen, wenn wir nicht die Aussicht hätten, die Früchte unseres Fleißes einzunehmen? Zum Hervorbringen wird man nur so aufgelegter, je mehr man über seine Kapitale und seine Handlungen verfügt, und je mehr gesichert der ausschließende Genuß ihrer Produkte ist. Daher der geschiente Fortschritt solcher Nationen, welche, unter dem Schutze guter Gesetze, über ihre Thätigkeit verfügen können. Vor allem muß das Eigenthum gesichert seyn. Soll der Boden bestellt werden, so muß er einem Eigenthümer haben, der dafür anerkannt ist. Der Arbeiter, der Tagelöhner wird nur in so fern ein gesichertes Einkommen haben, als der von ihm bearbeitete Boden einen Eigenthümer hat; und der Kapitalist, welcher zur Aufführung von Gebäuden

und überhaupt zur Verbesserung des Wirtschaftswerthes einen Theil seines Vermögens vorgeschoffen hat, wird nur in sofern auf Zinsen rechnen können, als der Besiz eines Landguts rechtmäßig ist, oder dafür gilt.

Hat die Staatswirtschaftslehre den Gang der Wirtschaften in deren Vertheilung studirt, so beobachtet sie die Wirkungen dieser Vertheilung auf den gesellschaftlichen Körper.

Diese stellen sich dar in der Zahl und in der gesellschaftlichen Lage der Menschen.

Die lebenden Geschlechter zu erhalten, hat die Natur große Vorsicht angewendet. Das Fortdauern, welches alle organische Wesen nach Reproduktion empfinden, die Sorgfalt, womit sie ihre Erzeugen beschützen, das gewiß höchst bewundernswürdige Gesehe ihrer Organe: dies alles beweiset, welchem Zweck die Natur verfolgte. Doch von allen Vorkehrungen, die sie getroffen, scheint die ungenutzte Verschwendung der Keime diejenige gemessen zu seyn, auf welche sie am meisten gerechnet hat; denn sie wollte die Vervielfältigung haben, daß, wie groß auch die Zahl der umgekommenen oder vernichteten Individuen seyn möchte, noch immer genug übrig bleiben würden, nicht nur zur Fortpflanzung der Gattung, sondern auch um den Erdball damit zu bedecken, sofern sie auf denselben den nöthigen Unterhalt finden.

Alle Menschen sind diesem geseinsamen Gesez unterworfen, und es ist heut zu Tage eine ausgemachte Thatsache, daß es keine Kriege, keine Pögeleien, keine Epidemien giebt, welche den Fortschritt der Vervielfältigung aufhalten, so lange es nur nicht an den Daseynsmittel fehlt.

Dech für eine geistigte Gesellschaft sind die Lebensmittel nicht einzig und allein Subsistenz-Mittel; denn, um sich in demselben Zustande zu erhalten, und noch vielmehr, um sich zu vermehrfachen, muß jede Klasse der Gesellschaft alles das verbrauchen (konsumiren) können, was zu ihrer Aufrechterhaltung unumgänglich nöthig ist.

Wenn die Bevölkerung eine Tendenz nach allmählicher Vermehrung hat, und wenn sie über ihre Subsistenz-Mittel nicht hinausgehen kann: so kann man als thatsächliche Wahrheit einräumen, daß die Bevölkerung eines Landes ihrer Schranken immer nur in ihren Produkten finde.

Aber wie reiche die Produktion im Allgemeinen hin, um die mannichfaltigen Bedürfnisse der verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu befriedigen? Wenn sie des Nahrungsbedarfs bedarf, wie wird eine Produktion von Weinland, wenn ihr Werth auch ein viel größerer wäre, für den Nahrungsbedarf sorgen? Die Staatsoekonomie betrachtet alldahin, daß das Produkt, dessen man am meisten bedarf, gerade dasjenige ist, dessen Werth den Ausschlag gibt über den Werth seiner Produktions-Kosten, und daß eine Gesellschaft, in dem gegebenen Zustande ihrer Sitten und ihrer Produktions-Mittel, stets das hervorbringt, was ihrem Bedürfnissen am meisten entspricht; allein sie zeigt zugleich, wie sehr die Natur ihrer Bedürfnisse, d. h. die Verbräuche, welche sie vorzieht, und der Umfang ihrer Produktions-Mittel einfließen auf die Lage, auf das Schicksal der Individuen, aus welchen sie zusammengesetzt ist.

Die Kunst, Krankheiten zu heilen, sagt zu der Bevölkerung kein Einzelne hinzu; allein sie verbessert sehr beträchtlich das Schicksal der Menschen. Ihre Anzahl kann

sich auf zwei verschiedene Weisen auf gleicher Höhe erhalten: entweder durch die längere Dauer der Individuen oder durch häufigere Erneuerungen. Wenn in der Gesamtbefölkerung eines Landes dreißig Millionen Plätze befindlich sind, auf welchen Individuen auf einander folgen, und durch einander ersetzt werden: so bedarf es nur der Hälfte der Geburten und der Todesfälle, wenn die mittlere Lebensdauer sich über vierzig Jahre ausdehnt, dagegen es der vollen Zahl der Geburten und der Todesfälle bedarf, wenn sich die mittlere Lebensdauer auf zwanzig Jahre beschränkt. In dem einen, wie in dem andern Falle, wird die Wirkung für die Menschenzahl dieselbe seyn; allein, in Beziehung auf ihren Stand und ihre Lage wird sie sehr verschieden ausfallen. Die Menschheit muß bei den furchtbaren Ältern, die wir durch Seuchenwunden und Sorten bezeichnen, leiden. Doch die Hölle seines Daseyns und seiner Fähigkeit greift der Mensch nur an Demern, wo die mittlere Lebensdauer länger ist, und wir haben Ursache, zu fragen zu seyn mit den Herrschern, die in fast allen von der europäischen Klasse bewohnten Ländern in dieser Hinsicht gemacht sind. Eine vollendete Kenntnis der Physiologie des menschlichen Körpers, eine aufklärtere Behandlung der Krankheiten, neu entdeckte Heilmittel, lastigere Behauptungen, verständigte Behandlung des früheren Alters und die Unterdrückung vieler Gemeinisse, haben die Dauer des mittleren Alters verlängert und dem Leben größtenteils Ausdehnung erteilt. Hieron giebt es unermessliche Beweise, die nur den Fehler haben, daß sie hier nicht Platz finden können. Dazwischen gehört die Thatsache, daß die Zahl der Geburten sich nicht nach Verhältnis der Bevöl-

ferung vermehrt; und hierüber ließen sich höchst wichtige Bemerkungen machen, wenn die Anfertiger der Staatstafeln ein wenig mehr von der Staatswirthschaftslehre verständen, d. h. den Kausal-Zusammenhang in den gesellschaftlichen Erscheinungen, und die Natur der Dinge zu erkennen bestrebt wären.

Es ist jedoch nicht einzig das zwischen der Summe der Produkte und der Zahl der Menschen bestehende Verhältniß, was die auf die Bevölkerung sich beziehenden Fragen, mit den Principen der Staatswirthschaftslehre verbindet. Jene Phänomene, welche die Verrückung der Erdbewohner, die Colonisationen, die Bildung und den Anwuchs der Städte und die zwischen den Völkern existirenden Kommunikationen darbieten, finden ihre Erklärung in denselben Principen.

(Fortsetzung folgt.)

Z u r

Geschichte der Partheien in England.

Die Whigs und die Tories seit 1688. — Entstehung der Volkspartei.

Im Studium der Geschichte fast aller Völker gelangt man leicht zu der Ueberzeugung, daß unter den Partheien, welche die Staaten regiert oder getheilt haben, die aristokratischen die einzigen gewesen sind, von denen sich ansetzen läßt, daß sie Wichtigkeit und Dauer in sich geschlossen haben. Zwar sieht man in den Jahrbüchern, von einer Zeit zur andern, eine demokratische und wahrhaft vollständige Parthei hervorkommen; doch nirgends behält sie auf eine längere Zeit mehr ihre Disziplin, noch ihre Vereinigung.

Nur die aristokratischen Partheien haben Lebensdauer. Sie besitzen die volle Konstitution der Körperschaften: ein gemeinschaftlicher Werthell vereinigt sie, und die Erziehung trägt die Gefühle und Gesinnungen der Väter wie eine geheiligte Ueberlieferung auf die Kinder über; das beherrschende Princip dieser großen politischen Körper ist nicht der Gefahr ausgesetzt, einzuschlummern, oder wohl gar zu verfallern. Die Demokratie dagegen wird repräsentirt durch eine Körperschaft von Arbeitern, welche damit beschäftigt sind, ihr tägliches Brod zu gewinnen, und zum Gefühl ihres politischen Werthes selten anders erwachen, als auf den Anreiz des Hungers; auch hat man sie ganze Jahrhunderte

hiadurch schlammten gesehen, und nie hat sie sich anders, als in langen Zwischenräumen geoffenbart. Die aristokratischen Partheien gleichen den Flüssen, welche eine unermessliche Strecke durchlaufen, und ihren Strom in denselben Maße hefter und unläßtend reißend tobt, wenn sie sich ihrem Ziele nähern; die Demokratie hingegen läßt sich einem großen See vergleichen, dessen Gewässer bisweilen plötzlich überstromen und das ganze Land überschwemmen, der jedoch sehr bald versiehet und auf eine solche Weise verschwindet, daß man Mühe hat sein Bett wieder zu finden.

Da, wo die Regierung despotisch war oder dem Despotismus nahe kam, ist die Wahrheit dieser Beobachtung einleuchtend. Die Häuser York und Lancaster, wie die Häuser Orleans und Burgund, haben die Glorie der Geschichte mit ihrem blutigen und nicht zu löschenden Bannkreise angefüllt. Der demokratische Geist konnte sich nicht anders Luft machen, als durch Aufstände, welche stets verhängend waren. Die Gabelleurs in Frankreich, Cade und seine Anhänger in England, repräsentirten die Volkspartei, doch in Waffen; und in diesen Zeiten würde man auf sie nicht anders geschiet haben. Selbst in den freien Staaten, z. B. in Florenz, konnte die Volkspartei, nach dem sie den Sieg erritten hatte, sich nicht halten, oder konsolidiren. Die reichen Kaufleute hatten sich sehr bald zu einem aristokratischen Körper ausgebildet, der eben so mächtig, jedoch weit verschlagener war, als der alte; und sehr schnell erkannten sie das Mittel, das Volk einzuschleusen, um ihm seine Freiheit noch sicherer zu entreißen, als die Schwärz-Aristokratie ihm dieselbe hatte entreißen können.

In England erhob sich zum ersten Male die Volkspartei im sechzehnten Jahrhundert; die königliche und die kirchliche Tyrannei rief sie ins Leben. Das Volk wurde damals repräsentirt durch die Puritaner, welche Karl den Ersten entthronten und an seiner Stelle ihren General an die Spitze der Gewalt brachten. Ihr Triumph war vollkommen; ihr Fortgang unbedenklich. Gleichwohl waren sie so unternützig, ihre Ueberlegenheit zu berechnen, ja auch nur ihrem Daseyn als politische Partei Dauer zu geben, daß sie vor der Restauration nicht bloß gestanden, sondern sogar gänzlich verschwandten waren. Die Geschichtschreiber scheinen zu glauben, daß die Puritaner in der Ehelichkeit untergegangen seien, und daß Buckinghams Mord ihren den Gnadenstoß beigebracht habe; doch die satyrischen Pfeile der Royalisten wurden bereits gegen einen Körper gerichtet, der schon todt war. Das englische Volk hatte seine Entlassung eingebracht; und das selbe that jedes Volk, nachdem es einige Jahre hindurch Gewalt gelbt hat.

Seit 1680 bis auf unsere Zeiten hat die Volkspartei in England kaum die Bühne betreten; viel weniger auf derselben eine Rolle gespielt. Sie blieb gleichgültig gegen die Revolution von 1689. Während der Regierung Annas und Georgs des Ersten, war das Volk mehr jähzornig, als sonst war; Sachereen's Volkshetze giebt davon den Beweis. Dennoch aber gaben die Massen kein anderes Lebenszeichen, als einige wilde Affirmationen in den Straßen. Uebrigens geschah es gerade in diesem Jahrhundert, daß Englands Betriebsamkeit und Handel rasenden Zuwachs erhielten. Beschäftigt und zufriedengestellt durch

materielle Herrschere, ließen sich die Engländer ohne Widerstand von einer aristokratischen Kasse regieren, welche eben so despotisch, und verhältnißmäßig eben so wenig wohlreich war, wie der venetianische Senat.

Wissen wir nunmehr die beiden aristokratischen Parteien, die seit anderthalb Jahrhunderten das alte England verarbeiteten haben. Die Benennungen Whigs und Tories sind allgemein bekannt. Doch welche Abfassung untersehe ich sie? Ganz einfach die: daß die Tories die Regierung der Aristokratie unter der Leitung und Aufsicht des Monarchen und seines Hofes überlassen wollten, während die Whigs nichts Geringeres begeherten, als den Hof selbst der Herrschaft der Aristokratie zu unterwerfen. Der Thron nach, und wenn man in abstrakter Weise urtheilen will, müßte man ganz gewiß dem Tory-System den Vorzug geben. Zwar bietet es der Freiheit nur schwache Gewährleistungen dar; doch schließt es zum wenigsten nicht einen so fundamentalen und unüberwindlichen Widerspruch in sich, wie das Whig-System, das, selbst auf den ersten Anblick, den abgeschmacktesten und unsprechbarsten Regierungsplan darstellt. Die Whigs wollen einen König, oder wenigstens eine höhere Obrigkeit, der man diese Benennung ertheilt, und die man das Jopet tragen läßt; allein sie wollen, daß sie ausschließlich den Befehlen eines herrschenden Bruchstücks der Aristokratie unterworfen sei. Wie abgeschmackt ihr Plan auch seyn möge: die Whigs haben ihn realisiert.

Doch, wie sind sie dahin gelangt? Wesentlich dadurch, daß sie auf den Thron einen Monarchen erheben, dem es an einem rechtmäßigen Anspruch, dieser nicht von seiner

Abkunft oder von der Volkswahl her, schloß, und der schließlich unter der Abhängigkeit jenes Kerns der Aristokratie blieben sollte, von welchem er unterstützt wurde in der Ausübung der Gewalt. Auch war Wilhelm der Dritte, so lange er lebte, der gehorsame Diener der Whigs, und nach ihm in gleichem Grade die Königin Anna bis zu dem Tage, wo sie, ermüdet von dem bis dahin getragenen Joch, in ihrer Quasi-legitimide, als Tochter Jakob's des Zweiten, eine unabhängige und persönliche Entzge zu finden glaubte. Nur ihr Tod verhinderte den Kampf, welcher dem Ausbruche nahe war: denn die Tories würden die Minister der quasi-legitimen Königin mit dem Hintergedanken getroffen seyn, das Haus Hannover auf die Seite zu schieben und die rechtmäßigen Prinzen des Hauses Stuart auf den Thron zurückzuführen.

Durch die Ehrenbesteigung Georg's des Ersten (eines Blases, dessen Rechte auf die Krone noch schwächer waren, als die der Königin Anna) befestigten die Whigs ihre Gewalt. Das Unterhaus, zusammengesetzt aus der kleinen Aristokratie von Rang und Vermögen, unterstützte sie aus Furcht, ein bigotes und nachsichtiges Geschlecht aus seinem Exil zurückzuführen zu sehen: eine Rücksicht, mit welcher man so ernstlich bedroht war. Die Whigs benutzten zu ihrem Vortheil die Furcht vor einer zweiten Restauration, von welcher alles befiessen war, nur nicht das gemeine Volk und die Tories. Allein unsehlbar kommt der Augenblick, wo die Furcht verstreuet. Dies widerfuhr auch England, und nicht lange darauf forderten die Mittelklassen von der Whigs-Aristokratie Nothenschaft wegen der Volksfreiheiten, die sie entwendet hatte. In diesem trübten

Zeltpunkt mit Walpole auf. Er wurde gewahr, daß die Suprematie der Whig-Partei nicht länger auf der Wahrung und der Führung des Volks ruhen konnte. Um eine andere Stütze und neue Stützen zu finden, gedachte er die Hülfsmittel einzusetzen und schaffenden Geistes. Bestechung erschien ihm als das einzige Mittel: mit Geld und Heuerm erkaufte er die Mitglieder des Unterhauses und verband auf diese Weise zu einem gemeinschaftlichen Vortheil sowohl die hohe Aristokratie, welche die Fäden der Gewalt hielt, als die kleine, welche alle Aemter besetzte und so ihren Antheil an den Staatssteuern erhielt.

So verhielt es sich mit den ehemaligen Whigs, so lange sie Gewalt übten. Ihnen verdankt die Welt jene Erfindung einer repräsentativen Regierung, welche, im Aeußern, den verführerischen Schein der Freiheit darbietet, während, im Innern, der verderbliche Einfluß der Aristokratie alles beherrscht, und aus dem ganzen Ueberreste eine leere Parade macht. Doch, Walpole's Bestechungs-System war das Verderben seiner Partei, deren Triumph darin bestand, daß sie die Krone selbst in Abhängigkeit von sich erhielt. Denn war die Präponderanz der Krone einmal durch Bestechungsmittel gesichert, und waren ihre Rechte durch das Nachsehen des Hauses Stuart zu rechtmäßigen geworden: so wendete sich der Monarch seinen natürlichen Söhnen zu, d. h. den Lords, welche auf diese Weise die Macht ihrem Nebenbuhler erbiethen, und sie während der Hälfte des letzten Jahrhunderts bewohnten. Georg der Dritte, erzogen von Tories, gestützt mit ihrem Beistande, wurde ein König nach ihrem Herzen, ein König ganz zu ihren Diensten. Die Whigs erlitten nun die Kränkung, zu sehen, wie das von

ihren Händen errichtete Gerüst von ihrem Feinde in Vorschlag genommen wurde, um die Gewalt so hoch zu stellen, daß sie unabhängig wurde von der Nation.

Gleichwohl ist es für die Freisinnen Englands ein glücklicher Umstand zu nennen, daß die Whigs die Leitung der Angelegenheiten verloren: sie hätten eine eben so willkürliche Verwaltung gebildet, wie die der Tories, und diese, welche alsdann die parlamentarische Opposition gebildet hätten, wären für das Volk nur solche Fremde gewesen seyn, und der Gewalt nichts wider entgegengestellt haben, als einen unwirksamen Widerstand; die Repräsentation, von der Aristokratie gänzlich verhorrt, hätte der Volks-Partei kein Mittel übrig gelassen, sich Luft zu verschaffen, während die Selassung der Tories zum Ministerium unter Georg dem Dritten die Whigs auf die ihnen nachtheilige Opposition-Stelle zurückführte. Sie bogen von jetzt an ganz andere Principien; sie warfen sich zu Vertheidigern der Volks-Interessen auf; sie lernten die Sprache der Rational-Erfahrungen und wendeten ihre Talente und alle ihre Kräfte zur Vertheidigung der heiligen Sache der Freiheit an, welche die früheren Whigs verrathen hatten.

Es erhob sich bald eine große Frage: die der Unabhängigkeit Amerika's. Die Opposition ergriff die Vertheidigung derselben; und zum ersten Male, seit dem Tode Karls des Ersten, führte das Haus der Gemeinen aus dem Munde eines seiner Mitglieder eine offene und kühne Erklärung der Volksworte an. Die Whigs vergaßen einen Augenblick, daß sie Aristokraten waren. Keiner Versammlung Annalen haben die Erinnerung an eine stärkere demokratische Sprache bewahrt, als die von Fox, von Burke

und ihren Freunden in diesen Belten war. Doch die Freiheit, deren Sache sie so sehr zu der ihrigen machten, waren die nicht unsern Landes. Als dieselbe Frage sich in Beziehung auf ein benachbartes Volk darbot, als das französische Volk sich erhub und seine Revolution machte — eine Revolution, zu welcher es zehnmal mehr herausgefordert war, als die Amerikaner —: da erfolgte ein starker Abfall im Schooße unserer liberalen Aristokraten. Die Ursachen der amerikanischen Insurrection sind ungemein einfach; es gab daselbst keine Beschwerden, weder über einen aristokratischen Einfluß, noch über eine priesterliche Tyrannei; die Erörterung bewegte sich fast gänzlich zwischen dem Centralisations-Princip und dem der Handelsfreiheit. Kein von den Documtarien des Adels kam bei dieser Frage zur Sprache; nichts verhinderte also, daß die Sache des Volks vertheidigt werden konnte. Sogar der große Chatham, dieser Whig, der jedoch die höchste Personifikation der Aristokratie war, benutzte die amerikanische Insurrection als eine Gelegenheit, die liberalsten Gesinnungen über dies Thema zu entwickeln und auszubreiten.

Was Frankreich betrifft, so hatte es ganz andere und tiefer liegende Angelegenheiten zu räumen; es mußte Rettungsmittel finden gegen Mißbräuche, welche tiefe Wurzeln geschoben hatten. Nicht eine fiskalische Unterdrückung, die von einer fernern Region ausging, war das, wovon man sich befreien mußte, wohl aber war es die fehlerhafte und unterdrückende Organisation des ganzen gesellschaftlichen Körpers, und das verhängnisvolle Geschwür, das sich in Monarchie, Adel und Bischofsstühle darbot. Eine so verhängnisvolle Unterdrückung konnte bei einer aristokratischen Partei nicht Gnade finden;

auch dachten die Whigs weit eher an ihre eigene Befahr, als Parity, als daß sie nachgenommen hätten, wie Ver-
 nunft und Nothwendigkeit für Frankreich viel lauter sprachen, als für Amerika. Was in New-York ein ergötzliches Schauspiel gewesen war, das stellte sich in Paris als schreckliche Feuersturm dar. Jetzt galt das proximus ardet Uealegon. Auch verthigte sich eine nicht geringe Anzahl von Whigs — unter andern Burke und Windham — mit den Tories, denen sie, auf diese Weise, die in der Frage des amerikanischen Krieges eingeäußte Ueberlegenheit zurückgaben.

Es läßt sich nicht verkennen, daß, vor dem Ausbruch der französischen Revolution, Begehrheiten und Meinungen in England einen fortschreitlichen Gang und eine sühbare Tendenz nach staatlichen Verbesserungen angenommen hatten. Der Ausbruch des amerikanischen Krieges hatte den Tories und ihrem Prinzip einen Schlag versetzt, von welchem sie sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, lange nicht erholen konnten. Auch die Whigs, trotz der hohen Rolle, welche sie in diesen ersten Erörterungen gespielt hatten, fingen an in Mißachtung zu gerathen; vorzüglich seit ihrer Koalition mit den Tories, die sie so tief herabgesetzt hatten. Unabhängig von den einen, wie von den andern, bildete sich bereits eine Volkspartei; und das sichere Zeichen von der Geburt dieser Partei war der allgemeine Aufruf nach einer Parliaments-Reform, den man in diesen Zeiten vernahm; der Beweggrund dazu war das Mißtrauen, welches die Nation in das Parlament und in die beiden ansehnlichen Factionen setzte, die dasselbe anführten. Man weiß, daß der junge Pitt, beim Eintritt in

seiner Laufbahn damit begann, daß er sich zum Organ dieses auf Reform lautenden Volksmünthes machte; dies beschiede der erste Auftrag, womit er im Unterhause ausstattet, und dies ist einer von den charakteristischen Zügen seines nachstehenden Ehrgeizes. Er weigerte sich gleich sehr, sich den Reihen der alten Whigs, wie denen der alten Tories anzuschließen; denn er sah die Nöthigkeit, wenn beide gefallen waren, und das von ihm verfolgte Ziel war kein anderes, als das Haupt einer neuen Partei zu werden, welche die Bedürfnisse und Wünsche des Volks repräsentirte: einer Partei, welche bestimmt war, die alten Parteien zu verdrängen, und deren erste Maßregel gewesen seyn würde, eine Reform zu verlangen und durchzusetzen.

Vergeblichkeiten, vorzüglich aber die großen Katastrophen der französischen Umwälzung zerstückten diese Pläne, und zwangen die Staatsmänner des Tages zum Umtausch ihrer Rollen. Plut war zu dem Entschlusse gelangt, um jedem Preis auf Seiten derjenigen Partei zu seyn, welcher der Vorzug und die Macht anheimfallen würde; er hatte also viel Scharfsinn, um sich hierbei zu täuschen, und er benutzte die Rückwirkung, welche auf die demokratische Bewegung in England durch die Nachricht von den in Paris verübten Excessen hervorgebracht wurde, um sich in die Arme der Tories zu werfen, während Fox, gestützt nach der Auflösung der Coalition mit Lord North und dessen Anhängern, aufs Neue der Hauptredner der demokratischen Seite des Parlaments wurde. Hier, wie ehemals, beherrschte die Volkspartei nur für einen Augenblick die Bühne: von dem ersten Scheitern ihres progressiven Ganges an, hatte sie eine ruhige Stellung gewonnen, und schloß sich auf

dem Erbreich kirchlicher Würdigung, dessen sie sich mit so großem Erfolge schon im sechzehnten Jahrhundert bedient hatte, fähig zu machen. Allein sie ließ sich durch das Fieber der französischen Umwälzung gewinnen: ihre Häupter, um das Muster nach den Nachbarn zu nehmen, trugen gegen kirchliche Principien zur Schau und aufseindeten sich dadurch die Masse des Volkes, welche sich um Pitt und die Tories gruppirte. Damals konnte diese vorherrschend gemeinede Partei, fast ohne alle Anstrengung, die Klubs und Vereine der Volkspartei zerstreuen und mehr von den Häuptern derselben zum Theil verurtheilen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß religiöse Meinungen, man mag sie als Anschauungen des Glaubens, oder als Vorurtheile bezeichnen, eine Scheidewand zwischen Frankreich und England errichteten und den Krieg herbeiführten, den beide Völker sich gegenseitig machten. Jeder Fall muß man zugeben, daß die Aristokratie einen starken Einfluß ausübte, weil sie die Gesetzgebung vertrat; doch so groß war die Macht der öffentlichen Meinung, welche sich damals zu bilden und auszubilden begann, daß weder die Talente Pitts, noch der Einfluß seiner Partei mächtig genug gewesen wären, den Krieg in Gang zu bringen und darin zu erhalten, hätten beide nicht einen so festen Stützpunkt gefunden in den kirchlichen Meinungen des englischen Volkes.

Als der Krieg einmal unternommen und der gegenseitige National-Haß entflammt war, wurde die Fortsetzung der Feindseligkeiten dadurch sehr erleichtert, daß jeder Unfall und jeder glückliche Erfolg dem Nationalhaß härter anregte. Es kam jedoch dazu, daß eine Menge Interessen geschaffen waren, welche von dem Kriege lebten; und je

größte die Zahl Derer war, welche ihr Geld durch den Krieg gemacht hatten, desto beträchtlicher wurde gerade hierdurch die Menge seiner Vertheidiger. Es kann paradox scheinen, wenn behauptet wird, daß Großbritannien das höchste Gedeihen während des langen Krieges genoss, den es auf dem festen Lande führte. Bei dem Willen ist nichts größer. Allein dies war ein künstliches Gedeihen, welches sehr theuer bezahlt worden ist mit einer monströsen Schuld und mit einer Erschöpfung aller Quellen des Reichthums. Die Steuern wurden sehr verstärkt; doch dadurch, daß man neue Kapitale schuf und in Umlauf setzte, vermehrte man das Vermögen der Einzelnen. Jedem Gesetz, welches den banalen Umlauf gab, ohne daß sich daran die Verblendlichkeit einer Eitelung that, war von einer unermesslichen Wirkung. Für Jahrhunderte ansparte man die Hülfquellen des Landes, und ungeheure Summen wurden vergraben, welche, wenn sie den Kriegbedarf vermehrten, den Papen und den Marcen zu stehen kamen. Der Preis des Kornes und der übrigen Lebensmittel erfuhr eine starke Erhöhung, welche für die Grundbesitzer die Pacht verdoppelte und den Ackerbauern jedem Acker eine ansehnliche Beschäftigung und beträchtliche Einnahme sicherte. Selbst die Manufakturisten hatten keinen Grund zur Klage: denn, kann man auch das Brod theuer zu schen, so setzten sie für ihre Produkte, welcher Art diese auch seyn mochten, einen nach Verhältnis erhöhten Preis. Napoleons Eroberungen eröffneten, trotz dem Continental-System, den britischen Producten eine große Zahl von Märkten, die ihnen sonst geschlossen geblieben wären. Nachdem die Abschneidung der übrigen Märkte

auf den Meeren alle Schiffe vertrieben hatte, welche nicht England angehörten, gelangte dieses dahin, den Handel der Welt zu seinem Vortheil zu monopolisiren; es gab kein Gefährde, wo es nicht landete, um Handel zu treiben, mag allen Zöllen und Prohibitionen. Die spanische Halbinsel eröffnete ihm neue Wägen, so wie in späterer Zeit, die Kolonien des südlichen Amerika. Die konnte man es dahin bringen, ihm das karibische Meer zu verschließen. Als Besitzer aller Kolonien, gemäß es das Monopol ihrer Produkte; und als die kaiserlichen Völker seinen Handel als dem Hinscheiden nahe darstellten, hatte es einen Grad von Wohlhabenheit erreicht, der ihm nie zu Theil geworden war und künftig nie zu Theil werden wird. Während Großbritanniens mit der einen Hand Frankreich bestriegte, verkehrte es mit der andern mit sämmtlichen Kontinenten der Erde.

Während dieses allgemeinen Gedeihens des Adambas's, des Handels und der Manufakturen gelangten die kleinen Kapitalisten und die merigen Klassen, welche durch den hohen Preis der Lebensmittel zu Grunde gerichtet wurden, gar nicht dahin, ihre Stimme vernahmen zu lassen. Der Krieg war ein Vergnügen, aus welchem jeder Reichthümer schöpfte. Den Ehrgeizigen und Kühnen bot er hohe und einträgliche Aemter, den Kapitalisten einen hohen Grad, den Betriebsamen ohne Kapital sichere Quellen des Reichthums; so zahlreich und so günstig waren die Wechselställe der Gewinne. Die Armen wurden entweder durch den Krieg verschluckt, oder mit sehr starken Gehältern in den zahlreichen öffentlichen Diensten, oder in den Arbeiten des Adambas's beschäftigt. Auch gelangten die Engländer dahin, sich mit

der Idee der Ebe in so großer Allgemeinheit zu befeuern, daß man, Tag für Tag, nicht, wie selbst die Herren sich mit der größten Sicherheit auf die Bildung eines Herrschers einließen, was späterhin, wo diese rastlose Thätigkeit sich in eine traurige und frostliche Stagnation auflöste, zur Erskwerung des Elends nicht wenig beitrug. Fügt man endlich zur Betrachtung der von uns aufgestellten materiellen Vorteile noch die kriegerischen Neigungen der Nation und ihre Liebe für den Ruhm und die Kämpfe hinzu, und erregt man die lebhafteste Vermuthung, welche ein solches Volk durch die Bekanntmachung eines Schlachtkrieges erhält: so wird man nicht länger darüber erstaunen, daß die Mehrheit der Engländer den Krieg verlangt habe, d. h. in andern Worten, Verloren gewesen sei. Die Whig. Opposition sah sich auf eine höchst unbedeutende Zahl zurückgebracht. Ihr Haupt war Fox, und nach seinem Tode wurde er ersetzt durch den gegenwärtigen Lord Grey. Beide räumten jedoch der Mächtigkeith preisgegeben als Wankpfe, Ueppier und Unglückspropheeten; und so lebten sie in eben so schlechten Einverständnisse mit dem Volke, wie mit dem herrschenden Bruchtheil der Aristokratie.

Indeß eröffnete das Jahr 1815 eine neue Ära. Der letzte Augenblick des Triumphs im Auslande war gleichsam das Signal hässlicher Unfälle. Die Zeit der Anleihen und des Credits war vorüber; die Küsten des nördlichen Europa und die des mitteländischen Meeres, welche die Flotte und den Handel Englands herbeizogen hatten, stießen beides zugleich von sich. Andere Flaggen, als die großbritannischen, erschienen auf den Meeren, wo man seit so

langer Zeit dergleichen nicht gesehen hatte. Der Transporthandel, die Fischereien sahen, nach und nach, die englischen Fabrique sich all vermehren und sodann verschwinden. Ander Völker beachten die Produkte ihrer aufbaulichen und gewerblichen Thätigkeit in Konkurrenz mit denen der Engländer. Die Kolonien der letztern wurden fast unerschöpflicher. Die Indische Kompagnie genies, trotz des individuellen Bedrückens ihrer Mitglieder, als Regierung in eine Lage, welche dem Vorkret nahe kommt. Die Zuckerpflanzungen, welche Willionen eingetragen hatten, sacken auf Null herab. Es gab in England weder Markt, noch Käufer, noch Geld. Die Kräfte noch vollständiger zu machen, zog man das Papiergeld aus dem Umlauf, welcher dadurch um die Hälfte vermindert wurde. Alle Gläubigungsverhältnisse wurden erschüttert, aller Kredit vernichtet.

Was hierbei am meisten zu Erkennen sezt, ist, daß das Ministerium weder das Daseyn, noch die Ursache, noch den Umfang dieser furchterlichen Krise kannte und begriff. Die Tories schienen sich eingebildet zu haben, daß die Zeit der Ruhe und des Glücks, die man genossen hatte, sein Ende nehmen werde. Zudem sie die, den Eigenthümern und den übrigen Klassen künstlich zugewendeten Vortheile einer natürlichen und dauerhaften Ursache zuschrieben, meinten sie es höchst einfach finden, daß das öffentliche Einkommen sich auf dieselbe Zahl nach dem Kriege, wie während desselben, erhöhe; auch brachten sie wirklich in Vorschlag, die Steuer so beizubehalten, wie sie in den letzten Jahren des Friedensumständen aufgelegt war. Dies gab jedoch die erste Veranlassung, daß das Unterhaus sich den Tories angeschlossen bewand. Die Mehrheit der Agri-

fulstrem erklärte durch ihre Zustimmung die Unmöglichkeit, was sie sich befände, diesem Struam wie zur Zeit des Krieges zu entrichten, sondern der Fride ihrer Einkünfte so wesentlich vermindert habe. Dem gemäß wurde der militärische Entwurf befristet.

Der Vertheil d. 2. Centelgensthümer, d. h. der Aristokratie schloß zuerst die Wirkungen dieses Uberganges, und die Verminderung des Aufwandes, die sie sich, nach Verhältniß der plötzlichen Abnahme ihres Einkommens, zum Besatz machen mußten, verschloß den Manufakturern Knall und Fall einem Theil ihrer Absicht. Jedes Jahr war von jetzt an, durch neue Symptome der Verlegenheit und Noth bezeichnet: die Befüllung zahlreicher Kündereien wurde aufgegeben, und die Tagelöhner, jetzt ohne Beschäftigung, warfen sich in die Armenten, ihre letzte Zuflucht.

Die Manufakturen, öfters gänzlich vom Stillstand gebracht, erhielten noch, von einer Zeit zur andern, einen Schimmer von Gedeulichkeit. So wurden ihnen für einen Augenblick Freude und Hoffnung verheißgegeben mit dem Einlaufen in die Häfen des südlichen Amerika. Doch nicht eifend stürzte sich jeder in diese angebliche Eldorado mit so blinder Eile, daß der Uberschuß von Produktion, die jedes Maß überschreitende Menge von Unternehmungen und Expeditionen nach diesem allsichtigen Punkt im Jahre 1825 ihre Kräfte schlagend mit Erwartungen herbeiführte, welche das so eben genannte Jahr für Großbritannien's Handel und Vermehrung eben so unheilbringend machte, wie 1830 es seitdem für Frankreich war.

Gerade damals, während dieser allgemainen Vertheuerung und unter dem Schlage des künftigen Elends mit

in England jene Volkspartei, welche fast ein halbes Jahrhundert in einem unbefangenen Schweigen verweilt hatte, wieder in die Erscheinung; denn gerade in dieser Zeit versammelten Hund und einige Andere um sich her einige Mannesfacturen, die gewiß höchst unbedeutend waren, sofern es darauf ankam, die Ursachen des allgemeinen Nothstandes gehörig zu erkennen, die jedoch sehr deutlich fühlten, daß sie dem Hungertode entgegengingen, daß das Elend allgemein war, und daß weder die Tories noch das Parlament ein Rettungsmittel angeben könnten. Diese Partheihäupter, diese Redner prägten ihnen sehr bald, daß, wenn ihre Beschwerden so wenig berücksichtigt würden, die Ursache davon keine andere sei, als daß eine Aristokratie die Volksgesetzgebung beherrsche — eine Aristokratie, welche weder Erbarmen mit ihren Thiden habe, noch Kenntniß ihrer Bedürfnisse besitze. Man sagte ihnen, und zwar nicht ohne Grund, daß das einzige Rettungsmittel in einer radikalen Reform des Systems der National-Repräsentation enthalten sei. Und so wurde denn Reform der Zusammensetzung der Volkspartei.

Doch wie schwach, wie arm, wie verachtet war Anfangs diese Partei! In London durch die Constablen geprügelt, in Manchester von den bemagueten Manufakturisten (der Freeman's) unter die Füße getreten und niedergesäßelt, verspottet und prügelschlagen von den mittleren Klassen, wie von der vornehmen Gesellschaft — welche Ausposten boten sich ihr dar? Es bedurfte des Muths und der Unabhängigkeit eines Burdett, um eingestehen, daß man zu ihr gehöre. Vor etwa zehn Jahren waren die Radikalen nur eine Horde von Desperaten, von Narren,

die man betrachtete; und Chiffrenrecks Versuch ist ein Beweis ihrer unrichtigen Betrachtung.

Nur ein sehr anghingiger Egoismus konnte die Wohlthätigen mit dieser Betrachtung erfüllen, welche für die Meinung und die Interessen der Weltmassen so getrennend war. Die Wohlthätigen, welche von Vernehmungen bis dahin alle ihre Bemühungen gezogen hatten, glaubten, sie brauchten sich nur für den aristokratischen Einfluß zu erklären, um neues Leben zu bringen in die Klasse von Beschäftigten und Kunden, deren Verschwendung ihnen so sehr zu Statten kam. Doch sie wurden in dieser Erwartung betrogen: der Fricke hatte die Grundeigentümer arm gemacht; und die Lärche, welche noch am Strennenruder saßen, benutzten dasselbe in keiner andern Absicht, als um die Fische ihren eigenen Verabfolgungsständen aufzubessern.

Das Parlament, oder wenigstens die Mehrheit desselben, obgleich noch immer letztendlich gestützt, wurde im großen von jenem Sparankerblick ergriffen, welcher die Gehälter beschnitt, die Stellen unterdrückte, die Steuern verminderte, kurz, welcher den Verrath stidlich verlegte, indem er ihm das unumfängliche Budget entzog, das sein Leben ausmachte. Wieviel geschah es jetzt, daß viele aufhörten Lärche zu sein. Die niederen Klassen machten die Entdeckung, daß von solchen Vernehmungen nichts mehr zu gewinnen sei; die Armen fanden an ihnen nichts der Achtung Würdiges. Der Handelsstand und die Manufakturisten sagten sich nun auch von dem Verrath los; und so erfolgte, daß dies alte System, welches im Jahre 1812 unter einem Vertheidigern des Verrath von den Königen dem jeder Familie, so wie von der Bevölkerung des ganzen

Königreich glückl. im Jahre 1825 gänzlich verlassen war, und nur noch durch den Zauber seiner früheren Allmacht fortdauerte.

Was insbeson. dem Leopoldus noch einen Ueberrest von Ehrgeiz gab, war der Umstand, daß die Wälsch, ihre Gegner, nur sehr wenig Vertrauen einflößten. Sie wurden für Aristokraten gehalten, und wegen ihres Eigthums gescholten. Als Partei hatten sie keine feste Hineigung zur Reform. Ihre Bemühungen und ihre Verbindungen waren seit einigen Jahren vermerkt worden, den Griechen mit Frankreich und die Emancipation der Katholiken zu fördern, und diese beiden Maßregeln, obgleich weise und nützlich, standen mit den Befehlen des englischen Volks bei weitem mehr in Opposition, als in Harmonie.

So weit waren die Dinge gediehen, als Canning und seine Freunde den Gedanken faßten, eine neue Schule des Leopoldus zu bilden und das alte System der Partei zu erneuern. Der ungemelne Scharffinn, der diesen geschickten Mann auszeichnete, ließ ihn auf den ersten Blick die Entdeckung machen, daß die Stellung nicht länger zu halten sei, und daß die Regierung ihren Vertheidigungsplan gegen ihre Gründe verändern müsse. Canning war für die Erhaltung des großen Leop.-Prinzips, die Regierung des Landes einem aristokratischen Einflusse zu unterwerfen, eben so eingenommen, wie ein anderer sehr berühmter Staatsmann der gegenwärtigen Zeit. Der gelungste Versuch, wenn dieser auf Reform abgewandt, erschien ihm als thöricht und abgeschmackt. Wenn ein Staatsbeamter oder ein einflussreicher Mann sich eine große Ungerechtigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, war Canning stets bereit, ihn in

allen

allen Ständen zu vertheiligen. Wie trennte er sich, auch nur einen Augenblick, von seinem System des Absolutismus für das Jammern; und wenn er sich für die Emancipation der Katholiken erklärte, so geschah dies einzig in der Überzeugung, daß die Katholiken, wenn sie emancipirt werden, seiner Macht viel günstiger seyn würden, als selbst die Protestanten.

Doch um im Innern das Corp.-Princip nach seiner besten Quelle und in seiner ganzen Reinheit aufrecht zu erhalten, war Canning sehr geneigt, es nach außen hin aufzuspornen. Er versuchte, das Land durch eine sehr lächerliche, sehr liberale, doch der Wirklichkeit nach dem britischen National-Interesse sehr entsprechende äußere Politik zu verblenden. Denn es war, nach allem, eben nicht ein Beweis von sehr großmüthigem Liberalismus, wenn er es darauf anlegte, Spanien von Frankreich unabhängig zu machen, das südliche Amerika von der spanischen Herrschaft zu befreien und den Producten englischer Manufakturen Tausende von Menschen in diesen frei und wohlhabend gemachten Gräbern zu verschaffen.

Wir gehen indeß nicht darauf aus, die Beweggründe zu erforschen, welche Canning's Handlungen bestimmten. Zuverlässig ist, daß er, mehr als auch nur durch seine äußere Politik, einen schmerzlichen Unterschied zwischen seiner und Lord Castlereagh's Schule aufzufassen wünschte. Zahlreiche Anhänger wollte er sich dadurch sichern, daß er Denen schmeichelte, welche von National-Stolz beherrscht wurden. Allein er suchte, vor allem, die dringende Nothwendigkeit, die Masse der Mittel-Klassen für sich zu gewinnen: eine ungewisse und mißvergnägte Masse, welche sich zu versch-

nigen drohte, um nur Eine Parthei, die Volksparthei, zu bilden. Deshalb nun glaubte Canning dadurch gelangen zu können, daß er in den Prinzipien der hellenischen Handels-Politik eine Umrüstung zu Stande brächte. Doch Quicksilver's Prinzipien über die Freiheit des Handels, obgleich sie die reichsten, die edelsten, die wahrsten waren, und obgleich ihr entlicher Triumph vollkommen gesichert ist, stießen sich so starke Hindernisse entgegen, und der Widerstand war damals so groß, daß nichts in der Welt im Stande war, die Handelsverkehrsmittel zurückzubringen und die Mittelklassen mit der neuen Schule des Liberalismus zu versöhnen.

Nun: diese neue Schule starb fast in ihrer Geburt; sie hat den Mann von Talent, der sie zu stiften gedachte, nicht überlebt, und dieser Mann selbst würde nicht im Stande gewesen seyn, ihr Daseyn zu verlängern; wie seine Freunde, würde er, wenn er am Leben geblieben wäre, unter der großen Frage der Reform sein Ende gefunden haben. Mit Einem Worte: Canning ist zu rechter Zeit gestorben, nicht bloß für seinen persönlichen Ruhm, sondern auch für den Fortschritt seines Landes: einen Fortschritt, dem er sich zuverlässig widersetzt hätte, ja, dem er aus aller Kraft bekämpft haben würde, wenn ihn der Tod nicht zu früh hingerafft hätte. Mit ihm starb die letzte Hoffnung des Liberalismus. Das Jahressieg lief auf Klippen und war in dringender Gefahr zu versinken; der Steuermann suchte es durch ein plötzliches Wenden zu retten, doch dies vergebensversuchte Wenden betriebe ein Umschlagen, und das Jahressieg verschwand für immer.

Von dem Augenblick, wo Canning von der politischen

Bühne abtrat, besaß sich die Erhebung seines Nebenbuhlers, des Lords Grey, welcher, so glaube ich, für die Nachwelt ein weit größerer Staatsmann seyn wird, als er es gegenwärtig in dem Urtheil seiner Zeitgenossen ist. Kaum hatte Lord Grey seine Laufbahn betreten, so sonderte er sich bereits von der Whig-Partei, wiewohl man ihn, einem längeren Zeitraum hindurch, für das Haupt derselben gehalten hat. Mit Eifer stritt er, von Anfang an, für eine Parliaments-Reform; und während des Krieges hatten alle seine Reden und alle seine Erklärungen etwas Prophetisches, so gut sah er die unvermeidlichen Folgen vorher. Er gab noch einen hohen Beweis von Scharfsicht, als er alle Mittel, wodurch seine Annäherung an Canning bewirkt werden sollte, heimlich zurückwies, als er sich also weigerte, irgend ein Abkommen mit dem Tory-Prinzip zu unterzeichnen, das, zum wenigsten in Beziehung auf das Innere, intact geblieben war; er hatte sogar den Muth, dies laut zu erklären. Bei dem allen läßt sich zum Vortheil derjenigen Whigs, welche sich an Canning anschlossen, bemerken; daß, wenn sie anders gehandelt hätten, die jetzigen Trümmern des Toryismus genügt getreten wären, sich unter einem ihrer unumschränkten und eigenmächtigen Oberhäupter zu vereinigen. Einen Abfall zu seinem Vortheil zu bewirken, würde Canning nicht gelungen seyn; und was auch eine parlamentarische Umwälzung erreicht worden ist, hätte nicht anders erreicht werden können, als durch eine, von dem Volke bewirkte gewaltsame Umwälzung. Wenn man jedoch diejenigen Whigs, welche sich an Canning anschlossen, entschuldigen kann, so war Lord Grey glücklich und geteand, als er sich fern hielt, und

sich, außerhalb der beiden Bruchtheile der Unionstralle, eine ekle und unabhängige Stellung vorbehielt, die ihn an die Spitze der Volkspartei brachte. Auch begriff er alles, was eine solche Stellung ihm an Macht und Stolz gemähren konnte; und als er an das Staatsruder berufen wurde, setzte er seine Hoffnung und sein Vertrauen nicht auf die Prinzipie dieser oder jener Partei, auch nicht auf die Zahl der Stimmen, auf welche er rechnen konnte, wohl aber auf die Macht des großen Volks-Prinzipis der Reform, zu deren Vorrecht er sich aufgeworfen hatte.

In dem großen Kampfe, welcher die Folge davon gewesen ist, und welchen alle europäischen Leser mit Theilnahme in den Tagesblättern beobachtet haben, ist der Terrorismus gänzlich vernichtet worden; und die Whigs haben über ihre Widersacher nur in Kraft des offen eingestandenen Bündnisses mit dem Volke und der demselben gemachten Zugeständnisse den Sieg davon getragen. Auf welchem Punkte des Weges die Whigs und die Volkspartei sich von einander trennen werden, läßt sich gegenwärtig noch nicht bestimmen; dies wird abhängen von dem Gange der Verhandlungen, von der Klugheit oder der Verwegenheit der Partei-Führer. Für den Augenblick läßt sich jedoch leicht wahrnehmen, daß die Mittelklassen je mehr und mehr nach Ruhe schwachen; daß der Nothstand des Handels erschwert wird durch die Verahr, welche unyxtremlich war von den jetzt heftigsten Erörterungen; daß endlich alles, was Eigenthümer genannt zu werden verdient, verarmt ist in dem gemeinschaftlichen Gefühl des Mißtrauens und des Schreckens gegen alles, was arm ist.

Und schon fangen diese armen Klassen an, keinen

Mangel zu leiden, weder an Einsichten, noch an Olympen: sie haben ihre Repräsentanten, ihre Journale, ihre Staatsräthane *), ihre Dichter **). Sie sind stets aufgelegt, zu erwarten und zu sehen, ob das neue Parlament nicht die wunderthätige Macht erhalten wird, das Schicksal ihres Wohlstandes zu erründen, und die Ursache desselben zu prüfen. In ihrem Augen, wie in denen aller Regenten, ist die öffentliche Wohlfahrt der einzige rechtmäßige Titel, auf welchen eine Regierung oder eine Konstitution die Hoffnung ihrer Dauer gründen können. Ohne dies positive Ergebniß eines allgemeinen Wohlsyns ist das Volk, in England wie andernorts, stets aufgelegt, eine Regierung in Frage zu stellen, weder die Abwägung der Gewalt auch noch so gut gelungen, und vollkommen so bewundernswürdig, wie politische Schriftsteller in ihrem Theorien es sich eingebildet haben.

In England, wie andernorts, dürfen die höhern Massen — höher durch Reichthum oder durch Abkunft — wenn sie ihren alten Vorrang vor den niederen Ordnungen der Gesellschaft bewahren wollen, nicht länger weder auf ihr göttliches Recht, noch auf die rohe Gewalt rechnen; sie müssen sich vielmehr gefallen lassen, Beweise wahrer Ueberlegenheit an Einsicht zu geben, oder wirklich zum Besten Aller zu arbeiten.

Eyre E. Crewe.

*) Cobden.

**) Thomas Sturt, Friedrich von Schlegel und Verfasser der Corn-Laws Blymes.

S o l l e n

immerwährende Renten

für den gesammten Gewerbsverkehr nicht den Vorzug haben vor jedem andern Zinsgenusse von zurückzahlbaren Darlehen?

Im Zinsfuß liegt die Vertheilung derjenigen Darlehensvergütung, welche, nach Verhältnis der am betreffenden Orte von Kapital-Verwendungen zu erlangenden Ertrünisse, geschuldlich geworden ist, und die Höhe der durch Geldverwendungen zu erlangenden Ertrünisse ist von der Geldvertrünissigkeit des Verkehrs, und hiernach wiederum diese von der Kräftigkeit des Gewerbsverkehrs abhängig.

Dagegen aber ist der Preis aller der Veräußerlichkeiten, die zu den stünd sich erneuernden Bedürfnissen des Lebens gehören, abhängig vom Verhältnis der Menge der von Hand zu Hand umlaufenden Zahlungsmittel zur Menge der mit dem Gelde zu leistenden täglichen Zahlungen. Eine Abweichung von diesem Satze zeigt sich nur dann, wenn gewisse Gegenstände, in zu großer oder in zu geringer Menge zum Verkauf ausgesetzt oder zu kaufen verlangt werden; denn es muß dann für diese Dinge eine den Geldverkehr nur vorübergehend berührende Lückung oder Mangelhaftigkeit dieser Waaren eintreten.

Ein niedriger Zinsfuß ist also ein Beweis vom Ueberschusse der Menge vorhandener Geldansammlungen gegen

die Gelegenheiten, die sich zu reichlich lebhafter Selbsterhaltung finden; während die Ueberung der Lebensbedürfnisse dann, wenn sie nicht, wie zuvor bemerkt worden ist, in einer außerordentlich entstandenen Schmelze oder in einer außerordentlich entstandenen flüchtigen Nachfrage gegründet ist, auf einen Ueberfluß an umlaufenden Zahlungsmitteln schließen läßt. Zwischen der Höhe des Zinsfußes und der Höhe der kurrenten Preise der täglichen Bedürfnisse des Menschen, kann daher eine bedeutende Verschiedenheit bestehen; denn ein Ueberfluß von Geld-Kapitalien, die dann nicht genug Verwendung finden, und also zu wenig Begehr genießen, kann auf das Steigen der Preishöhe der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, deshalb nur wenig einwirken, weil nur selten ein Kapitale-Besitzer sich dazu entschließt, etwas von seinem Kapital zu verzehren, und sich lieber dazu bequemt, sein Geld gegen 2 oder gar 1½ Prozent Zinsen zum Wechsel-Diskontiren oder zu sicheren Darlehen zu verwenden.

In Betreff des Entstehens neuer Geld-Kapitale kommt es ganz vornehmlich darauf an, ob mehr Neigung zum Geldsammeln, als zum Geldverthun im Volk herrschend ist. Die Neigung zum Geldsammeln erzeugt einen Ueberfluß an Kapitalien und kann den Zinsfuß senken; dagegen aber erzeugt die Neigung zum Geldverthun einen Ueberfluß von kurrenten Zahlungsmitteln, der die Preise der täglichen Bedürfnisse erhöhen und also das Leben theuer machen, dabei aber den Gewerbsvortheil und den Reichthumsfluß behindern muß.

Finden die sich sammelnden Geld-Kapitalien ihre Verwendung in ihrer Heimath, so müssen auch durch diese

Detail-Vorauszahlung der gesammelt getrockneten Geld-Kapitale die Preise der täglichen Lebensbedürfnisse sich ebenfalls erhöhen; werden aber die gesammelten Geld-Kapitale in's Ausland verlichen, so werden sie auch dort in Verwendung verwendet, und müssen dann dort den Erwerb, wie die Preise der täglichen Bedürfnisse, erhöhen. Daher ist es denn auch sehr rathsam, die Gelegenheiten zu inländischen lehnenden Geldverwendungen sorgsamst aufzusuchen, ihre Ausföhrung möglichst zu fördern, und, unter Vermittelung eines gründlichen Vertrauens, den Zusammentritt mehrerer Aktionäre zu bewirken, um dadurch die Ausföhrung der aufgesunkenen lehnenden Unternehmungen zu beschleunigen.

Unter diesen Unternehmungen sind gewiß jetzt die Entwässerungen der zur Garten- und Ackerbeföhrung sich qualifizirenden Brüche oder Flächen, die vorzüglichsten, und zwar deshalb, weil die auf dem entwässerten Boden anzulegenden Gärtnereistellen zur Unterbringung vieler jetzt den Hospitälern lästig fallender brotloser Arbeiter, mit bestem Erfolge werden können verwendet werden. In diese Gärten werden dann nicht bloß Kartoffeln und Rüchengewächse, sondern auch Obst- und Maulbeerbäume mit bestem und raschem Erfolge gezogen werden, und ihre Bewohner werden für die sie umwohnenden Landwirthe auf Lohn arbeiten, und nebenher vielerlei wohlthätige Kleinigkeiten machen können, die jetzt der Bauer entweder entbehren oder mit ungelobter Hand, also unter großem Schutusse und Material-Verdrie, sich selbst schlecht anfertigen muß. In diesem Hinsicht scheinenden, aber sehr nachtheilig wirkenden Uebel liegt die Zurückhaltung der gemeinen Landwirthe in

Neugier und Stumpfheit, in Trägheit und Unlust ganz eigentlich begründet! Es ist dieses eine Wahrheit, welche derjenige, der sie erkannt hat, nicht oft genug vertheidigen kann, da sie bis jetzt noch nicht den geringsten Anhalt gefunden zu haben scheint.

Der Kreditier unterliegt, zur Strafe seiner Zurückhaltung von der ihm lästigen Selbstbernichtung seiner Gelder, einem zweifachen Verluste, er mag sein Geld zum Zinsengruss ausleihen, oder dasselbe in Theilnahme am Papierhandel mit unanfechtlicher Befahr anlegen! Dieser dem Kapitalisten bevorstehende zweifache Verlust erwidert ihnen auf folgende Weise: einerseits werden nämlich durch die Vermehrung der umlaufenden Zahlungsmittel, wie schon oben gesagt worden ist, die Preise der Dinge des täglichen Bedarfs gesteigert, dadurch gewinnt aber nur der Gewerbetreibende, ja er wird sogar dadurch in den Stand gesetzt, neue Kapitalien zu sammeln; andererseits, wird durch das Fortwachen dieser neuen Kapitalien der Zinsfuß ins Sinken gebracht. Ueberdem wird aber jetzt auch noch, auf das Fallen des Zinsfußes von mehreren Staatsverwaltungen durch wohlfeilen Verkauf solcher Staatspapiere hingewirkt, in welchen wenige Zinsen verheißen werden sind, und die Geldhändler unterstützen dieses Bestreben des reichen Lohnes wegen, welchen sie dafür gewährt erhalten, mit allem ihrem Können. Es gelingt ihnen auch ihrer darin übernehmene Vermittelung um so eher, weil die Gemeinlust, die den Papierhandel treibt, stets vornehmlich nach den wohlfeilsten Papieren sich wendet; und weil diese dadurch bald in ihrem Werth so sehr gesunken werden, daß die Erfolge, der Zinsfuß kann noch tiefer sinken, und es könnten diejenigen

Papiere, welche höhere Zinsen zahlen, dann ebenfalls wieder eingelöst werden, die Goldbesitzer zur immer höheren Verzinsung der anlaufenden wohlfeilen Papiere bestimmen; so daß z. B. diejenigen Papiere, welche bei wohlfeilem Ankaufe gegen 4½ Prozent Geldinzinsung gewährten, obgleich nur 3 Prozent darin verschieben waren, bald so hoch steigen, daß sie nicht mehr volle 4 Prozent des Kaufgeldes gewährten.

Die selbstergehalt unter den Goldbesitzern entstehende Kauflust zu solchen Staatspapieren, welche wenige Zinsen versprechen, erleichtert sogar jetzt die Ausdehnung der Staatsschulden gar sehr; es muß aber dadurch um so eher die Bedröge der Weltverschuldung, das ist die höchste Spannung derselben erreicht werden, da, auf dem eben gedachten Wege, der Verlust, welchen die anleihende Staatsklasse macht, sehr groß ist. Vom anleihenden Staate werden nämlich die, wenige Zinsen tragenden Papiere höchst wohlfeil abgegeben, und es sind dann, der Regel nach, nur die Papierhändler, welche von dem, demnächst sich hebenden Kurs dieser wenige Zinsen versprechenden Papiere einen Vortheil ziehen. Mag dann auch, bei Eröffnung der Anleihen, der vermittelnde Bankier der anleihenden Staatsverwaltung einen Theil der neuen Papiere für den bedungenen geringen Einzahlungsbetrag überlassen, so wird dieses Quantum von Staatspapieren doch nur ein geringes seyn, und selten wird die betreffende Staatsverwaltung diese wohlfeil erlangten Effekten bis zur höchsten Erregung ihres Kurzes in Besitz behalten können; dagegen müssen aber die, einen Theil der neuen Effekten zu sich haltenden Staatsklassen die Vortheile, welche sich die vermittelnden Geldhändler ausbedungen haben, auch für diese, dem Staate in Zahlungs-

statt ausgelieferten Papiere entrichten. Wenn es also auch gelingt, auf diesem Wege den Zinssfuß da zu senken, wo die vorhandenen Gelegenheiten zu genügenden Geldverwendungen den Zinssfuß nicht gesenkt haben würden: so wird doch genau betrachtet, die so verfahrende Staatsverwaltung nichts dabei ersparen und die Staatsschuldendlast wird inzwischen über diese Entlastung eines Einkens des Zinssfußes noch vermehrt; so daß, bei gestiegener Ueberlastung des Volks, dieses die zur Deckung der Staatsausgaben ihm auferlegte Steuern bald nicht mehr wird aufbringen, das heißt, die senfliche Verpflchtung nicht mehr sich wird gewähren können, und daß, bei den alsdenn unvermeidlich werdenden Zuschlägen der Zinsenzahlung, der Staat sich für bankrott wird erklären müssen.

So lange noch nur Anleihen gemacht werden, vermehren sich mit den dafür auszufließenden Schuldpapieren die Zahlungsmittel, und so lange die Zinsen der Anleihen prompt und völlig bezahlt werden, d. h. so lange noch nicht durch die Last der Abgaben und durch die Größe der Kommunal-Verhältnisse, die Kräfte der Landeskasse erschöpft worden sind, muß einseitig die zunehmende Verschuldung — welche der Abfluß der Zahlungsmittel, und die, mit dem Erwerbe wachsende Verpflchtung der Gemeindefiscal und der Rentier erzeugt — eben so sehr wachsen, als andererseits, im Verlaufe des Anstiehs der von neuem gesammelten Geld-Kapitalien, der Zinssfuß fortwährend im Einkem verbleiben muß; ja, es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß dann, wenn die, unter jener Bedingung des Verfalls fortwährenden neuen Kapital-Ansammlungen, wegen Einstellung der Eröffnung neuer Staatsanleihen, nicht

nicht in diesen werden angelegt werden können, der Papierhandel sich verlieren und zuletzt ganz in Stillstand gerathen wird; daß dagegen aber, über die neuen Kapital-Ansammlungen, das Ansehen der Darlehnungen um so stärker sich vermehren wird, und daß dadurch der Zinsfuß fortwährend und ebenbürtig rascher noch ins tiefere Stufen gerathen muß, als es bisher geschehen ist, und als es das wohlfeile Weggehen derjenigen Schuldverschreibungen hat bewirken können, in welchen nur 3 Procent oder gar nur 2½ Procent Zinsen verheissen werden sind. Es wird ferner der dann um so mehr belebte werdende Unternehmungsegeist stets Gelegenheiten zu lehnenden Kapital-Berwendungen entdecken, besonders wird aber das Darlehen der auf Zinsenzahlung hingebrochen Gelder da drückend groß werden, wo, wie im preussischen Staat, die Staatsschulden fortwährend getilgt werden, und es werden dann in solchen Ländern ähnliche Klagen über unermüdete Kapital-Zureichhaltungen gehört werden, wie solche in England zu der Zeit erschienen sind, in welcher man übertriebene Erwartungen von der Wirkung des Tilgungs-Zents hegte; und es werden darüber dann auch bei uns, eben so wie es in England geschehen ist, die Renten-Verheissungen einem höheren Kurs erlangen, als die Zinsen tragenden ordentlichen Schuldspiere erzielen können.

Dieser Zeitpunkt muß aber da, wo er eintritt, zum allgemeinen Besten, d. h. sowohl für die Kapitalisten, als für diejenigen, welche Schulden auf ihrem Verfügungen stehen haben, und endlich auch für alle Gewerbetreibende sorgsam bemerkt werden, indem die Nachsichtigung von Rentenverheissungen nicht nur so lange, als die Renten richtig gezahlt

werden, ihrem Werth behalten müssen, sondern indem auch die Rentenverheißungen, bei besser Zweckmäßigkeit ihrer Ausfertigung, sehr gut leistende Zahlungsmittel werden können, und dadurch der Seltenheit des Geldes auch dann mit Kraft entgegen wirken werden, wenn beim Verschwinden der Geltung derjenigen Staatspapiere, für welche, wegen der Nothüberlastung, die Zinsen nicht prompt und nicht ganz haben bezahlt werden können, der Begehr des baren Geldes allgemein geworden seyn wird, und das bare Geld auf diesem Wege, sich zu seiner sonstigen Werthhöhe, oder vielleicht gar noch über diese sonstige Werthhöhe hinaus, erheben haben wird. Würden dagegen alle hypothekirte Geldverleihen zurückgezogen, so muß, beim Eintreten des eben gedachten starken Begehrs nach barem Gelde, dieser Begehr alle mit einigen Schulden belastete Gutbesitzer um ihre Güter bringen, sie zu Verkäufern machen und dabei die allgemeine Noth noch steigern, welche die dadurch noch stärker sich- und fühlbar gewordene Seltenheit des Geldes auch über alle Verleihende verbreiten muß, indem dann die Preise aller täglichen Bedürfnisse sich sehr tief senken, und den im Preise liegenden Arbeitslohn eben so sehr vermindern, als alle Gewinne gewinnlos machen werden.

Durch die Verwandlung aller hypothekirten Schuldverleihen in Rentenverheißungen, würde aber die gewillkürte Welt vor der jetzt gedachten Verarmung aller mit Schulden belasteten Gutbesitzer, so wie vor dem jetzt gedachten höchst nachtheiligen Einlen aller Preise der täglichen Lebensbedürfnisse gesichert und vor der Erwerbslosigkeit geschützt werden, die ein unsehlbarer Erfolg des Sinkens jener Preise seyn müßte. Zugleich würden aber auch

durch die Umwandlung der hypothekalen Schuldverschreibung in immerwährende Renten, dem Verkehr die ihm nöthige Menge von Zahlungsmitteln, auch während der größten Theilheit der eilen Masse und des daraus gezogenen baaren Geldes, erhalten bleiben, dadurch aber der sonst unermüdlich eintretenden Erwerbslosigkeit gütlich vorbeugt werden.

Da nun Niemand dafür bürgen kann, wie lange noch jener unglückliche Zeitpunkt, der über England und Frankreich purst ausbrechen dürfte, noch ausgesetzt seyn wird: so muß gar sehr gewünscht werden, daß es möglich würde, durch die drohende Gefahr des künftigen Sinkens der Darlehenszinsen, die Geldverleihungsbefitzer mit dem vor wenigen Jahren in England Statt gefundenen Verlangen nach Umänderung ihrer Darlehen in immerwährende Renten zu erfüllen.

Es ist diese Umwandlung aber um so rathamer, weil diese Renten-Ansprüche, wenn sie jedem Inhaber der darauf angefertigten Schine gezahlt werden, und wenn sie dabei eine so bequeme, als schwer nachzufüllende Form haben, die besten Geldvertheiler seyn, und den etwa herrschend gewordenen Mangel an Geld- und Geldergeld deshalb am pfeilschnellendsten abhelfen, weil sie Zinsen tragende Zahlungsmittel sind, und deshalb einen bedeutenden Vorzug vor dem baaren Gelde verdienen. Etwasgedachtes Verhältniß muß denn auch heilsamst dahin wirken, daß gar nur so viele dieser Zahlungsmittel im Umlauf werden gebracht werden, als man ihrer zum Zahlungsleihen bedürftig seyn wird, und daß sie nie, wie das im Aufbehalten keinen Ertrag gemäße baare Geld, in den Ver-

sehr dann werden hindangebracht werden, wenn der Verkehr dieselben nicht in der ganzen Menge begehrt, die davon vorhanden ist.

Dem bestand begründeten Wunsche, allen Guts- und Grundbesitzern fortwährend zur Minderung ihrer Verschuldung zu helfen, wird übereinstimmend die hier empfohlene Umwandlung der Zinsen tragenden Darlehensforderungen in ewige Rente keinesweges in den Weg treten; denn es kann jedem Schuldner, bei der Verwaltung seines Kredit-Vereins, ein eigenes Konto eröffnet werden, worin ihn sein Tilgungs-Præsumpt-Cap so lange gut zu schreiben sein wird, bis ihn für die angesammelte Summe eine Rente von 100 Thalern, nach Höhe des Kurses derselben erkaufte und ausgeliefert werden kann, deren Kosten auf sein Konto und Debit zu schreiben sein würden.

Den diesen Rente-Verschreibungen stammenden dann der Empfänger jeden ihm beliebigen Gebrauch machen, d. h. sie zur Rentensicherung behalten, oder, nach seinen Wünschen, sie veräußern.

Die sämmtlichen Rente-Verschreibungen würden nämlich den für ganz gesichert zu haltenden Grundbesitz verflüßbar machen, d. h. in ein zahlbares Vermögen verwandeln, und dadurch die Welt viel unabhängiger von den edlen Metallen machen, als sie es jetzt ist, und dennoch nicht, so wie es mit dem andern Effecten der Fall ist, das harte Geld zu sehr um seinen Werth bringen.

E. L. E. v. Knobloch.

In welchem Zusammenhange ist der Gedanke einer Befestigung der Hauptstadt Frankreichs entstanden?

Will man über das, was in den drei letzten Jahren in Frankreich geschehen ist, zu einer einigermaßen Uebersicht gelangen, und aus dieser einige sichere Schlüsse für die Zukunft dieses Königreichs herleiten: so muß man, glaube ich, anknüpfen an die merkwürdige Rede, womit Ludwig Philipp, als General-Lieutenant des Königreichs, am 3ten August 1830 die Sitzung der Kammern eröffnete.

Diese Rede lautete in ihrem wesentlichen Wesentlichen also:

„Paris, durch eine besagradenwerthe Verletzung der Charta und der Gesetze in seiner Ruhe gestört, vertheidigte brüderlich mit heroischem Muthe. Inmitten dieses blutigen Kampfes ging jede Entschärfung der gesellschaftlichen Ordnung verloren: Personen, Besitzthümer, Rechte, alles, was dem Menschen lieb und werth ist, war den ernstlichsten Gefahren ausgesetzt. In dieser Abwesenheit aller öffentlichen Gewalt wendete sich das Verlangen meiner Mitbürger nach mir: sie hielten mich für würdig, mit ihnen zur Rettung des Vaterlandes beizutragen; sie forderten mich auf, das Amt eines General-Lieutenants des Königreichs zu übernehmen. Ihrer Sache schien mir gerecht, die Gefahr unermesslich, die Nothwendigkeit dringend, meine Pflicht heilig.

hellig. Ich eilte in die Mitte dieses tapferen Volks; mir folgte meine Familie; wir trugen die Barten, welche zum greitem Male unter uns den Schutzh der Freiheit bezeugnet haben. Fest entschlossen, mich allem, was die Umstände von mir fordern konnten, hinzugeben, bis ich hiebei geirrt, um die Herrschaft der Besetze wieder herzustellen, die bedrohte Freiheit zu retten, und die Rückkehr so großer Uebel unmöglich zu machen, dadurch, daß ich für immer die Gewalt dieser Charta schenke, deren Name während des Kampfes angerufen wurde, und selbst nach dem Siege noch nicht verhasst war. Bei Vollbringung dieses edlen Werks ist es die Sache der Kammeru, mich zu leiten. Alle Rechte müssen auf eine bleibende Weise gesichert werden; alle, für die volle und freie Ausübung derselben notwendigen Institutionen müssen die Entwicklung erhalten, deren sie bedürfen. Von Herzen und aus Überzeugung den Prinzipien einer freien Regierung ergeben, habe ich zum Voraus alle Folgen derselben angenommen. Ich glaube, meine Herren, von Stunde an ihrer Aufmerksamkeit auf die Organisation der National-Banden, auf die Anwendung der Jury auf Verurtheilungen, auf die Bildung der Departemental- und Municipal-Verwaltung, vor allem aber auf den 14. Art. der Charta, den man so eifrig gemacht hat, hindeuten zu müssen. Mit diesen Besinnungen, meine Herren, befinde ich diese Sitzung. Die Vergangenheit schmerzt mich; ich beklage das Unglück, das ich nicht abwenden mögen. Doch, beim Gedächtniß der, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit nach einem von allen Rücksichtungen freigelassenen Widerstande gerichteten Ordnung, bewegt ein gerechter National-Ekel mein Herz, und vertrauens-

voll blühe ich in die Zukunft des Vaterlandes. Ja, meine Herren, es wird glücklich und frei werden, dies mit so großer Grandiosität; es wird Europa zeigen, daß es, einzig beschäftigt mit seiner inneren Wohlfahrt, den Frieden eben so aufrichtig liebt, als die Freiheit, und nur das Glück und die Ruhe seiner Nachbarn will. Achtung für alle Rechte, Sorgfalt für alle Interessen, Wohlthätigkeit in der Regierung sind die wirksamsten Mittel die Parteien zu entzweien, und in die Gemüther das Vertrauen, in die Institutionen die Gültigkeit zurückzuführen, welche die einzigen sicheren Unterpfeiler des Glücks der Völker, und der Größe der Staaten sind. . . .“

Wer möchte sich nun Tadel dieser Eröffnungsrede auswerfen? wer nicht eingestehen, daß sie in allem, was Besinnung und Vorsatz genannt werden kann, die größten Lobspürke verdient? Wenn sich nun aber nicht läugnen läßt, daß alles, was seit etwa drei Jahren in Frankreich geschehen ist, mit diesen Besinnungen und Vorsätzen in direktem Widerspruch steht: so ist man wohl zu der Frage berechtigt, worin dieser Widerspruch gegründet sei; und diese Frage ist um so wichtiger, weil sie nicht beantwortet werden kann, ohne sehr allgemeine Aufschlüsse zu geben über die ersten Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung. Wir wollen versuchen, diesen schwierigen Punkt ins Klare zu bringen.

Die Restauration der Bourbonen hatte unter den Umständen, welche dieselbe begleiteten, die Wirkung, daß sie zwei Klassen von Interessen, deren Vereinigung fast unumgänglich war, in enge und feindselige Berührung brachte. Auf der einen Seite standen die Individuen und Familien

welche ihr Vorkommen und ihre staatsbürgerlichen Vorzüge der Revolution und dem Kaiserthum verdankten; auf der andern Seite die Kassen, die Mitglieder der betrockneten Klassen, welche in der Revolution alles verloren hatten, und durch die Restauration alles wieder zu gewinnen hofften. Die Ausgewanderten und die Geflüchteten, deren Güter und Ausstattungen beschlagnahmt und verkauft worden waren, sahen sich, von Angesicht zu Angesicht, dem Volke gegenüber, das der Käufer gewesen war. Wer als Territorial-Herr seine Feudal-Ansprüche eingekauft hatte, oder als Bischof oder Abt um seine Zehnten getrachtet war, saß neben dem Pächter oder dem Gewerbmänn, den die Revolution von ihren Forderungen befreit hatte; und eben so fand Derjenige, den die aufgeregte Kraft der Revolution zu Zoll- und Militär-Beamten erhoben hatte, sich in Gesellschaft mit Anti-Revolutionisten, welche behaupteten, daß dergleichen Dinge nur für sie vorhanden wären. Wer in den Reihen des Auslandes wider Frankreich gekämpft hatte, mußte demjenigen ins Auge sehen, der sein Blut verspritzt hatte für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Nicht weniger geriet die alte Noblesse, welche ihre veralteten Ansprüche auf öffentlichen Plätzen hatte in Flammen aufgehen sehen, in Zusammenstoß mit den Baronen, Grafen, Herzogen und Prinzen, welche das Kaiserreich geschaffen hatte.

Ludwig dem Achten und seinen Rathgebern fehlte es nicht an dem Sinn für die Schwierigkeit, Elemente dieser Art in Eintracht zu erhalten. Doch, wie diese Aufgabe lösen? Sie publizirten unter der Benennung „Charta“ eine Art von Vertrag, worin etwas enthalten war, die Hoffnung eines Lebens zu beleben, und noch die Wirkung

hätte, eine Art von Waffensstillstand zu Wege zu bringen. Jede Partei bildete sich ein, daß, wenn sie zur Macht gelangen könnte, die Charta ein Werkzeug für die Erreichung ihrer Zwecke seyn würde; denn die Rathgeber bedenklich hatten dafür gesorgt, daß sie unbestimmt genug war, um Allen und für Alles ihren Beistand darzubieten. Nichts war darin weniger beabsichtigt, als ein Staatsgrundgesetz, wodurch die Rechte des französischen Volks anerkannt und gesichert werden sollten; dazu wurde die Charta nur durch den Parteigeist gemacht, der sich aus ihr entwickelte. Die Absicht ihrer Urheber beschränkte sich auf den Wunsch, für eine gewisse Zeit die entgegenstehenden Interessen zu beruhigen, und dem Vowort die Waage zu gewähren, worin sie sich auf dem Thron besäßen und die Kräfte gewählten Runden, sich in dem Besitze desselben zu behaupten, gleichviel, ob mit dem Wunsche der Nation, oder gegen denselben. Demgemäß gab die Charta Frankreich nicht in der Gestalt einer politischen Organisation; sie behielt vielmehr alle von Napoleon erfundenen despotischen Einrichtungen bei. Zwar stellte sie fest, daß es zwei Kammern geben sollte; allein sie überließ die Ernennung der einen ausschließlich dem Könige, und sie schrieb für die Bildung der andern keine Art des Verfahrens vor. Allerdings stellte sie einige allgemeine Prinzipie über persönliche Sicherheit, Freiheit der Presse und der kirchlichen Gewerkschaft auf; doch weit davon entfernt, Institutionen zur Umsetzungen dieser Prinzipie einzuführen, erhielt sie die Bischöfe und Mandate des Kaiserreichs in Thätigkeit. Und bedurfte es wohl eines noch wirksamern Mittels, um das prästipulirte Daseyn von jenen unmöglich zu machen?

Was sich mit voller Wahrheit behaupten läßt, ist, daß, von dem ersten Augenblick des Eintrits der Charte in die französische Gesellschaft an, die Bestrebungen der einen Partei stets darauf gerichtet gewesen sind, die Charte in ein fleibendes Staatsgrundgesetz zu verwandeln, während die Gegenpartei kein anderes Ziel verfolgte, als diese Verwandlung zu hindern, um dem Throne den Grad von Autorität zu erhalten, ohne welchen keine Gesellschaft bestehen und sich entwickeln kann. Wie viel Unverstand hierbei wirksam war, und mit welcher fast unbedingten Verleugnung der ersten Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung man den beiden Seiten zu Werke gieng: dies würde am schlagendsten hervortreten in einer ausführlicheren Geschichte des Parteikampfes während der 15 Jahre, die bis zur Julirevolution verfloßen. Da wir hier eine solche Geschichte nicht schreiben können, ohne uns von unserm Ziele zu entfernen: so begnügen wir uns mit der Bemerkung, „daß da, wo alles im Zustand verdorben ist, die Rettung immer nur von einem Uebermaß des Bösen erwartet werden kann, und daß die französische Regierung der letzten 5 Jahre bis zum Auscheiden des älteren Zweiges der Bourgeoisie, die Krisis durch die Forderungen beschleunigte, welche sie an die Nation machte, ohne dieselbe zu Hülfe zu kommen durch die Mittel, welche der Geist des Jahrhunderts als die vortheilhaftesten und wirksamsten bezeichnete. Hierin, wenn in irgend etwas, war das Emporkommen der Volkspartei gegründet; denn, jede Volkspartei, wie schlecht es auch um ihre Einsicht stehen möge, gewinnt an Einfluß und Stärke in demselben Maße, worin sie zur Vertheidigung materieller Interessen wird. Die 26

beralen Frankreich mußten das Uebergewicht über ihre Gegner gewinnen, weil diese für ein einseitiges Interesse kämpften, das immer nur auf Kosten des Volks befriedigt werden konnte.

So trat die Julius-Revolution ein. Die schärfste Erscheinung in ihr war, daß die Pariser, indem sie die Ausrufung Karls des Zehnten bekämpften, für etwas stritten, das sie, bei einem höheren Grade von Einsicht, werden verabscheuen haben; wir begründen hier die Charta, das angebliche Staatsgrundgesetz, welches als die Quelle aller, seit 13 Jahren über Frankreich ausgebrochenen Uebel betrachtet werden muß. Kaum war der Sieg errungen, als von Seiten des Prinzen General-Lieutenant die Worte ertönten: „diese Charta soll eine Wahrheit werden.“ Hätten die Pariser sie eine Lüge gekämpft? Keinesweges; zum wenigsten nicht für eine Lüge, die ihnen als solche eingeleuchtet hätte. Das Wahre der Sache war, daß die Charta in ihrer bisherigen Eigenschämlichkeit nicht fortbauern konnte, wenn die von der liberalen Partei katon getragene Sieg irgend ein Defizit geben sollte. Sobald also der bisherige Prinz General-Lieutenant des Königreichs in einen König der Franzosen verwandelt war, schritten die liberalen Gesetzgeber zu einer solchen Abänderung des Staatsgrundgesetzes — denn in diesem Lichte erschien ihnen die Charta — daß kaum eine Aehnlichkeit mit dem Werke Ludwig des Achtenhundert übrig blieb.

Um unter den Zeichen einer öffentlichen Befreiung die königliche Autokratie zu retten, hatte Ludwig der Achtehundert sich die Initiative und Concession der Gesetzgeber vorbehalten, außerdem aber im 32. Artikel seiner Charta ange-

ednet, daß die Verfassungen der Pairs-Kammer geheim bleiben sollten. Nichts entsprach dem Wesen eines großen Königreichs mehr, als diese Bestimmungen; denn die Initiativ mit den beiden Kammern theilen, und den Verfassungen der Pairs-Kammer den Charakter der Öffentlichkeit geben, hieß die Autorität der Regierung in ihrer Quelle vernichten. War also irgend eine Abordnung der Charte zukünftig des Achtzehnten zu respectiren: so war es gerade diese. Was aber geschah in der Sitzung der Deputirten-Kammer vom 7. Aug. 1830? Zur Aufrechterhaltung der Selbst-Überwacht wurde festgestellt, „daß der König fortan nicht das Recht haben sollte, Gesetze zu suspendiren, oder von deren Vollziehung loszusprechen.“ Dies dürfte zu billigen seyn, wenn sich voraussetzen ließe, daß Gesetze, die ihre Entstehung dem Parteilampfe verdanken, unbedingt gute Gesetze seien. Doch die Session der Deputirten-Kammer gingen viel weiter. Der alten Dingen schenken sie ihren Antheil an der Überwachtheit dadurch, daß sie sich eine Initiative zubogen; und hiermit noch nicht zufrieden, ertheilten sie der Pairs-Kammer dasselbe Verrecht, nicht ohne die Verfassungen dieser Kammer zu öffentlichten zu machen. Da sie gütig genug waren, die Initiative des Königs bestehen zu lassen, so gab es fortan in Frankreich eine dreifache Initiative, d. h. einen Autoritäts-Konflikt, in welchem alle Autorität zu Grunde gehen mußte. Unlängem Frieden war fortan nicht zu denken; denn eine dreifache Initiative, wo und zu welcher Zeit sie auch bestehen mochte, hat nie die gesellschaftliche Harmonie gestört, wohl aber Standhaft dahin gewirkt, daß man sich des

Ernährungsstoff, den sie erzugte, in Unternehmungen gegen das Ausland zu entleeren gesucht hat.

Was in dieser Beziehung zu besorgen war, wurde nicht wenig verstärkt durch die Veränderungen, welche das Wahlsystem zu erleiden hatte. Die königliche Autorität hatte sich bis dahin bei dem Wahlsystem darin geäußert, daß sie die Präsidenten der Wählerversammlungen ernannte, und ihnen die Rechte der Mitglieder dieser Versammlungen gesichert hatte. Außerdem setzte die Charte das gesetzliche Alter der Wählerberechtigten auf 30, das der Wählbaren auf 40 Jahre. Beide Bestimmungen wurden aufgehoben: die Präsidenten sollten fortan von den Wählern ernannt werden, und das Alter der Wähler, so wie das der Wählbaren, anlangend, so sollte jenes auf 25 Jahre dieses auf 30 gesetzlich seyn. Während also der Einfluß der königlichen Autorität auf die Wahlen der künftigen Gesetzgeber, sofern sie der Deputirten-Kammer angehörten, gänzlich wegfiel, sorgte man zugleich dafür, daß, vermöge des herabgesetzten Alters, sowohl der Wähler als der Gewählten, ein höheres Maß von Reife und Unterscheid, als bisher nachgenommen werden konnte, in der Deputirten-Kammer wirksam werden mochte. Diese Wirkung wurde im nächsten Jahre nicht wenig verestärkt durch ein neues Gesetz, welches den Wahl- und den Wählbaren-Zensus um mehr als die Hälfte dessen herabsetzte, was bis dahin üblich gewesen war.

Diese Demokratie plus einen König zu sichern, fanden die französischen Gesetzgeber für gut, zwei Institutionen hinzuzufügen, deren Kraft ihnen unerschöpflich schien. Die eine dieser Institutionen war die freie Presse unter der

letzten Befehlslung, daß die Jury über jede Klage wegen Mordlung zu Haß und Verachtung der Regierung entscheiden sollte; die andere war Wiederherstellung der National-Charte mit dem Vorrecht, sich ihrer Offiziere selbst zu wählen. Eine dritte Verpflichtung bestand darin, daß man den neu-ernannten König Ludwig Philipp schreiden ließ, daß er die ihm auferlegten Bedingungen ohne Rückhalt erfüllen wolle; und so schwur denn (am 9. Aug.) dieser König: „die konstitutionelle Charte mit den in der Erklärung angeführten Modifikationen treu zu beachten, nur durch die Gesetze und nach denselben zu regieren, gütlich und strenges Gericht Jedem nach seinem Rechte zu gewähren, und in allen Dingen nur mit Berücksichtigung des Vortheils, des Glücks und des Ruhms der Franzosen zu handeln.“ Alles dies zusammengenommen nannte man die konstitutionelle Monarchie oder Republiken-Regierung; der König selbst aber erhielt die Benennung des „Königlichen“ oder des „Bürgerkönigs“ (*roi-citoyen*).

Wenn in Folge solcher Begebenheiten, wie die der Julius-Revolution waren, eine liberale Partei zur Geseh- geberein wird: so hat man keine Ursache, sich darüber zu wundern, daß sie das Umgekehrte von dem zu Stande bringt, was, nach allen jemals gemachten Erfahrungen, den gesellschaftlichen Frieden bewahrt; denn um etwas Bes- seres zu leisten, müßte sie damit anfangen, allen ihren An- schauungen und Gefühlen zu entsagen. Wiederum braucht man sich auch darüber nicht zu wundern, daß die Wirkun- gen ihrer Schöpfung die umgekehrten von denjenigen sind, welche sie beabsichtigt hat; wie könnte dies ausbleiben, da gesichert wird, daß Dornen Trauben, und Däseln Feigen

bringen sollen? Wer kennt sie aber nicht, die Wirkungen, welche von der angeblich verbesserten und zur Wahrheit erhobenen Charte Fudrugs des Aichrychaten ausgegangen sind? Niemal hat seit 3 Jahren das Ministerium Fudrugs Pöhlipps verändert werden müssen, ohne daß es möglich geworden ist, mit den beiden Kamern in ein solches Verhältniß zu kommen, daß die Autorität des Königs auch nur von einem Tage zum andern gesichert gewesen wäre. In der Hauptstadt ein Unfland nach dem andern, bis es im Juni des abgewichenen Jahres zu so großen Ausschweifungen kam, daß Paris im Belagerungsstand erklärt werden mußte! Uebelthätige Maftrine in Lyon und anderen großen Städten des Elden! Im Westen ein förmlicher Bürgerkrieg, herbeigeföhrt durch die Erscheinung der Herzogin von Berry, als Mutter des Thron-Feldtentanten! Der ganze gesellschaftliche Zustand Frankreichs so zertrübt, daß man sich glücklich schätzte, wenn ein Zeitraum von 12 Monaten abläuft, ohne daß neue Zerwürfungen eingetreten sind.

Wenn möchte man hieraus den Schluß ziehen, daß die Franzosen endlich angefangen haben, sich in ihr Schicksal zu finden, ihr Eld zu erkennen und mit Vertrauen in die Zukunft zu blicken. Doch wie viel fehlt daran, daß dieser Schluß die mindeste Sicherheit mit sich führe! Die Dinge haben vielmehr einen Punkt erreicht, auf welchem eine neue Umwälzung unausbleiblich ist: eine Umwälzung, welche nur damit endigen kann, daß sie von dem 1. J. 1830 zu Grunde gebrachten Staatsgrundgesetz keine Spur übrig läßt. Dies elende Staatsgrundgesetz, hat bis auf den heutigen Tag nur dadurch fortgetauert, daß 1. J. 1831 der Wahl- und Wahlberechtigungs-Zerfuß so tief herabgesetzt worden ist, daß den

Verhelfen den Eintritt in die Deputirten-Kammer möglich wurde. Die natürliche Folge davon war, daß diese Kammer mit Personen angefüllt wurde, welche, durch ihre Abstimmung, jeden von der Opposition-Partei betrachtenden Widerstand zu Boden schlugen, um den Willen des Ministeriums triumphiren zu machen. Die Eile, welche sich an dies Mandat knüpfte, war jedoch allzu groß, als daß sie lange hätte vorhalten können in einem Zusammenhang der Dinge, welcher durch die Fortschritt der periodischen Presse beschleunigt werden sollte. Ein Tagblatt, die Tribune genannt, erhob seine Stimme, um die Deputirten-Kammer für chlos zu erklären, und behauptete, daß ganz politische System war durch dies einzige Wort auf eine Probe gebracht, die es nicht bestehen konnte. Hätte die Deputirten-Kammer es gewagt, den verantwortlichen Herausgeber der Tribune vor den üblichen Richterstuhl zu stellen: so würde die Jur., als Vertreterin der Volk-Überwacht, ihn eben so freigesprechen haben, wie sie bisher fast alle Diejenigen frei gesprochen hat, welche der Regierung zu Haß und Verachtung der Regierung beschuldigt waren. Es blieb ihr nichts weiter übrig, als, mit Verletzung eines sehr bestimmten Artikels des Staatsgrundgesetzes, Richter in ihrer eigenen Sache zu werden. Wie ihr Ausspruch ausfallen konnte, war nicht zweifelhaft; da aber der ihr gemachte Vorwurf durch diesen Nachspruch nicht beseitigt war, so konnten die Folgen ihres Verfahrens nicht ausbleiben.

In noch größerem Jammer verlangte die Regierung eine freie Eigang, welche unmittelbar auf den nächsten Skandal folgen sollte; der Vorwand war, daß man, um endlich aus dem protestantischen Irrthum heraus, die Steuer für das

nächstfolgende Jahr bewilligt erhalten müsse. Gedrückt von dem Gefühl der über die Deputirten-Kammer gethanen Schande, sagten sich sogleich mehr Mitglieder von der Gemeinschaft los, wenn sie bisher für oder wider den Willen der Regierung gestimmt hatten, und ihr Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. Kann jedoch etwas Standharteres gedacht werden, als der Bruch, in welchem die letzte Sitzung, deren Hauptgegenstand die Bewilligung des Budgets für 1834 war, gehalten wurde? Niemals wurde offener, daß das Geschehen in der sogenannten konstitutionellen Kammer nichts weiter ist, als ein ständiger Kampf um das Budget. Wie unvollständig die Versammlungen! wie überflüssig die Annahme der Gesetzesentwürfe! wie groß die Ungeheul, die Sitzung zu beendigen! und wie unverantwortlich die Würde der großen Mächte vor Beendigung der Sitzung! War je ein Volk bedrängt, seinen Repräsentanten den letzten Ueberrest des Vertrauens zu entziehen, so befindet sich das französische Volk in diesem Falle. Mehr, als jemals, ist die Schwäche des Repräsentativ-Systems, so wie dieses bisher aufgefaßt worden ist, aufgedeckt; denn kann etwas Schmachvollerer gedacht werden, als daß Frankreich König, wenn er die letzte Sitzung persönlich schließen wollte, statt der 459 Deputirten, welche vorher sein sollten, nur etwa 60 antreffen würde? . . .

Die verfaßte Charta Ludwigs des Achten hat ihr Grab gefunden. Thöricht erscheint uns die Frage: ob die Deputirten-Kammer aufgelöst und an ihrer Stelle eine andere gewählt werden müsse. Die Deputirten-Kammer hat sich selbst aufgelöst, nachdem ihre Wirksamkeit ihr unermöglich geworden ist; und was man auch thun möge,

sie durch eine andere zu ersetzen, so wird es, nach den vorangegangenen Erfahrungen, doch unmöglich seyn, eine solche zu Stande zu bringen, welche Vertrauen einflößt: die Schlier sind gefallen; die Täuschungen haben ihr Ende gefunden. Es bedarf eines neuen Systems, und wie dies auch herbeigeführt werden möge: immer wird es nur in sofern einen Werth haben, als es die öffentliche Meinung, ohne welche eine große Gesellschaft nicht bestehen kann, sichert. Hiernach wollen die Erscheinungen beurtheilt seyn, welche für Frankreich noch im Laufe dieses Jahres eintreten werden.

Täuscht nicht alles, so befindet sich das gegenwärtige Ministerium in der größten Verlegenheit. Am stärksten aber hat sich diese ausgesprochen in dem Entwurfe des Präsidenten des Minister-Raths, Paris mit Gerts zu umgehen, und in der Art und Weise, wie ein zweiter Minister (Herr Thiers) diesen Entwurf in der Deputirten-Kammer vertheidigt hat.

Jeder hat den Geist seines Standes, und eben deswegen darf es nicht auffallen, daß ein Präsident des Minister-Raths, welcher, während des schändlichen Theils seiner Wirksamkeit, als Marschall und als Kriegeminister thätig gewesen ist, auf den Gedanken geräth, daß man nur der rein-physischen Macht vertrauen dürfe, und daß, um Paris in Ordnung zu halten, kein Mittel weisener seyn werde, als eine Reihe von Gerts, aus welchen es im Nothfall mit glühendem Pulver beschossen werden kann, wie Lyon i. J. 1793. Was der Marschall, wie es uns scheint, ganz übersehen hat, ist die Natur einer Hauptstadt, die nur von Dampfnutzen richtig angesehen wird, der in ihr den edelsten

Theil des ganzen Staatsheldens sieht — denjenigen Theil, der nicht verlegt werden darf, wenn nicht das Ganze auf eine unverantwortliche Weise gefährdet werden soll. Paris hat bekanntlich eine Bevölkerung von 800,000 Seelen, welche die allermannichfaltigsten Verhältnisse und Interessen bilden. Diese auch nur von fern her bedecken, heißt nichts mehr und nichts weniger, als sie verstehen und in ihre Verantwortung auflösen. Von Paris umgeben, würde die Hauptstadt Frankreich in einem Ulgirn, und der König von Frankreich in einem Dey herabsinken; dies aber würde um so unvorantsehblicher seyn, weil daraus nichts weiter hervorgehen würde, als die Unfähigkeit, dem ganzen Reiche diejenige Organisation zu geben, durch welche auch der Friede der Hauptstadt gesichert wird. London's Bevölkerung ist nun ein gutes Drittel stärker, als die Bevölkerung von Paris; doch ist bisher noch keinem britischen Staatsmann eingefallen, den Frieden seiner Hauptstadt durch Kaiser, Herzog und Kasuben zu sichern; es hat vielmehr Jemand der Bedenke vorgebracht, daß ein solcher Zustand am schnellsten durch natürliche Beschädigung und Erdbeben zu reichlichem Erwand erreicht werde. In Wahrheit, dies ist das wirkliche Wunder, um mit einer kurzen, auf einem verhältnißmäßig engen Raum zusammengepackten Bevölkerung fertig zu werden; und was die Pariser betrifft, deren Unruhe und Ausrüstungssucht zu einem Sprichworte geworden ist, so dürfte auf sie angewendet seyn, was Wieland in seinem Oedon in den Worten ausgedrückt hat:

Sie tanzen nicht, weil Sie der Noth sieht;
 Ob Ihnen tanzen, weil Sie müssen,

d. h. weil Frankreichs politisches System nie in derjenigen Vollkommenheit getrieben ist, wodurch die Ruhe der Hauptstadt allein gesichert werden kann. Wer, vor wenigen Jahren, in Antrag brachte, daß die französische Regierung doch endlich einmal die Seine mit dem Meer in Verbindung bringen möchte, hatte einen für die Ruhe und das Gedeihen der Hauptstadt unendlich glücklicheren Gedanken, als der einer Umschließung derselben mit Festungswerken, die hohe Kostenart dieser Werke gar nicht in Anschlag gebracht, jenseits werden kann.

Die Art und Weise, wie der Handelsminister Thiers

den Entwurf des Marschalls Soult in der Sitzung der Deputirten-Kammer vom 15ten Juni d. J. vertheidigt hat, konnte es zweifelhaft machen, ob dieser geist. und sonach miseriöser Mann auch die Wahrheit liebe; so auf Schrauben gestellt, so ohne allen innern Zusammenhang war seine Rede.

Die Sache selbst anlangend, führte er die Zuhörer zu großen Männern an, welche die Befestigung von Paris für notwendig erachtet haben sehen, namentlich Danton's und Napoleon's.

Was nun jenen betrifft, so befristete er Paris wirklich in derjenigen Entfernung, worin eine Hauptstadt, wenn sie nicht zu einem Ulgier werden soll, befestigt werden muß; und eben desshalb darf man von ihm sagen, er sei als ein einsichtsvoller Staatsmann zu Werke gegangen. Paris mit einem Duzend Heere zu umschließen, war ein Gedanke, der ihn um so weniger beschäftigen konnte, da zu seiner Zeit dazu auch nicht die mindeste Aufforderung vorhanden war: denn Paris war am Schlosse des sechzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht, was es gegenwärtig ist. Wenn die dreifache Mauer von Festungen, wodurch Ludwig der Vierzehnte Frankreich zu beschützen versuchte, zwar lange gute Dienste leistete, in unserer Zeit aber nicht ausgereicht hat, so muß man die Ursache dieser Erschöpfung in dem doppelten Umstande suchen, daß das Kriegswesen um die Zeit jenes Monarchen weniger ausgebildet war, und daß Frankreichs Zustand in einem minder innigen Zusammenhange stand, als gegenwärtig. Ein Heer von 50 bis 80,000 Mann galt, fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, für ein großes Heer, und einem solchen Heere warren Danton's Linien gewachsen; nicht so einem Heere von 300,000 Mann und mehr, das vorrücken konnte, ohne die Festungen unbelagert zu lassen. . . .

Wenn Napoleon Bonaparte sich jemals für die Befestigung der Hauptstadt Frankreichs ausgesprochen hat, so hat dies nur in den Jahren 1814 und 1815 der Fall seyn können, d. h. zu einer Zeit, wo alles für ihn verloren war, und die Verwirrung ihm Gedanken eingab, die keinen Werth hatten. Der Mann, welcher Paris und seine Dynastie in der Eroberung von Smolensk und Warschau und in der Belagerung von Cadix gleichzeitig vertheidigte, konnte auf keine Weise ängstlich für die Befestigung seiner Haupt-

stabe gegen den auswärtigen Feind besetzt seyn, den inneren Feind aber wußte er durch wirksamere Münd, als Jentsch, zur Unterwerfung zu bringen.

Herr Thiers stellt seine Nebenbedenken nun zwar so, daß es ungewiß bleiben soll, ob die Uebersetzung der projectirten Gesetzen mehr gegen den äußeren, als gegen den inneren Feind gerichtet sei; doch was der einsichtsvollere Mann in dieser Sache für wahre Absicht des Ministeriums halten soll, ist auf keine Weise zweifelhaft. Die Zeit der unruhwilligen Kriege ist vorüber; und wenn Frankreich nicht zum Angriff schreiet, so wird es weder von Deutschland, noch von den übrigen Mächten Europa's das Mindeste zu besorgen haben, während die Zahl der wissenschaftlich gebildeten Männer in Frankreich viel zu groß ist, als daß es an der Uebersetzung fehlen könnte, „die Leistungswerte der Hauptstadt welches eine dritte Eroberung derselben bei weitem mehr bedürfen, als abnehmen.“ Und hieraus folgt, wie wir glauben, sehr streng, daß der Gehalt des Marschalls Soult nichts weiter ist, als eine von den Eingebungen, welche die Verwirrung erzeugt: — ein Supplicat für das, was allein retten kann, d. h. für eine angemessenere politische Organisation.

Nach sind wir vollkommen überzeugt, daß die Befestigung der Hauptstadt Frankreichs nicht zu Stande kommen wird. Sie erfordert vor allen Dingen Zeit; und ehe sie beendet werden kann, ist nicht mehr die Rede, werden von der verbesserten Charte, noch von allen den verfassungsmäßigen Einrichtungen, deren ausschließende Wirkung bisher keine andere war, als daß alles zu Grunde gerichtet wurde, was eine große Gesellschaft zu ihren Lebensbedingungen zu rechnen genöthigt ist. So zu verhüten gebietet und die Erfahrung aller Jahrhunderte.

Schrieben den 27. Juni.

B.

U n s e r e

und

Lemontey's Geschichte der Regentschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten.

(Fortsetzung *)

Charakter, Erziehung und Selbstung des Königs. — Mächte des
Kaisers nach Versailles. — Verbanung Villars's. — Dabei
auch Hinauf der Herzog von Orleans erster Minister. — Leben
und Charakter des einen und des andern.

Während des Glück der Favornen der Regentschaft in
der Nation nur Erschauern und Mißgunst wachte, trübte

*) Wir setzen fort, unsere Leser mit diesen Nachrichten zu be-
reithen, weil wir der Meinung sind, daß sie uns daher dankbar
werden. Im Laufe der Geschichte, welche Fortschritte darin auch
gemacht haben können, läßt sich schwerlich etwas auffinden, was mit
Lemontey's Composition verglichen werden könnte. Dieser Geschichts-
schreiber verbindet zwei Eigenschaften, welche in derselben Weise bei
keinem andern (er gedreht zu welcher europäischen Nation er wolle)

sich ein bei weitem allgemeineres Interesse an den einzigen Episthling Ludwigs des Vierten. Man suchte die politischen Verhältnisse des Vaterlandes in den ersten Neigungen ihrer geschichtlichen Dargestaltung zu lesen; und ohne Zweifel wird man uns die Anfrischung einiger Thatsachen vergönnen, die, wie kleinlich sie auch in ihrer Quelle seyn mochten, doch in ihren Folgen höchst wichtig wurden.

Nicht es ein besondres Element, aus welchem Könige sich bilden, so kann man versichern, daß davon auch nicht ein Theilchen der Seele Ludwigs des Fünften beigemischt wurde. Er wurde, so zu sagen, mit dem Ab-

gestoßen werden: die eine dieser Eigenschaften ist seine Wahrhaftigkeit; die andere ist die Geistesstärke, worin er seinen Gegenstand durchdringt. Wie ist es nicht von Franzosen, Engländern und Deutschen aufgeführt und dargestellt worden; und wie weit sind alle diese Vorgänge hinter Comstock zurückgefallen! Unter seiner Hand erschien Verfallung und Charakter in einem ganz andern Sinne; und je mehr er sich ausbreitete, desto mehr wurde sein Vortrag. In seinem Werke erkennt man die Quellen, aus welchen die französische Revolution, die französische Erhebung, welche Europa bis mehr als vierzig Jahren heimgelassen ist, entspringt. Auf der andern Seite ist nicht anzusehen, als der sich überall aufstellende Unterschied der Friesen in der geschichtlichen Pöbelwelt; denn auf der Erde sieht man, daß Napoleon, wie der Herr von Philip von Orleans und sein erster Minister Dubois, im neunzehnten Jahrhundert unendlich sind — in der That eben so unendlich, als die Wissenschaft der Regierung befragt der Fünften. Warum das bemerkt werden: — dies ist die Hauptfrage für jeden vernünftigen Leser, welcher die von Comstock mitgetheilten Thatsachen nicht mit den Begreifungen von Lausund und einer Nacht in Licht und Schatten zu setzen versucht wird, es ist durch Wahrheit, aber eine so schreckliche Ansicht der Dinge, welche alle Hoffnungen ausschließen würde. Doch genug, was nicht zu unserm Aufsatze gehört, doch zu unserm Aufsatze gehört. —

berwillen vor dem Thron stehen, und zeigte, von seiner Wiege an, einen ausschließenden Geschmack für die niedrigsten Eingriffe des Privatlebens. Als er sich eines Tages zu irgend einem Repräsentations-Act gezwungen sah, wurde er davon ganz erschöpft, und die Duzogin von Ventadour, seine Gouvernante, schickte an Frau von Malatou: „Er machet sich hierauf selbst seine Suppe, und fand eine Erleichterung darin, daß er nicht länger den Stuhl machen durfte.“ Diese halb grümmige Stimmung schien sogar organisch in seiner Person zu seyn. „Er hat Vapeurs“ sagt die Gouvernante hinzu, „und er hat sie von der Wiege her gehabt; daher diese traurigen Mienen und dieß Bedürfniß angeregt zu werden. Von Natur ist er nicht frohlich, und die großen Vergnügungen werden ihn schädlich seyn, weil sie ihn sehr in Anspruch nehmen werden.“ *) Seine schändlichsten Tage waren diejenigen, wo er mit den Reichthümern einer Willkammer und mit einer Loh von ungenügender Arbeit, welche ihm Gräfslein von la Chaussée, eine von den Intrigantinnen dieser Zeit, geschenkt hatte, sich in den Park la Muette zurückziehen, und sich für das Lintenkleben bestimmt haben konnte. Zum ersten Male vielleicht offenbarte sich seine Freude auf stürmischere Weise, als er von Seiten des Königs von Spanien, seines Gesandten, einen Spaten und seine Leibselbste erhielt. Der Marschall von Villars, sein Gouverneur tugendlich und unüberlegt, dabei hart in seinem Vornehm und niedrig in seinen Gefälligkeiten, that diesen

*) Charakter der Duzogin von Ventadour an Frau von Malatou vom Jahre 1716.

blüthen Naturreich Gewalt an, und weil endlich der Verzicht auf dem Theater gelangt hatte, zwang er dessen Nachfolger, ihm nachzugehen, und verdoppelte dadurch seinen Abscheu vor jedem öffentlichen Erscheinen.

Der Bischof von Paris, gewandter oder rathselhafter, verfolgte eine entgegenge setzte Bahn. Begabt mit einer sanften Gesichtsbildung, mit einem stillen Geist und einfachen Manieren, verführte er das Kind durch seine Redefertigkeiten und Rücksicht; der Zutraulichkeit desselben gewöhnte er den Schatz eines ganz kindlichen Vertrauens, und ließ es kaum wahrnehmen, daß es aus den Händen der Mütter herberggegangen wäre. Sinnen, bemächtigend mit der gedoppelten Kraft des Patriotismus und des Ehrgeiz, hatte es getrachtet, auf die Fehler des Vortages von Vergangenen Tagen zu imponiren; Hier war nur darauf bedacht, wie er die Fehler seines Jünglings durch Einschläferung seiner Fähigkeiten lindern wollte. Die Studien des Königs waren wirklich und fast mechanisch; er erhielt die Religion und die Moral unter der Gestalt der Konventionen, wie es den Kindern des großen Hauses angemessen ist. Man sonderete ihn von allem, was Seele und Geist erheben konnte, und das Wissen des Lebens beharrte sich aus über die Mythen der Dichter, oder des Belohnung. Der König schrieb es mit eigener Hand, und, nachdem es von dem Bischof durchgesehen war, wiederholte er es mündlich dem Reichsrath. Dieser sprach einige Worte der Ermahnung, und entließ ihn sogleich, ohne eine Frage an ihn gerichtet zu haben*). „Ich war

*) Die Thronrede der Reichsräthe unter der letzten Regierung enthält nicht diese Verfertigung. Wenn die Jünger hatten sich ge-

so unbeschweren,^{*)} sagt Veltaire, „den Kardinal von Fleury einen Tag zu fragen, ob er den König den Ehemann lesen lasse; er antwortete mir, „er erlaube ihm, bessere Sachen zu lesen“, und er verglich mich dies nie“).“

Der Böse wurde dennoch zum Vertheil der Bildhauer gestiftet. Außerhalb des Kreises seiner Vertrauten zeigte sich das Kind verschlossen und verträglich. Das Schachspiel und die geistigen Erhebungen empfanden es; sein Willkür gegen die Menschen brach von allen Seiten hervor, und sein Wohlgefallen verrieth ihn beim An-

leben. Der erste Dichtreiter behielt das Fortschreiten nur innerlich vor sich. Verfasser der Auktionen. Die Prinzessin Eleonore von Bourbon, eine Frau, schrieb an ihn nach Tag, wie sie an den Vater Lefevre (Dichtreiter behielt das Fortschreiten) geschrieben haben würde, um die Priester von Langen für einen von ihr bestellten Heiligen zu erhalten. Er schickte ihnen Brief an den Bischof, mit der scherzhaften Bemerkung: „Ich bin sehr erfreut, zu sehen, wie sehr sich Priester dem Lauf der Auktionen dieser Welt verweigern.“ (26. Juni 1719).

*) Veltaire, Band 61. Seite 515. der Lefevre Aufgabe. — Zu den angegebenen Worten Veltaire's will ich zwei Stellen aus den Briefen des Kardinals von Fleury hinzufügen, die bezeugen, daß er ein Mann war, der von Fleury sehr geliebt wurde. Dieser Kardinal hat das Leben dieses Priesters geschrieben und nach dem Tode des Ehemanns ein merkwürdiges Gedicht („Loben des Ehemanns“) verfaßt. Er unterrichtete die Kinder des Priesterthums, und Folgendes antwortete Fleury dem Kardinal von Fleury, der ihn um sein Wohlwollen für diesen Schriftsteller gebeten hatte: „Ich habe in Fleury zu viel Frömmigkeit und Gerechtigkeit angetroffen. Er hat das Leben des verstorbenen Herrn von Bourbon Fleury geschrieben, wobei sich viel Lobenswerthes enthalten ist. . . . Fleury ist ein wenig kindisch, und diese dieser Art Fleury bei Fleury sehr geistlich werden.“ So. des Kardinals von Fleury an den Kardinal von Fleury vom 15. April und 1. Juli 1723.

bild eines Volkes, welches die Herzogin von la Fère schändlich genug war, vor ihm aufführen zu lassen von Kindern, welche in Fesseln angekettet waren. Seit seinem sechsten Jahre schien man es noch eigentlich darauf angelegt zu haben, die Quelle aller guten Gefühle in ihm verbergen zu machen. Läßt es sich ohne Unmuth sagen, durch welche Vergnügungen das fällige Postdramen seine melancholische Seele anregten? In einem großen, mit tausend Sperlingen angefüllten Coal rühten Vögel das Gallieninchen, die in seiner Gegenwart losgelassen wurden, ein leichtes Gemüth an, und belustigten ihn durch den Schrecken, das Geschrei, die Zerschmetterung der Schlachtopfer und den Regen von Blut und ausgepumpten Gedern *). Die Entlofen! Sie ließen Ludwig den Fünftzehnten so anfangen, wie Ludwig der Dritte gemüthet hatte **). Welche Uameislung der Eltern eines Kindes! und welches Vornbrechen, wenn dies Kind ein König ist! Diese schauspielerischen Schauspiele, der Erziehung der Königslehre entlehnt, mußten ganz unentbehrlich ein so junges Alter mit Heusamkeit oder Unempfindlichkeit schwängern; glücklicher Weise für die Verderber selbst, nachdem sie aus Ludwig den Fünftzehnten nur einen unempfindlichen Gelehrten. Das einzige Vergnügen letzter Zeiten hatte ein Recht auf seine Belohnung; er kannte alle Kartenspiele und spielte Vornmittags

*) Mémoires de Dangeau, 18, April 1716.

**) In der Geschichte des Palais David heißt man, daß man zur Belustigung dieses tyrannischen Tyrannen, zu Versailles Leont, eine große Menge Katzen in sein Zimmer brachte und diese von den Katzen verfolgen und zerfressen ließ.

und Abends um große Summen *) mit niederzuschlagender Aufsicht. Die Freude, welche seine Beaufassung verursachte, drang nicht bis zu seinem Herzen vor, und der Herzog von Mailin, dieser nachsichtsvolle Zeuge der Laster des Hofes, konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Der König ist nicht gerührt von der Freundschaft, die man ihm bei dieser Gelegenheit bewiesen hat; er wird für nichts Gefühl haben.“ Doch die Menge, welche nach ihrem Einnen urtheilt, theilte nicht die Meinungen der Höflinge; sie sah in der Schönheit des Kindes nur die Geißel des Haisers.

Seine schwache Konstitution machte es jedoch noch immer zweifelhaft, ob er jemals volljährig werden würde. Auf diese Unsicherheit zwischen dem Tode und dem Leben des Königs hatte der Regent, oder vielmehr Duboult, sein Regiments-System gebaut, die ganze äußere Politik nach der ersten, und die ganze innere Verwaltung nach der zweiten Voraussetzung bildend. Die Wahrheit dieses Plans war bewundernswürdig; denn der frühzeitige Tod Ludwig's des Fünftehnten hätte dem Regenten keinen andern Gegenstand der Beflechtung übrig gelassen, als die Römisch-katholische Spanisch, und diese Beflechtung war beseitigt durch die Allianz der Herz-States, durch den Vertrag des Kabres und durch die kaisliche Heirath, welche das Egypten

*) Diese Regel magte er das unendliche Einnem. Der Oberster von Toul, welcher die Hand hielt, sagt einem Regenten und sagt dann laßt „Mein Schütz, wollen Sie mich zu Grunde richten.“ Der jetzige König antwortete ihm mit dem Lächeln, dass das weder der Macht noch der Willen, noch dem von dem Einnem, ihm die Hand eine Entschuldigung abbringen könnten. (38. Bd., Anmerkungen des Herzogs von Saint Simon)

König in die Hände einer Prinzessin von Orleans legte und Frankreich eine Infantin zur Gattin gab. Dagegen wendete die Volljährigkeit des Königs die äußeren Einkünfte ab, und an den Füßen des Throns mußten die Befehle entsprechen. Die Befehle, welche aus einem Munde von dreizehn Jahren einen König machen, vermögen aus ihm nicht einen Mann zu machen. Der Wille des Königs bleibt gesondert von dem Willen der That, und diese schwächste Volljährigkeit hat nur zwei Ausgänge: die Minderjährigkeit, oder die Fortdauer der Regentenschaft unter einer andern Benennung. Alle Bemühungen der Regierung wurden also auf diesen kritischen Übergang hingeleitet, wo es darauf ankam, Seiner über den königlichen Willen zu bleiben. Die Abschaffung des Koncils war der erste Schritt gewesen; und wir werden sehen, wie alle Operationen Dubois sich mit demselben Prinzip verhielten. Durch dies mit Scharfsinn aufgefaßte System, das in seinen beiden Zweigen mit einer seltenen Standhaftigkeit verfolgt wurde, brachten der Regent und sein Minister alle Extreme unter ihre Fäße, und bewachten bis zum letzten Augenblick eine unumschreibliche und ruhige Macht.

Ein unermüdetes Eongelüß unterstützte Dubois' Absichten über alle Ermahnungen. Zu Anfang des Jahres 1712 kam der Cardinal v. Rohan von seiner Gesandtschaft zurück, und wurde, so wie seine Familie, mit den Wohlthaten des Hofes überschüttet. Ich will nicht auf die untreue hochheiteren Chroniken widerholen, daß Dubois sich verbindlich gemacht hatte, ihm sein Ministerium abzutreten; denn ein solches Versprechen würde drei Absurditäten in sich geschlossen haben: einmal, es zu thun, zweitens es zu

glauben, dinstens, es zu halten *). Sagen muß ich jedoch, daß er, nach dem vorgegangenen Beispiele des Herzogs von Saint-Signan und des Marschalls von Vermeil, zur Bezeichnung für seine Dienste und seine Verthigung in den Rath der Regentenschaft berufen wurde. Selben Eintritt in denselben hielt er den 8. Februar, und der Regent wies ihm seinen Platz zwischen den Prinzen und dem Kanzler an. Die Herzoge von Noailles, von Saint-Signan, von Antin und von Villars protestirten gegen diesen Vorzug; der Regent antwortete ihnen indeß, daß er dem alten Ordennarzen gemäß sei, und die Sitzung ließ ruhig ab. Fragen der Etiquette sind eine einstige Erleichterung für den Mißglang der Höfe. Würden sie missachten nach den Eingebungen der Vernunft, so würde es fast unprossischhaft seyn, daß Priester, die mit einer fremden Würde beehrt sind, dem Kanzler und dem Palast des Königsrechts nachsehen müssen. Doch in Dingen dieser Art, denen es durchaus an gesundem Sinn gebricht, kann die Autokratie des Vorgesetzten allein das Besondere machen und den Frieden sichern. In diesem Gesichtspunkte blieb der Anspruch der Herzoge, denen sich die Marschälle als Großbeamten des Königsreichs anschließen, verwehrt. Drei Tage nach der Sitzung versammelte man sich bei dem Kanzler, welcher inzwischen genaue Nachforschungen bis zur Regierung Ludwigs des Zwölften gemacht hatte. Der Vorschlag der Kardinäle wurde allgemein anerkannt; nur machte man in Depués Sammlung die Entdeckung, daß der Kennetabte von Leffignieres von Ludwig dem Dreizehnten eine Schrift

*) Die Falschheit ist meistens durch ein Schreiben des Kardinals Dubois an den Kardinal von Rohan, vom 7. August 1721.

erhalten hatte, als er den Vortrag an den Cardinal von la Rochefoucault überreichte. Ob nun gleich keiner von den Kellameistern Kennetable war, so begaben sich doch ihre Abgesandten zum Regenten mit dem Erbieten, daß sie den Woesß der Kardinalie mittelst einer Order, welche der Schrift Ludwig's des Vorzehrten gleichläute, anerkennen wollten; und der Regent trug mit seiner gewöhnlichen Leichtfertigkeit dem Kanzler die Abfassung einer solchen auf. Doch in der Zwischenzeit beriethen ihn die Cardinäle, daß besagtes angebliche Schreift nur ein Entwurf geblieben wäre, der niemals aufgesetzt werden, und den Voltaire auf Befehl des Königs in Stücke gerissen habe. Selbst der Kanzler und die Herzöge, als sie zu dem Regenten zurückkehrten, sahen sich mit der äußersten Treueheit zurückgesetzt. „Da wir fortfahren," sagt d'Alain, „lebhast in ihn zu dringen, erwiderte er uns, daß es ja in unserer Gewalt stünde, es wie dem Rathe beizulegen wollen, oder nicht. Wir saßen die Nacht im Sprunge, indem wir ihn fragten, ob er dies nicht thun nehmen werde, worauf er mit Nein! antwortete, und wir uns zurückbegeben." Diese vertrießliche Scene beendigte alles. „Opponenten, Hundzehn der Zahl nach, erschienen nicht mehr in dem Regenthschaft-Rathe, mit Ausnahme des Marschalls von Villars, welcher sich auf einem Labouret hinter dem Könige hielt. Dubois, welcher bis dahin einen Haden die Bahn brechen ließ, hatte sich nicht sehen lassen *), langte aber am folgenden Tage (22.) an, um sich

*) Der Cardinal von Rohan ist eingetren in den Regenthschaftsrath. Es hat den Anschein, daß ich ihn bald folgen werde.

nen Platz einzunehmen, ohne daß der Herzog von Noailles ihm hätte sagen können, oder sagen dürfen, „daß sein Eintritt in den Regenschatzrath durch den Austritt der Großen des Königsraths in der Geschichte werde berücksichtigt werden“ — wie die lügenhafte Kapselbriefe, welche „Denkmürdigkeiten der Regenschafft“ betitelt ist, es angedeutet hat.

Der Kaiser d'Aurillac bezahlet bei dieser Gelegenheit der Schwäche seines Charakters einen neuen Tribut; denn ganz gegen seine Erwartung folgte er dem Rüdfige der Herzoge. Seine Verbannung gab ihn seinen Landgute wieder zurück, daß er sehr leichtsinnig verlassen zu haben bereuen mochte. Die Siegel kamen in die eben nicht gewachten Hände Fleuriot's von Ammonville, welchem auf seinem Staats-Schatzschloß der Graf von Morville, sein Sohn, bisher französischer Minister in Holland, folgte: ein junger Mann von Feuer, Talent und Hochschaffensheit. Schmerzlich läßt es sich leugnen, daß die Herderung der Herzoge damals eine zeitige Weisung, und ihr Abfall eine lächerliche Unbesonnenheit war, welche die Wünsche des Regenten und des Cardinal-Ministers befriedigte. Wenn die Großen auf den Beifall des Königs von Spanien rechneten, dessen Tochter gerade damals mitten unter den glänzendsten Festen ihren Einzug in die Hauptstadt hielt, so täuschten sie sich; denn dieser Monarch, genährt von dem Maximen Ludwig des Bierstüben, wie von den Tra-

und kann nicht als den Anzeichen die Fähr in den Rath des Königs, welche der verstorbenen Monarch Louis, bei Maxims's Tod, während seiner ganzen Regierung verschloffen hatte, gelassen haben. („Lettre d'Espece au Louis von 14. Febr. 1722.“)

ditionen des Despotismus, die zu Madrid in Ansehen standen, war davon angetan, daß Unterthanen es gewagt hätten, mit ihrem Gebieter über Pflöge zu streiten, die er so gütig war ihnen in seiner Nähe anzudeuten *). Es ist wahrscheinlich, daß, in den ersten Zeiten der Regentschaft, die Mitglieder des Conseils länger als einen Tag darüber ungewiß gewesen waren, ob sie dasselbe nicht verlassen sollten. Doch der Glanz dieses Hofes hatte nicht lange ausgehalten, sei es wegen der Usurpation der Minister, oder wegen der Menge der Klagen, welche bis auf 30 angewachsen war. Dubois bestimmte diesen Verein sehr gut, wenn er ihn das Publikum der Regentschaft nannte. Zwar wohnte der König demselben bei, seit zwei Jahren, doch ohne jemals den Mund aufzuheben, ohne die mindeste Theilnahme oder Krugheit zu beweisen; er beschränkte sich darauf, mit einer jungen Kaze zu spielen, welche er mitbrachte, und welche der lausliche Saint-Simon nicht vermuthete in die Zahl seiner Kollegen zu begreifen.

Zu dem Zwecke der neuen Politik gehörte, freischütlich dem Kreis der Umgebungen an den König enger zu

*) „Der König erregte mir gestern die Ghrn. mich um 7 Uhr zu sich zu beufen, um mir die Antwort vorzulesen. Wie ich auf den Befehl Des. Urs. gehen sollte. Einer Minist. hat mir befohlen, Thron hoch zu thun, daß sie in ihrem Witz das Betragen derjenigen befragt, die, nachdem sie sich vom Vorh. des Herrn Kardinal von Noyon in dem Regenshofen Rath widerlegt hatten, sich aus diesem Rath zurückgezogen haben, obgleich der König dardrüber in Paris berichtet. Ex. Maj. sagte dazu, daß sie sich sehr hoch überwinden, wie es verständige Personen ihrem Gebieter ungenüsam sein könnten.“ (Schreiben des Paters L'Habitant an den Cardinal Dubois vom 14. März 1722.)

geben; und so wurde die Rückkehr nach Versailles beschlossen. Nach einer siebenjährigen Probe entschlüpfte die feroce Gewalt den Vertraulichkeiten der Hauptstadt *). Doch der Verlust, an welchen Ludwig der Vierte so große Schätze verschwender hatte, erschreckte bereits durch seinen frühzeitigen Verfall, und die großen Summen, die es kostete, um ihn in einen bewohnbaren Stand zu setzen, zeigten, bis zu welchem Grade die Verschönerung der Materialien, die Nachlässigkeit im Aufbau, und die Zerstörung des Klima's den Augen der Denkmäler in Frankreich kostspielig machen **). Doch Dubois, der ein wichtiger Verrichtungsbeamter war, wurde durch nichts zurückgehalten. Gelesen war der Zeitpunkt, wo das ausschweifende Leben des Königs den Blicken des Königs entgegen werden mußte; denn es war zu befürchten, daß dieser, wegen in einer solchen Kleinheit der Sinne, und getrieben von der,

*) 15. Juni 1772.

**) Die alte Thatsache hat sich in unsern Tagen bestätigt. Als Napoleon den Befehl gegeben hatte, das Schloß Versailles bewohnbar zu machen, beauftragte der berühmte Architekt Fontaine, auf seinen Befehl, folgende Monate, um die Pläne und Pläne dieser Thronaufbau zu Ende zu bringen, dessen Kosten er auf 22 Millionen berechnete. Napoleon begabte sich damit, welche 3 Millionen für den Ankauf der nöthigsten Reparaturen anzuwenden, um so die Befestigung abzurufen, von welcher der Palast bedeckt war. Damals wurden ungefähr 7 Millionen ausgegeben. Seit der Restauration ist nahezu dieselbe Summe auf Versailles verwendet worden, nicht um große Reparaturen durchzuführen, sondern um einzelne Verbesserungen anzubringen. Jetzt, nach einem Aufwande von 13 bis 14 Millionen, ist das Schloß wieder fast noch bewohnbar, und man ist weiter so ängstlich, es zu vollenden, noch hat man den Wunsch, es zu zerstören.

den Tugenden der Jugend nur allgemeinlichen Eiters, einen Eid vor einem so ansehnlichen Vermund empfangen müßte. Nicht vergeblich wurde der Anstand von dem Ehegell gepöndelt; das Regiment vomhomer Weischläferinnen ging zu Ende, und Dubeld über über seinen ehemaligen Bögling noch Herrschaft granz, um es durchzuführen, daß Madame Vergo d'Aceme, welche der Marise von Parabere in seiner Vermauthheit gefolgt war, nicht bei den Geflichkeiten der Salbung erschien *). Versalles sah keine

*) Diese Aussage der Frau von Kerner gab Veranlassung zu nachfolgendem Schreiben des Herzogs von Saganen an den Kardinai Dubeld, welches einige Licht auf die Intriguen der Zeit wirft. „Man erzählt mir, mein Herr, daß Frau von Kerner ihren Absicht bekennen hat, und man erzählt mir zugleich, daß Dubeld von Chersell sie erlösen wolle. Ein Etwas glaubt mir wohl, daß ich dieser Nachricht keinen Glauben schenke. Da ich noch so viel andere außerordentliche Dinge erlebt habe, so glaube ich, daß ein wenig Aufmerksamkeit darauf nicht schaden kann. Was mich betrifft, mich betrifft gegen Sie zu erklären, ist, daß meine Schwester auf vorerwähnt ist in die Kabele, welche sie führen, daß sie also bestig erachtet ist gegen Sie, gegen mich und gegen die übrigen. Wenn so was geschieht, so können die Frau Herzogen und ich es nicht dulden, ohne eine große Unzufriedenheit des Herrn Regenten, die uns offenbar alle entgegenen würde. Ich bitte demnach Ein. Etwas, mir zu merken, ob der Vorfall einigen Grund hat, und Aufseher zu Abwendung bestehn zu können; denn, nicht müde, nach meiner Vorstellung, der Herzogin mehr entgegen sein, von welcher das Wohl und Wehe des Staats abhängt. Eine sehr Etwas, wenn Sie so gefällig sein wollen! Denn, da meine Schwester sehr eckig und der Frau Regent hinsichtlich der Frauen eben nicht verständig ist, so darf ich wohl sagen, daß beides mich unruhig macht. Es bleibt mir nun noch übrig, Ein. Etwas, die Versicherung zu geben, daß die Gefinnungen, die ich für Sie habe, sich nie verändern werden.“

A. D. von Saganen, zu Chersell.

Orgeln, und die, welche der Prinz, nach seiner Auslieferung mit der Herzogin von Orleans, von einer Zeit zur andern in Paris sah, waren selten und verschloßen. Die Absonderung des Hofes war außerdem nochwendig für einen Staatsstreich, welcher der Volkshörigkeit voranzugehen sollte.

Der Marschall von Villars hatte weder seinen Ingrimm gegen die Regierung, noch die Hartnäckigkeit, womit er demselben folgte, verhandelt. Mehrere Male hatte er ganz laut gesagt, daß, um ihn von dem König zu trennen, man ihn an den Beinen fortzuschleppen müßte. Die Wahl Ludwig's des Vierzehnten, sein Alter von 79 Jahren, der Feuert seiner Eifers und seines Verdrusses, verfehlten nicht, ihn, in den Augen des Publikums, mit einer gewissen Scheingröße zu bekleiden. Vier auf einander folgende Generationen von reichthümlichen Männern in seiner Familie gaben ihm gleichfalls eine Art von kleiner Herrlichkeit. Doch der hochmüthige und beschränkte Geist des Marschalls erlaubte seinen Feinden, alle seine Bewegungen mit eben so viel Sicherheit zu berechnen, wie die eines Automaten. Es war demnach nicht schwer, ihn in eine Schlinge zu locken. Den 10. August schlägt der König, nach seinem üblichen Besuch, dem jungen Kdolge vor, in ein Hinterkabinet zu treten, wo er ihn von geheimen Angelegenheiten unterhalten muß. Der Gouverneur will sel-

Der Kardinal Dubois antwortet ihm:

„Die Dame, welche nach Versailles gekommen, ist nicht mehr, nicht mehr zu kommen. Dies Ereigniß hat das Gerücht in Bewegung gebracht, das Sie zu Fr. Dubois gelangt ist. Doch ich versichere Sie, daß es keinen Grund hat. Ein Frauenfolk ganz ruhig sein über die bösen Wirkungen dieser eingebildeten Verabstung. Alles geht sehr friedlich zu, ganz wie Sie es mir wünschen können u. s. w.“

gen; der Regent widersteht sich; Villeroi besteht darauf. Doch der Regent, anstatt sich einzulassen in eine Erklärung, welche unter so bedenklichen Umständen nachdrücklich getroffen seyn würde, wirft einen bescheiden Blick auf den Marschall und stottert einige Worte verstellter Empfindlichkeit, nicht ohne sich sogleich zu entschuldigen. Villeroi, wie vertuscht, geht von einem Uebermaß des Selbstvertrauens plötzlich zu dem der Bescheidenheit über, und läßt den Herzog um die Gnade bitten, ihm seine Unterwerfung bewiesen zu dürfen. Gerade dies hatte man vorhergesehen. Der Marschall langt an in dem Hinterhalt, wo Alles für eine precht Nacht von Cremona in Gesellschaft war: die *lettres de cachet*, die Einsler, der Kaiserregent und die Musketiere. In einem Augenblick wird er durch ein Fenster entführt und nach Villeroi gebracht, ohne andrer Zeugen seiner Glücke, als seine Entführer. Einige Tage darauf schickte man ihn in sein Conventement Lyon, wo die öffentliche Achtung einem verständigen Geiste einen eben so angenehmen als ehrenvollen Aufenthalt gesichert haben würde. Der Regent nachsichtiger wird gewaltsame Verfahren, theils durch eine Apologie bei den Höfen des Auslandes *), theils durch die Wahl eines

nam

*) Für eine Stelle dieser Apologie: „Es (Villeroi) wollte, so zu sagen, einen beherrschten Thron einnehmen, um sich der Regimentschaft zu widersetzen, gerade als ob die Königl. Autorität getrübt worden wäre. Ohne alle diese Überlegungen, welche der Reichthum des Marschalls seinem Abwisch thun, würden wir noch die Überzeugung haben, ihn zur Seite des Königs zu sehen. Doch gute Absichten reichen nicht aus auf wichtigen Tugenden; man muß auch seine Schritte abwarten, und sich dem Willen einer Regierung zu unterwerfen verstehen.“ Gleichzeitig spricht Dubois auch Villeroi: „Daß Villeroi die Jesuiten höchlich und klein gehalten, und sich über

neuen Souveräns, der, wie man behauptete, den Wünschen des Herzogs von Burgund besser entspräche. Wirklich hatte der Herzog von Charost (ein wirklich gesinnter Gröndling und ein unentschlossener Hofmann) seine Jugend in der mysteriösen Vertraulichkeit des Breauvilliers, der Ebercauf und der Brindon verbracht; doch war sein bester Ansehen ein gemäßigtes Naturell, versetzt mit gemeinen Liebhabereien. Henry, welcher durch diese Veränderung von einem unbekannten Wohlthäter befreit war, glaubte sich verpflichtet zu einem Aufsteigen von Trauer. Den 17. August verschwand er aus Versailles um 4 Uhr Morgens. Ein auf der Reise gekränkter Brief kündigt dem Regenten an, daß sein ermüdetes Kopf der Ruhe des Landhauses bedarf, weshalb jedoch nichts über den Ort seines Rückzugs. Die Tröstlichkeit des Königs und die Unruhe des Regenten waren lebhaft und von kurzer Dauer. Der Lehrer hatte eben nicht für das Geheimniß seiner Flucht gesorgt, und war, ohne sich zu verkennen, sechs Meilen von Versailles auf dem Landgute des Präsidenten von Lamoignon hängen geblieben. Villiers und Pelletier Desforts stiegen dahin. Die Unterhandlung war bald beendet. Der König schrieb an den Bischof folgendes Füll: „Sie haben sich genug aufgegrüht; ich bedarf Ihrer; kommen Sie möglichst bald zurück.“ Und Henry kam zurück ohne Widerstand und ohne Erklärung. Diese ungehörige Komödie war des Glück-

Vertraulichkeit zwischen ihr und dem Könige widerlegt habe.“ Der Herzog von Anjou, welcher die Kaiserin bei ihrer Abreise empfangen hatte, wußte sie in dem Schreiben an den Regenten über: „Sie ist glücklich, aber nicht zu sein; weiß, schon bloße Quare, läßt, anzusehen, glücklich.“

ter des Hofes und ein Gegenstand des Unwillens für den Marschall, dem zu Ehren sie gespielt wurde. Unter den Schauspielern, welche darin auftraten, verdient der Graf von Bellisle eine besondere Beachtung. Nicht genug, daß er dem Bischof von Grejus zuwidertrug, war er es, der die Anstalten zur Entführung des Marschalls traf. Lungwisch nach Plänen, diente er bald dem Marsch von La Fère in Liebesbündeln, und leitete er bald das Späherwesen in dem Feldzuge von 1719. Als Entel des berühmten Fouquet schloß er entschlossen, dem Stück, das seinen Vater vernichten hatte, Gewalt zu thun, und zog im Rath die Pfote seiner Schiffe.

Wenige Tage nach diesen Ereignissen wurde der Kardinal Dubois zum Principal-Minister in eben dem Ausdrücken ernannt, wie, vor ihm, der Kardinal von Richelieu. Dieser Titel fügte zu den Verrichtungen, welche er seit langer Zeit zu erfüllen hatte, nichts hinzu; allein er war die Vollendung des Systems, dessen Unrühre Charignon vier Jahre früher gezeichnet hatte: denn einem vierzehnjährigen Könige ist ein erster Minister eben so nothwendig, als einem dreizehnjährigen ein Regent. Die Eitelkeit des Königs von Orleans verjüngte zwar die Bekanntmachung dieser Beförderung; doch die Gründe, welche dazu trieben, lagen so sehr auf flacher Hand, daß der Siegelbewahrer von Monseigneur, welcher den Auftrag erhielt, sie dem Prinzen sichtbar zu machen, mit seiner mündelmäßigen Veredsamkeit leicht zum Ziele kam. In Wahrheit, wenn der Prinz selbst die Last unerträglich fand — wie hätte er sie einer treueren und dabei einer so leicht zu verführenden Creatur anvertrauen können, als diesem Dubois? Wenn, im Gegentheil,

dieser Posten nichts Abschreckendes in sich schloß, mußte dann nicht ein erster Versuch mit einem, von Wort und Thatgeschehen bereits vertrauten Minister gemacht werden, um die Bewußtheit für diese Art von Verrat zu gewinnen, das seit Marius Zeiten unbekannt war und nur in den Händen eines Prinzen von Geblüt, welcher nachweislicher Kreonide war, für unthätig gelten konnte. Diese Beweggründe gewannen die Oberhand. Dubois hielt sich verborgen, während der Siegelbewahrer und die beiden Minister Englands und Sachsen den Earl, seinen Schatzmeister einschloßerten und die Eifersucht des Prinzen von Condé außer Fassung brachten. Der Regent befiel nur den Verstoß ins Cabinetseath und die Vertheilung der Fonds. Die Dinge erhielten eine Ordnung, welche durch die Weisheit nicht gestört wurde: man sah die Regierung sich in eine Art von königlicher und ungetheilter Dreieinigkeit einschließen, worin nämlich der Vizekönig den Titel, der Herzog von Orleans die Macht, der Cardinal Dubois den Patriotismus und den Willen hatte.

Der letztere beschleunigte die Ceremonien der Salbung und entfaltete bei dieser Gelegenheit seinen neuen Charakter mit dem Eifer eines Emporkömmlings und mit dem Geschmaek und der Kraft eines Fürsten. Der Klang der Feste trat in einen gellenden Wust in den zehn Millionen Schulden von Eingekerkerten, welche, dem Herkommen gemäß, um ihre Befreiung baten. Im Staatseath war die Frage erörtert worden, ob man von den Ceremonien der Salbung nicht die Verlehrung der Krätigen, so wie diese zu Rheims hergebracht war, trennen möchte. Zuletzt entschloß man sich, es bei dem Alten zu lassen. Mehrere tausend Kranke in zwei Linien von unermesslicher Ausdehnung

auf ihren Knien liegend, erwarteten den König, und dieser sah sich verpflichtet, einen nach dem andern zu berühren, während, zu seiner Sicherheit, ihre Hände von dem Kapitan der Garde und ihre Köpfe durch den Gefang gehalten wurden. Einige suchten für die Gesundheit des Königs; die Fahrt war lang und ermüdend, während Auge und Nase viel zu leiden hatten. Sie schlugen also die Abschaffung eines schändlichen Verdicts vor, welches die Könige von England zu theilen behaupteten, und welches der letzte Stuart in Frankreich lächerlich gemacht hatte durch den unaufrichtigen Gebrauch, den er zu St. Germain davon machte. Die Weisheit des Staatsraths blieb indeß von diesen schelnbaren Feinden unberührt. Sie sag in Betracht, daß diese alte Gewohnheit, sogar vermöge ihrer hohen Gestalt, ein Zeugniß für das fromme Alterthum des Throns ablege: ein Zeugniß, dessen man diesen nicht berauben dürfe. Sie stürzte zugleich an, daß die Krone, für welche dergleichen Erlässungen vorhanden wären, bei weitem mehr von der übernatürlichen Eigenschaft des Königs getroffen, als von der Unwirksamkeit derselben, als Heilmittel, verlegt werde. Man schloß dunkel, wiewohl man es nicht wagte sich darüber auszusprechen, wie nothwendig es war, ein Königthum, welches Indemig der Wergelt ohne Klageheit und Vorsehung aller National-Einkünfte beraubt hatte, durch Gabeln aufrecht zu erhalten. Die wunderbare Heilung der Strophel-Kranken wurde also noch einmal versucht, wie es seit Philipps des Ersten Zeiten hergebracht war *), und diesmal gab sie Veranlassung zu einem Zwei-

*) Einige Tage nach der Heilung Ludwig's des Fünftigen behauptete ein Dorfseher, daß einer von seinen Pfarrkindern durch

schmuck, den ich hier anführen will, wegen seiner Seltsamkeit und weil er die Allmacht des Cardinals Tuleus bezeugt.

Dem Herkommen gemäß, muß die Zeremonie einige Tage nach der Salbung, entweder zu Eochberg vor den Reliquien des heiligen Marcon, oder zu Rheims von Etatten gehen, nachdem man den Körper des Heiligen, dessen Gegenwart für diesen Glauben wesentlich scheint, dahin versetzt hat. Der junge König wollte nach Eochberg gehen, weil er sich von dieser Pilgersfahrt sehr viel Vergnügen versprach. Demgemäß hatte man die Wege aufgebessert und über den Aisne-Fluß eine Brücke gethorfen. Doch die Beschwende dieser Ortsveränderung war dem Ersten Minister wider, der ganz aufstrengt irgend ein Kennzeichen seines Mißvergnügens sich hatte entlocken lassen. Inmitten dieser Verlegenheiten erhält er nachfolgendes Schreiben: „Ich habe die Ehre, Ewr. Eminenz zu berichten, daß die Reise Sr. Majestät nicht Statt finden wird. Die Brücke, welche zum Uebergang geschlagen ist, wird in der Nacht vom 27. dieses Monats von dem Strome zertrüffet werden. Der Fehler wird gänzlich zugeschoben auf den Intendanten der Provinz.“ Oberg, welcher dies Schreiben unterzeichnet hatte, war der sich zum Sühnofer darbietende Intendant. Wer möchte daran zweifeln, daß der Wunsch des Monarchen dem Wunsch des Ministers aufgeopfert wurde? und wer wird nicht glauben, daß ein, solcher Hülfesquellen fähiger

die Verführung des Königs geübt worden sei und überlieferte dem Hofe ein Protokoll dieses Mandats. Doch die Regierung gebot ihm zu schweigen, so es wohl so das Bährniß der Verurteilung flüchtete, aber weil sie den Priester für einen Jüngling hielt.

Verwalter nicht alt und grau wurde in der Dunkelheit einer Irrendang?

Nach der Rückkehr von Rheims wurde der Unterricht des Königs in der Staatswissenschaft, welche unmittelbar nach der Verbannung seines Gewerbers den Anfang genommen hatte, mit größerer Eeegfalt fortgesetzt. Der Verdank, den jungen Monarchen in die Regierungskunst einzuführen, richtete von Dubois her; und durch diese erhabene und wahrhaft rührende Mühe erfüllte die Regenschaſt eine Pflicht, welche eben so heilig war in Beziehung auf den Monarchen, als in Beziehung auf das Volk. Der Unterricht wurde mit einer Art von Feierlichkeit ertheilt, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes weit besser entsprach, als den Reizungen des Jünglings. Der König, auf einem Lehnsstuhl, vor sich einen kleinen Tisch, hatte den Regenten zur Rechten und den Herzog von Bourbon zur Linken; ihm gegenüber saßen auf Hochstühlen der Cardinal Dubois vorwärts und weiter zurück der Herzog von Chareſt und der Bischof von Terejus. Der Cardinal las die Unterweisung, und von Zeit zu Zeit nahm der Regent das Wort über irgend einen Punkt des Textes und commentirte laut mit der ihm eignen Meinung. Die Politik, der Krieg und die Finanzen bildeten drei verschiedene Lehrgänge; der erste war abgefaßt von Lefevre, Chef des Deparſ der auswärtigen Angelegenheiten; der zweite von Beliquet, erstem Verwalter des Kriegswesens; der dritte von Fogen und von d'Ormesson, zwei Finanz-Intendanten. Der Geist dieser Lehrgänge ist im Allgemeinen fest, positiv, streng, gegründet auf die Basis der unerschütterlichen Macht, gleichgültig gegen jede chindische Verwollkommenung, so daß man den Leh-

dem Ludwig des Fünfzehnten Feindeswegß den Vorwurf machen kann, daß sie aus ihm den eingebildeten König ohne Utopieus haben machen wollen. Es schreibt man ihm, hinsichtlich der Bestenung, keine andere Regel vor, als sie dem Fähigkeiten seiner Unterthanen anzupassen; und da diese Fähigkeiten unbekannt sind, so muß man, wird hinzugesetzt, sich darauf beschränken, daß man erforscht, welches die härtesten Bestenungen gewesen sind, die auf die Völker gebracht haben, ohne ihren Vermögenszustand zu erschüttern, und die Zeiten dieser Bestenung mit der gegenwärtigen Zeit vergleichen *). Einige Einnahmen wurden angewendet, die Parlamente, die Staatskasse, die Requisitions-Weißer und die Insubstanten der Verdägen zu müssen. Ueberlegene Menschen scheinen in den Reihen der

*) Diese Maximen, welche unumwunden scheinen, sind das einfache Gesetz der unumschränkten Regierung. Von dem Augenblick an, wo die Volk ein Eigenthum ist, fordert das Interesse des Herrn, als des Besizers, welcher sich, ohne das Kapital zu verlieren, möglichst Wille davon ziehen läßt, unbedenklich zu ziehen; doch wenn ein Volk vernichtet wird, ohne Eigenthum zu haben, so ist es eben, die es zu verlieren, nur der Entschädigung schuldig. In dem ersten System kommen die Verbesserungen dem Volke, in dem zweiten dem Volke zu gut. Rousseau verurtheilt Ludwig den Fünfzehnten, daß die Könige für die Völker vorhanden sind; allein mit weit besserem Erfolge beaupten seine Befürworter, die Völker seien für die Könige vorhanden. Jede monarchische oder politische Herrschaft, welche keine andere Größe hat, als das kirchliche Dogma, muß unterliegen, weil der unbedingte Gehor der Priester, wenn er nicht Abscheu und Verachtung, die schändliche Fäulnis geseht hat, in ihrem achtungswürdigen Verfall nur einen Haß, aber nicht Verehrung zu sehen. Es ist demnach eine von den notwendigsten Forderungen der gegenwärtigen Zeit, daß die Herrschaft der Gesellschaft sich je mehr und mehr von der bloßen Ansehnlichkeit der Gesellschaft zu mehr und mehr von der bloßen Ansehnlichkeit der Gesellschaft, um den Charakter der Ansehnlichkeit zu gewinnen.

Verwaltung schon sehr dünn gestellt; und die Reichlichkeit, welche von allen Seiten her die Costen bedrängte, ließ vermuthen, daß der Mangel an gut unterrichteten Beamten in Zukunft noch auffallender werden würde.

Mit Bedauern muß ich es sagen, daß diese so achtungswürdigen Unterhaltungen durch eine bedrückte Jalousie wider den Marschall von Villars gestört wurden. Es war dies nicht ein unorthodoxer Angriff, wie ihn wohl eine bewegliche Unterhaltung herbei führen kann, sondern ein wahrer Anklage-Akt, geschwängert mit allen Eingebungen des Hasses, und von dem Regenten in seinem eigenen Namen getragen. Er geht darin auf die Jugend des Marschalls zurück und stellt ihn dar als wegen oder vielmehr verdorben von dem Hofe, der ihn wegen seiner unbedachten Absichten auf Fräulein von Valliere von sich aufstieß; seine Unfähigkeit, seine Arroganz und seine Lächerlichkeit werden nicht verschont; man weist ihm vor, den Charakter des Königs verläumdete zu haben: ein Verfahren, das eben nicht auffällt an einem mährischen Bräut, der gewohnt ist, seine eigene Kinder in der Achtung Anderer herabzusetzen und die geheimen Schandlichkeiten seines Hauses unter die Leute zu bringen. Sodann geschieht eine leichte Erwähnung der Verleumdungen, die er dem ersten Minister in Gegenwart des Cardinals von Tissi zugefügt hat, und dies Wort bewirkt, daß ein Haud von Wahrheit in jenem Auftritt ist, neben der Herzog von Saint-Simon, ohne ihm beigemessen zu haben, ein so dramatisches und lebendiges Gemälde entworfen hat, daß man es als ein Meisterstück seiner satyrischen Einbildungskraft betrachten kann. Der Regent geht zu ernstlichen Beschuldigungen über, und hier

bespre ich die eigenthümlichen Worte seiner Rede. „Der Herr Marschall bildete sich ein, daß man in Verbindung treten müsse mit der parlamentarischen Partei; diese Partei aber ist nicht ein Phantem: denn es giebt eine Anzahl von Menschen, welche sich in den Kopf gesetzt haben, die königliche Autorität müsse vermindert werden, und an die Spitze dieser Partei steht der in den Feinspinn des Parlaments erwachsene Herr Kasper kommt dem Herzog von Noailles. In demselben Geiste hat der Herr Marschall den Beifall des Volkes und der Halle gesucht, und um der Menge zu imponiren, hat er beständig Em. Majestät öffentlich gelacht, fast immer ohne Veranlassung. . . In der Angelegenheit Ihres Reichthums hörte er nicht auf, Em. Majestät zu Autoritäts-Bezeichen aufzufordern, nicht mit der Absicht, Muth zu erregen und den Herrn Cardinal von Noailles aufs heftigste zu bringen. . . Die Wünsche des Marschalls würde nur bemerkt werden, der königlichen Autorität Feinden zu setzen in einem Lande, das sich, wenn man auf den Charakter der Unterthanen achtet, nur dadurch aufrecht erhalten kann, daß es, unter einem wohlwollenden und von seiner Pflicht gut unterrichteten Könige, durchaus monarchisch bleibt. . . Ich kann Em. Majestät noch nothwendig seyn für die Beibehaltung aufrechter Verfassungen und für die Wiederherstellung der Finanzen; doch mit Herrn von Villeroi konnte ich nicht an einem Orte leben. Ich bin weder zum Haß geneigt, noch nachsichtig; das weiß jeder. Aber mit Herrn von Villeroi vermag ich mich nicht, weil Herr von Villeroi sich nicht vermag mit dem Wohl des Königreichs.“ Der Herzog von Orleans endigte in einem feierlichen Tone, der ganz darauf

betrachtet war, die furchtsame Einbildungskraft des Königs zu erschüttern: denn er schilderte die Gefahren einer beginnenden Volljährigkeit, und erinnerte daran zurück, daß Ludwig der Vierzehnte volljährig war, als er sich im Jahre 1652 genöthigt sah, die Hauptstadt zu verlassen. Ludwig der Fünfzehnte antwortete nicht; seine unbeweglichen Züge gaben nicht einmal zu erkennen, wie viel von der Rede des Regenten in seine Seele gedrungen war. Dieser konnte diesmal bemerken, ihn so gut zur Verstärkung gerechnet zu haben *).

Indeß war die Ursache Dubois und seines Gehilfen ungemein groß. Der Tag der Volljährigkeit rückte näher und setzte der Verbannung des Marschalls gesetzlich ein Ziel. Manemannen sogar, daß der König diese stürzende Maßregel befehlige, mußte sich zwischen dem Ablaufe der Regentschaft und dem Augenblick, wo die neue Ordnung der Dinge modifizirt wurde, eine Zwischenzeit finden; und war der Marschall ein entschlossener Mann, so konnte er, während dieser Pöcke willkürlicher Autokratie, von Lyon abreißen, sich dort und süßen dem Hofe zeigen nach sein altes Uebergewicht über seinen furchtsamen Begleiter auf's Neue gewinnen. Aber die Furcht, welche seine Hände davor hatten, wird man am sichersten nach den Verfahrungs- Maßregeln urtheilen, welche diese Furcht ihnen einflößte. Sechs vertraute Kapitäne und vier Sergeanten wurden nach Lyon berufen und belagerten das Gouvernements-Haus,

*) In einer der früheren Sitzungen hatte er zum Könige gesagt: „Ich habe den Trost, zu sehen, daß Hr. Marschall des Gehörnses fähig ist, und von allen Eigenschaften eines Königs ist dies die wichtigste, um geachtet und geliebt zu werden.“

wie eben so viel italienische Dolchritzer. Der Oberster von Worms verlor den Marschall nicht aus den Augen und folgte, auf die erste Anzeig von seiner Abreise, ihm einen neuen Befehlsschreiben vorlegen; weil er sich aber zu gehorchen, so befahl eine andere Hoffenung allen Beamten des Krieges und der Gerechtigkeit, ihn zu verhaften, so wie den Truppen und dem Volke, dabei thätigen Beistand zu leisten. Solche Hinderhalte erwarteten ihn auf der Reise, und seine Verzeichnung war so genau, wie die der größten Verbrecher. Wenngleich keiner von diesen Befehlen zu einem Angriff auf das Leben des Marschalls berechtigte: so ist doch einleuchtend, daß dieses durch seinen Willensstand sehr gefördert war. Doch man hatte sich von einem abgemessenen Hofmann alles viel versprochen: er ließ den Augenblick verstreichen, wo ein tüchtiger Entschluß ihn noch einmal haben konnte, und blieb ohne Muth, wenn gleich nicht ohne Unwillen, inmitten der Gefahren, die er nicht kannte.

Dem 16. Febr. gab Philipp von Orleans dem Lili durch Regentin Frankreichs auf, und legte alle Zeichen der souveränen Autorität in die Hände des Königs *); und

*) Der Herzog von Anjou erzählt diese Thatsache in nachfolgenden Worten: „Dem 16. Febr. am Geburtstage des Königs, welcher dreizehn Jahre und einen Tag alt war, erschien der Herr Herzog von Orleans beim Erwachen des Königs. Zugewogen waren nur der Herr Herzog, der Herzog von Anjou und ich. Er sagte zu Hr. Marschall: er habe, die Sorge für den Staat, die er ihm hätte anvertrauen wollen, zurückzugeben; er habe das Glück, ihn ruhig im Innern, wie im Kasten, zu übergeben; sein Befehl habe er zu diesem Entschluß gethan und seine Dienste werde er sein Leben lang mit derselben Eifer und derselben Liebe fortsetzen; jetzt sei der König un-

vermöge einer unglücklichen Vorbedeutung ist der erste Gebrauch, den der im Jünglingalter genannte Monarch davon macht, kein anderer, als daß er noch am demselben Tage die Verhänzung seines Conrathes unterschreibt. Eine leichte Unpäßlichkeit verzögerte den St. de justice (Erscheinung im Parlament), wo er seine Volljährigkeit erklärte, bis zum 11. Dieser Verzug brachte das strenge Verdict in Gang, daß der Kdais am Festtage der Reinigung durch die Communion vergiftet sei. Alle Vermählungen der Pöbel konnten nicht verhindern bis zur Quelle dieses Verdictes, welches, so zu sagen, magisch, allgemein verbreitet war. Doch erkennt man darin das letzte Schwebel der wüthenden Verleumdung, als sie sah, daß der Erfolg ihre schrecklichen Webersetzungen widerlegt hatte.

Der innere Fieber des Königreichs erlaubt uns, einen Blick auf die Verwaltung des Kardinals Dubois zu werfen. Als Beherrscher über die politischen Ereignisse bemühte er sich, während des Schiffsbruchs der Hugenotten, des Conrathes des Staats, das ihm damals wider gegeben

unerschütterter Beherrscher. Der Kdais antwortete nicht: denn er antwortete keinen; er war sogar sehr stolz, so lange er im Bette blieb. Sobald er jedoch aufgestanden war und sich in sein Cabinet begeben hatte, schien er höchst fröhlich und gesünder. Ein Brief bekräftigte ihn. Da sagte der Bischof von Toul: „Sire, Sie sind vollständig; Sie können Ihre Befehle erteilen.“ „Man bringe ihn auf!“ war sein Antwort. Ich habe dich, wie einfach sie auch sein möge, für die Vorbedeutung von Strafe genommen. Wenn nicht ich mich irre; denn die Ursache ist für große Dinge eine große Legende, wenn sie mit Vernünftigkeit gepaart ist.“ Diese kleine Ausrufung des Herrn von Toul ist nur Ausruf; denn, wenn Tadel der Justiz eine Rolle spielen müßte, so würde kein Hof eben so leichtem Grunde dem Hof, wie die Hugenotten Domäne.

noch freilich gemacht wurde. Seine Ensigkeit gründete eine neue Einrichtung in den Schatzkammern des Systems. Der allzu schwache La Harpe, welcher sich zu den Auktionen St. Denis gesüchtet hatte, ohne vorher sein Amt — er war General-Kontrollant — aufzugeben zu haben, wurde durch Dubou ersetzt, der, aus dem Parlament gezogen, wenigstens die rechte Aufmerksamkeit der Festigkeit hatte. Umgeben von so viel Vorurtheilen, assistirte Dubou die Herrschaft eines Reichthumsverwalters. Man kennt seine Strengs in dem Witz und in der Behandlung derer, die sich bereichert hatten. Der Vizepräsident des Kriegsschatzmeisters gab dieser Strengs neue Nahrung; er ließ ihn verfolgen, und da die Untersuchungen den Minister Le Blanc bloß gestellt hatten, so verbannte er ohne Erbarmen diesen alten so nachsichtigen und so predelichenden Freund, den Sandvick und Schmaroger, diese ephemeren Schickselschlichter idiosyncratischer Reputationen, die Bereinigung eines großen Verwalters, wie einst dem Finanz-Minister Bosquet, ertheilt hatten. Genüthigt, die Unschicklichkeit der Municipal-Verwaltung und einige unbedrückte Steuern wieder herzustellen, ersahet der Kardinal, daß das Parlament sich widersezt. Wie krank er auch seyn mag, so läßt er sich doch sogleich nach Paris begeben, besetzt die Häupter dieser Körperschaft zu sich und kündigt ihnen an, „daß, wenn sie nicht auf der Stelle gehorchen, er sie unter die niedrigste Antimannschafft stellen werde.“ Das Parlament, wegen der Erhaltung seiner Würde beunruhigt, folgte sich in Demuth und wagte es nicht länger, gegen einen Minister anzukämpfen, der die verwundliche Stelle seiner Brücke so geschickt zu erheben erstand. Inzwischen erkannte das Parlament eine vorliegende Eintragsungs-Formel,

wodurch es seine Willkür der Edelleute aussprach und den Vorzug hatte, die Wiedererlangung derselben zu allen Zeiten zu fordern. Der Hof würdigte diese Ehrliebe keiner Bemerkung, und so blieben Gesetze im Umlauf, welche ihr Brandmaal an der Stirne trugen: eine Inkonsequenz, welche zu lassen andere Völker Mühe haben werden. Dabei, wie alle große Minister, machte Anspruch auf Gleichheit der Besteuerungen, und auf einem Umwege gedachte er zu einer Abschätzung der Landgüter unter dem Vorwande des Dienstes der Brücken und Chaussees zu gelangen. Vergänglich verbandt man ihm die Pflanzschulen, aus welchen die schönen Bepflanzungen mehrerer Landstraßen hervorgegangen sind. Er theilte das Königreich unter zehn Bezirke theilte: verordnete Examen, die in den Provinzen gesieuet waren, einander nicht kannten und beauftragt waren, den öffentlichen Geist zu befragen und über die Staatsbeamte zu wachen. Diese Jurägen, eben so demüthig in ihren Bedenken, als gut bezahlt für ihre geheimen Dienste, waren sämtlich Männer, welche durch Geburt, Orden und Aemter in Ansehen standen. Ich verwechselte mit ihnen nicht das Orakel, welches Dubois unter wichtigen Umständen zu befragen nie unterließ; die bloße Wahl kündigt in dem, von welchem sie ausging, eine heftige Entscheidung an. Dies Orakel war der von den Ministern Rathschlag des Vierzehnten gesuchte schreckliche Vadeille, der, unter einem unumschränkten Monarchen, als despotischer Intrigant das Sanguinol mit den Ardenen seines Genies bereicherte und ein tadellofes Antefen zurückgelassen haben würde, mehr er weniger in die Fußtapfen des barbarischen Montec getreten, welcher sich rühmte, diese Perceps durch eine Klaster

Erzief befehrt zu haben. Voll von dem Gedanken der großen Regierung und durch seine Redseligkeit von den öffentlichen Angelegenheiten geschieden, war jener Erzief nicht unempfindlich gegen die Ehre, welche Dubois ihm durch sein Aufsuchen erzielte. „Ich behaupte,“ schrieb er diesem, „daß ich nicht so viel Einsicht als Eifer besitze; sonst würde ich auf der Welt der einzige seyn, den man um Rath zu fragen hätte *).“

Der beste Rath, den Dubois hätte geben können, würde darin bestanden haben, daß Dubois sich nach seinem Beispiel richten sollte. Doch Dubois, krank und beinahe siebenzigjährig, Cardinal, Erzbischof und Premier-Minister, empfindet noch die volle Wuth der Ehrsucht. Er bemächtigt sich der Pfründenvertheilung; er beraubt Lorrain der Oberaufsicht über die Posten; er führt den Vorschlag in der Versammlung der Geistlichkeit, und sein Stolz läßt sich nieder auf einen Lehrstuhl der französischen Academie. Er schickte Abtheilungen, die er bereits vereinigt, kündigen an, daß er Millionen und Tausende erreichen wird, von welchen jener zweihundert, dieser zwei und zwanzig besaß. Es empört ihn, daß er nicht Rangler ist, und Nichtsthandige herabschlagen, auf seinen Befehl, über die Mittel, wie man d'Algenneau absetzen, oder sein Amt erneuern will. Der Bischof von Cambrai hat in seinen Augen keinen Werth, so lange die Territorial-Genossenschaft nicht damit verbunden ist; und er trägt es, unsern Gesandten den Auftrag zu geben, in Wien und in Madrid die Rechtsgründe aufzufinden, welche dem König dieselbe entreißen können. Daniel und Lournemine

*) Schreiben Dubois's an Dubois vom 27. Juni 1719, auf Veranlassung des Bruchs mit Spanien.

die gelehrtesten unter den Jesuiten, arbeiten rastlos darauf hin, die Weerwerke des Principal-Ministers (seiner Rechte, seine Attribute, die Verwahrung seiner Person) dem Staube der Vergessenheit zu entreißen; und sie ruhen nicht eher, als bis ihre feile Feder die Mair des Palastes herausgescharrt hat.

Der sorglose Philipp von Orleans lächelt zu diesen Umgriffen seines alten Lehrers, wie zu den Belästigungen eines Todhaublers. Doch der empöerte Held verkündigt alkenntlich, daß ein schamloser Cardinal alle Ehrenämter Frankreichs besetzen werde. Ein noch gefährlicherer Wind emweht wider ihn dadurch, daß die gedemüthigten Minister sich mit den Wiserzogenen des Hofes vereinigen. In den letztern zählt man den Herzog von Chartres, Sohn des Regenten, den Vicomte de Noce, seinen verbannten Hofsarren, das Fräulein von Charolais, den Karlis von La Fare und Frau du Doffard, seine Freundin, den penalt-haften Cardinal von Rohan und selbst Bellisle, diesen Zwischenträger aller Komplotts. Die Art dieser Verschwörung ist durchaus neu, und ganz auf den Charakter des gemeinschaftlichen Feindes gegründet. Es kam dabei bloß darauf an, Dubois seinen eignen Wahnsinn zu überlassen, ihn alle Angelegenheiten ohne Ausnahme papstlichen und ihm ohne Führen und ohne Beistand unter der von ihm selbst eingehauenen Waffe unternehmen zu lassen. Dieses verrätherrische Verfahren, wem befolgt von den Ministern, verführte die Tage des Cardinals. Erdrückt von Arthum, erschöpfte er seine Kräfte; erschrocken von der Noth um ihn her, hielt er sich für verloren; tausend Furien besäeten seine Seele; bitterellen legte er in seinen Schriften die Schrecknisse nieder,

der, von welchem er gefoltert wurde, und ich habe mehrer Papiere gelesen, welche von seinen trüben Empfindungen zeugten. Sein so brendendes Glück brachte ihn nur Kammern, und es ist eine Pflicht des Geschichtschreibers, diesen Unglücklichen darzustellen, wie er, gebunden an das Rad des Ehrgeizes, stachend liegt *). Sein Ruf wurde die Wunde seiner zahlreichen Feinde, die ihn stammlich überlebten. Gegen allem Schein wurde man sein Leidenes glanzvoll der Trauerrede; doch auf die Nachricht von seinem Hinscheiden fielen die Willen der Indischen Kompagnie um drei Procent, und dies Zeugniß, abgelegt von der unbegrenzten Schmeichelei des Eigennutzes für das, was an Dubois's Verwaltung wahrhaft lebenswichtig war, zeigt wohl die Geringschätzung eines Panegyrius auf.

Sehr verschieden erzählt man den Eindruck dieser Katastrophe auf den Herzog von Orleans. Einige Nachrichten versichern, daß er dem Verluste Dubois's Thränen weihen habe, Andere, daß dieser Verlust ein Gegenstand seiner Speculationen gewesen sei; doch sein gehaltloser Charakter verweigerte nur allzu gut die Wahrheit beider Erzählungen. Zeit zurückgewichen war die Zeit, wo der Tod des strengen Saint-Laurent, seines ersten Lehrers, ihn in jene tiefe Verzweiflung stürzte, welche Racine und so rührend beschrieben

*) Der Cardinal Dubois starb am 10. Aug. 1723 in Folge einer Genuade, welche notwendig geworden war durch die Schwäche am Blutsaure. Die ersten Ansätze dieses Uebels hatte er im Jahre 1718 auf seine Reise nach Holland verspürt. Von diesem Augenblick an war sein, bis dahin auschweifendes Leben argwöhnisch und mühsam geworden, es wurde nur durch die Unkenntnis von Dubois und durch die Falschheit des Ehrgeizes verzögert. Dies ist eine Befehle, die man nicht in den Stellen der Zeit finden darf.

hat. Wie es sich damit auch verhalten mochte: indem Philipp der Nachfolger Dubois in dem Jahr eines Feinspiel-Ministers wurde, hatte er keinesweges den Eiz, es besser zu machen, und folgte seinen Spuren nur allzu getreu. Der englische Einfluß dauerte fort; denn diejenigen, welche behauptet haben, daß der Kardinal, des heinischen Joches müde, sich in den letzten Zeiten den nachstehenden Mächten genähert habe, sind schlecht unterrichtet gewesen; und man kann versichern, daß er bis an sein Ende die Anerbietungen des Czar den Leidenschaften des Königs von England aufzusperrt habe. Der Kongreß der Friedensunterhändler zu Cambray verfiel unter lauter Kapallien: ein nur allzu gewöhnlicher Ausgang dieser feindlichen Zusammenkünfte, auf welchen die Politik sich wohl zu Recht nimmt über wahren Gedanken hand zu thun. Die General-Pächter, welche seit dem Sturz des Parischen Systems durch die Vermählungen einer Regie wieder belebt waren, gaben einen Ertrag von 55 Millionen, d. h. 20 Millionen mehr, als im Jahre 1710. Die Indische Kompanie erhielt eine letzte Einrichtung, und der ausschließende Verkauf des Kaffees zu fünf Franken das Pfund wurde ihren Privilegien hinzugefügt. Man berathschlugte darüber, ob man durch die zugesicherte Benutzung dieses Feinspielregiments nicht alle Kaffe-Blume der Antillen zerstören würde; und dies tröstliche Mittel, wie sehr es auch dem Geiste des Monopols entsprechen mochte, wurde nur verworfen, weil man einen Aufstand der Kolonisten Martinique's befürchtete. Dieser Beweggrund beweiset, wie viel Vertrauen die Regierung unter der festen Hand Dubois eingefloßt hatte; denn wenige Jahre früher hatte die Ansehnlichkeit allein die

Pflanzen der Insel Bourbon verblüthen können, schließlich auf diesen einträglichen Anbau zu verzichten. Im Uebrigen konnte das Kaffe-Monopol sich nicht halten, weil der Verbrauch dadurch nicht allgemeiner, d. h. volkshändlicher wurde. Der König vernachlässigte, um dieses Gemüths willen, die List, welche er für das Missoctraut angewendet hatte, als er unentgeltliche Vertheilungen von Tabak veranlaßte, um den Bedürfniß einzuschnüpfen, das sich hinterher befeuert ließ.

Mit Ekel vor diesen langweiligen Einzelheiten bewegte sich der Herzog von Orleans in der von ihm beschrittenen Bahn, ohne Ministern, die er verachtete, solche überlassen zu wollen, und ohne ihnen eine Aufmerksamkeit zuwenden zu können, deren er unfähig war. Des Schicksals beraubt, der an seiner Stelle regierte, vermochte er Duholm eben so wenig zu überleben, als Ludwig der Derzählte Richelieu's. Sein schwerfälliger Gang, seine mit Wolken beladenen Augen, sein täglich mehrer Stunden lang erstarrender Verstand, machte aus seinem Leben eine Last, welche durch die Arbeit erdrossend wurde, während kein Vergnügen dieselbe zu erlischen vermochte. Als sein Arzt Ghisal ihn durch diese Zeichen einer ihm bevorstehenden Apoplexie in Ruhe zu setzen versuchte, nahm er die Drohung mit Freuden an; und weit davon entfernt, den Schlag abzuwenden, bemühte er sich, von jetzt an, ihn durch eine widerstehliche Lebendweise herbeizurufen. Voll Ueberdruß für ein Daseyn, dessen ganzen Reiz er erschöpft hatte, und durch seine besondern Studien fest davon überzeugt, daß die langsamen Bedrückungen einer Brustwassersucht das natürliche Ziel dieses Daseyns werden müßten, sah dieser

Prinz in einem, wie vom Blitzstrahl herrührenden Tode die letzte Sanktbeugung der Natur. Dieser Entschluß einging den Auserwählten unter den Possessoren nicht; und so wie Philipp über die Nachlassenschaft des sterbenden Ludwig des Vierzehnten verfügt hatte, so wandelte er jetzt, gleich einem Schatten, unter den Vertheilten seiner eigenen Leute. Nicht hätte er ihre Wanderschaft wahrnehmen können, wenn seine abgemühte Seele daran noch irgend einen Antheil zu nehmen der Mühe werth gefunden hätte.

Sei es Liebe zum Vaterlande, sei es Ehrschmeiß für Intrigue: genug der Herzog von Saint-Simon war an ungeduldigen, ihm einen Nachfolger zu bereiten. Nachdem er seine stolzen Blicke über den ganzen Hof ausgedehnt hatte, blieb er bei dem Bischof von Brejus stehen, da es ihm möglich und erträglich schien. Er begab sich also zu dem Priester, um diesen von dem nahen Tode des Herzogs von Orleans zu unterrichten und ihm den Vorschlag zu thun, daß er sich die Stelle eines Ersten Ministers in dem Augenblick sichern möchte, wo sie würde erledigt werden. „Ich fand,“ sagt er, „in ihm einen, dem Ansehen nach, für diese Nachricht und diesen Wunsch sehr dankbaren, aber bescheidenen und gemäßigten Mann, welcher die Stellung eines Ersten Ministers als seinen Stand und seine Fähigkeit überschauend betrachtete. Er sagte, daß er wohl darüber nachgedacht hätte, daß er aber nicht einträte, wie ein Anderer, als ein Prinz von Orléans, Erster Minister werden könne, wenn Muth und Eifersucht verniedert und das Volk beruhigt werden sollte. Ich erwiderte ihm mit Nachdruck über die Gefahr eines Prinzen von Orléans, welcher alles unter die Füße trete, und dessen

Umgehungen eine allgemeine Plünderung in Gang bringen würden; ich fügte hinzu, er hätte, seit dem Tode des Königs (Ludwigs des Vierzehnten), Mißgeheft, zu sehen, mit welcher Begierlichkeit die Prinzen von Schluß die Frauen geplündert, mit welcher Verwegenheit sie sich in jeder Weise betheueren hätten; hieraus aber könne er abnehmen, wie die Feltung eines Prinzen von Schluß, welcher Erster Minister wäre, ausfallen würde, besonders die des Herrn Herzogs (von Bourbon Conté), als welcher ja dem, was ich so eben angeführt hätte, noch eine beinahe stupide Dummheit, eine unbegreifbare Hartnäckigkeit, einen menschenlichen Eigennutz und solche Umgehungen beifüge, die eben so eigensüchtig wären, wie er selbst, und mit denen Frankreich und er selbst das Recht persönlicher Willen zu tragen haben würden. Der Bischof von Frejus vernahm meine Bemerkungen mit der tiefsten Belesenheit und befragte sie mit der Anmuth eines gelassenen und sanften Lächelns. Er antwortete mir bloß: daß allerdings viel Wahres sei in dem, was ich ihn auseinandergesetzt hätte, daß aber der Herr Herzog auch sein Gut habe und mit Hochschätzung und Ehegesüß Freundschaft für ihn (den Bischof) verbinde; daß er ihn verjete auf Erkenntlichkeit für die Achtung und Freundschaft, welche der verstorbene Herzog ihm hat bewiesen habe; daß, im Grunde, der Abfall von dem Herrn Herzog von Orleans auf eine Privatperson zu groß sei und die Schultern desjenigen erheben würde, der sein Nachfolger wäre. Ich ging nach Hause, sehr überzeugt, daß der Bischof von Frejus nur durch seine Durchsichtigkeit zurückgehalten werde, daß er deshalb aber nicht weniger lästern noch der überänen Gewalt sei, und daß

er sich mit Hülfe eines einflüssigen Prinzen von Schloß, welcher erster Minister dem Namen und der Schule nach wäre, zum Schützer über alles zu machen gedenke^{*)}).

Alles wurde vorbereitet nach dem Beschluß Fleury's und ruhig erwartete man die Katastrophe. Als nun der Herzog von Orleans den 2ten Dec. wirklich starb, hätte man wohl sagen können, daß ein plötzlicher Tod nie weniger unvorhergesehen gewesen, und daß nie ein natürlicher Tod dem Selbstmorde näher gekommen sei. Er war in sein Cabinet zurück, vermöge einer wertwürdigen Conduite in den Händen die Zurechnungsschrift eines Buchs haltend, welches der Verfasser von seinem Sterbelager an ihn gerichtet hatte^{**)}. Der Schlag rißte ihn vor seinem Kamin, und sein Kopf sank auf die Kniee der Herzogin von Palari, welche neben ihm saß. Die erschrockne junge Frau erfüllte den Palast mit ihrem Geschrei und entloß durch den ihr nachfolgenden Tumult nach Paris^{***}). Unter der

*) E. de gémédicten Druckschriften Seite Sixcent.

**) Allgemeine Geschichte des geistlichen und weltlichen Longes. Der Abt Richart übergab die Zurechnungsschrift von Seinem bei lebendem Verfasser an den Prinzen, welcher, dem Kugelhieb darauf, nicht mehr war.

***) Diese Herzogin von Palari, eine junge Person von hohem Adelstand, war geboren zu St. Marcelin im Dauphiné. Man sollte sie 1715 mit einem Edelmann, Namens D'Entragues verheirathet, welcher, auf Empfehlung des Kardinals Valroque, seines Vorgewarden, von dem Papste Klement dem Fünften den Titel eines Herzogs von Palari erhalten hatte: ein verbotener Wunsch, der die Hebräer verabscheute, die seine Feinde waren, und die Zeit, welche er nicht im Gefängniß zubrachte, mit Belohnungen und Auszeichnungen verlebte. Die Unwissenheit dieses Wunsches bis zu seinem Tode, den er im Jahr 1720 zu Nevers im Gefängniß fand, überdauern

Wunde, welche herbeistante, bestand sich ein einziger Wundstich, und dies war ein Falsch, welcher dem Leidenden ungethätlich die Ader öffnete.

Es Willere, welcher die Vergewaltigung ansahen ließ, unterrichtete den Bischof von Troyes und den Herzog auf die Stelle davon. Die Vornehmen, welche sich zu Versailles befanden, begaben sich in das Cabinet des Königs. Dieser junge Herr hatte die Miene der Traurigkeit und seine Augen suchten sich Nicht das Theilnehmen seinerseits aus der Ausdrucks der Empfindlichkeit gemessen wären; denn bei allen erschütternden Vorfällen verlor seine Furchtsamkeit ihn vergleichen aus. Dennoch darf man bei dieser Gelegenheit an die Aufrichtigkeit seines Schmerzes glauben. Der Regent hatte nicht aufgehört, ihn mit einer ununterbrochenen Achtung zu behandeln, die durch Mitleid und Theilnahme gemildert war. Diese ganze Huldigung, den Niederkümmerten der Demuthen so sehr überlegen, gewann das Herz des Königs, der, wie alle schwache oder schwächliche Kinder, schwierig zu behandeln und dabei nicht ohne Beobachtungsgabe war. Auch sprach Ludwig der Fünfte, welcher die ersten Eindrücke einer Jugend mehr, als irgend Jemand, bis ins Grab bewahrt, immer mit geistlicher Achtung von seinem durch so viele Vorurtheile gerissenen Vorurtheil. Als der Herzog von Bourbon in das Cabinet trat, sagte Henry mit lauter Stimme zum König: „daß bei dem großen Verlusse, den man so eben gelitten, Sr. Majestät nichts Besseres thun könnte, als den hier anwesenden Herrn Herzog zu bitten, daß er die Leiche des Königs so sehr, daß es uns nicht der Mühe werth geschienen hat, sie hier anzusehen.“

aller Geschäfte auf sich nehmen und sich die Stelle eines Ersten Ministers eben so gefallen lassen möchte, wie der Herzog von Orleans.“ Der König, ohne ein Wort hervorbringen, sah den Bischof von Frejus starr an, und willigte mit einem Kopfnicken ein. La Veilliere hatte die Eidesformel und selbst das Ernennungspatent bei der Hand. Alles wurde bestätigt; und ein Augrabilliet versetzte die Regierung Frankreichs aus den Händen des Herzogs von Orleans in die des Oberhauptes des Hauses Condé.

Der Regent wurde nur von denen bedauert, welche seinem Nachfolger genauer kannten. Das Daseyn dieses Prinzen vermengte sich dergestalt mit dem seines Vaters, daß die Nachwelt diesen beiden Männern einen solidarißchen Ruf schuldig zu seyn scheint: ihnen, die, wenn sie auch einige Tügte gemein hatten, sich dennoch mehr durch entgegengelegte Eigenschaften auszeichnen. Sie sind mit übermüthiger Strenge beurtheilt worden, und außer allem Zweifel liegt, daß man sie lieber tadelt, als wegen dieser Ungerechtigkeit bedauern muß, weil sie diese durch ihre Betrachtung der öffentlichen Meinung so sehr hervorriefen. Gewöhnlich wir jedoch ihrem Andenken eine Unparteilichkeit, welche keinen Vortheil für sie zu haben scheint.

Philipp, aus höhern Regionen mit seltenen Talenten und großen Ansichten herausgefliegen, schwandte sein ganzes Leben hindurch und schien beständig zu sinken; Dubois, mit natürlichen Entstellungen aus dem Nichts hervorgegangen, hatte in seinem Willen die Höhe, die seinem Gebieter im Geiste eigen war, und erhob sich beständig. In der Regierungs-Praxis betrachteten beide die Menschen, logen ohne Scham und verließen ohne Redlichkeit. Die 19-

nische Unabhängigkeit des Prinzen und die unruhige Lebendigkeit des Ministers konnten sich nicht den Pflichten der Repräsentation unterwerfen, und die Hof hörte niemals auf, ein in Unordnung gerathenes Feldlager zu seyn. Endlich der Dierschute, welcher die Kunst, sich methodisch zu beschäftigen und mit Anmuth zu leben, so nützlich anwandte, vertrieb diese beiden Scheinmisse kindsweges auf seinen Pfaffen; denn dieser Prinz, ein Freund von leeren Ausdrücken, war stets die Seele der Ueberlässigen, und munterte seine schöpferischen Diener nie durch irgend ein Lob auf, während der Cardinal, vermöge einer entgegen gesetzten Uebertreibung, bis zum Unschildlichen mit seiner Zeit spielte und mit Lobeserhebungen verschwenderisch war bis zur Blöße. Als der Ingenieur Beaucas sagte: „Wir haben einen Regenten, der wie ein Eulenspiegel regiert“, bestätigte er genau die Politik dieses Prinzen, welche, gestützt auf Mörwarr, nie so weit ging, daß er theilte und theilte. Was Dubois betrifft, so rühte er, froh und gedrungen, stets vor, ließ kein Hinderniß bestehen, hatte Glück in allem, was er unternahm, und verbaute den Erfolg nie dem Zufalle. Er eroberte alles, nur nicht die Achtung, und was man als ein halbes Wunder betrachten kann — er gewöhnete auch Joch einen eilen, misstrauischen und geistreichen Schmeichler, der tausend Mal schwerer zu bändigen war, als der schwache König oder die bescheidene Frau, mit welchen Richelieu und Mazarin ihr Spiel trieben.

Die hohe Geburt des Regenten bewirkte, daß man ihm angebildete Verbrechen zur Last legte; die niedrige Abkunft des Vögelknechts berechnete den Rath, seine Laster zu überleben. Beide, von Feinden und Beschönigungen

umzingt, verschmähten die Mägte: jener vermöge seiner natürlichen Heilung; dieser vermöge einer Verachtung von Selbstsucht *). Als unumschränkter Gebieter über flammende Schätze Frankreichs, hinterließ der erste eine Schuld von sieben Millionen, der zweite einen Nachlaß an Hausgeräth, welcher seinem gewöhnlichen Einkommen nicht gleich kam. Die Nothwendigkeit veranfaltete ihre Regierungen durch strenge Neuerungen, welche keiner von beiden liebte: der Herzog von Orleans nicht, weil er seiner Standhaftigkeit mißtraute; der Erzbischof von Cambrai nicht, weil er sich stark genug fühlte, sie zu erdulden zu können. Der Tod setzte sie auf den Gipfeln der Macht; doch, während der Prun; ein mit süßen Genüssen aller der geseligsten Leben ohne alles Bedauern fahren ließ, kämpfte der Emporkömmling bis zur Wuth um ein martervolles Leben. Wenn Dubois, der in seiner politischen Laufbahn ohne Vorbild war und ohne Nachahmer bleiben wird, nicht die Schwächen eines vorgerückten Alters zeigte, und die Fehler des Menschen durch den anhaltenden Fleiß des Administrators bedeckte: so schmückte der anseßige Regent die Gewalt, die er auszuüben nicht verstand, mit dem Zauber eines guten Naturells, mit dem für Franzosen so mächtigen Uebergewicht des militärischen Ruhms, und mit den Gunsten eines noch überlegenen Volkes, der einigen Fürsten seines Geschlechtes zu Theil geworden ist. Denkt man sich beide Männer als der gegenseitigen Unterstützung beraubt, so läßt

*) Das Ziel aller Schritte ist im Grunde der Erfolg. Die Mägte, wenn sie auch noch so klug, ist nur ein Trost und, nie kann man sie antöhen, ohne sich selbst nur wenig zu schaden.“ (Schreiben Dubois an Lamoignon, vom 11. Juli 1721.)

sich vermuthen, daß die Regierung Philipp's mit einer blutigen Anarchie, und die des Cardinals Dubois mit einem verwerflichen Despotismus gequält haben würde. Wenn der Lehrer und der Zögling, der eine durch den andern temperirt, bildeten eine Art von Misch-System, erträglich für die Mäßer und vielleicht passend für diese Zeiten der Erschöpfung, wo Männer von Genie im Mißverhältniß stehen, wo reichthumlose Leute Fehler auf Fehler häufen und wo die gesellschaftliche Organisation keine besseren Tugenden verträgt. Wenn die Regenschafft nur an diesen letzten Zügen erkannt werden darf, so wird schon dies ein großer Vorwurf seyn, den sie verdient hat. Wir werden deshalb nicht weniger versuchen, ihren Charakter gründlicher zu durchschauen, nachdem wir das Ministerium des Prinzen von Condé, für welches sie, so zu sagen, die Fieris hergab, werden beschrieben haben. Als einen Anhaltspunct der Versicherung wird man vielleicht das Schicksal der Denkmäler erkennen, welche von der Verwaltung des Regenten übrig geblieben sind. Er kaufte den Pink-Diamant, an welchem sein Name geknüpft geblieben ist; er gründete in Lausanne Nea-Orleans; er besetzte Jole de France, und machte aus dieser unfruchtbaren Klippe einen Hafen und eine Kolonie. Jole de France ist in die Hände der Engländer übergegangen; Neu-Orleans befindet sich in der Gewalt der Nordamerikaner; aber den Diamanten haben wir behalten.

(Fortsetzung folgt.)

Z u g a b e n

zu dem

staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Fortsetzung.)

Schluß der weiteren Entwicklung des Zusammenhanges der staatswirthschaftlichen Lehren.

Nur für diejenigen, welche eine richtige Anschauung von den Umtauschungen und den Absatzwegen haben, giebt es eine vollständigere Kenntniß der Art und Weise, nach welcher sich die Reichthümer in der Gesellschaft vertheilen; und diese richtige Anschauung oder Theorie, welche erst seit wenigen Jahren bekannt ist, hat ein neues Licht über die Wägen, diesen so wichtigen Elementen des Umlaufs und der Umtauschungen, verbreitet.

In einer zahlreichen und vergesellschafteten Gesellschaft vollziehen sich fast sämtliche Verbräuche nur in Folge eines Kaufes; denn, da Jeder sich nur mit einem einzigen Product, oder wohl gar nur mit einem Theil der Hervorbringung eines einzigen Productes beschäftigt: so genießt er die unendlich mannichfaltigen Dinge, die er gebraucht, nur mittelst des Kaufes. Allein der Kauf in natura ist fast immer unmöglich; man muß verkaufen, was man hervorgebracht hat, um zu kaufen, was man

verbrauchen will. Der Verkauf ist die Hälfte eines Tausches, wovon der Einkauf die Vollenbung ist; und ist der Tausch beendet, so findet sich, daß man das Verkaupte gegen das Eingekaufte ausgetauscht hat.

Das verminderte Verbräug, welches diese doppelte Operation erfordert, ist die Münze, oder das Geld. Hieraus entspringt, daß das Geld neben dem Werth der übrigen Produkte für uns von geringer Bedeutung ist; wir geben es für denselben Werth, um welchen wir es empfangen haben; es ist uns gleichgültig, Geld anstatt des Silbers, oder Silber anstatt des Geldes zu erhalten, obgleich das eine dieser Metalle festbarer ist, als das andere; denn wir sind versichert, daß, wenn man uns weniger Geld gibt, um unsere Produkte zu erhalten, auch wir, von unserer Seite, bei unseren Einkäufen weniger Geld geben werden. Der wesentliche Umstand, derjenige, der den meisten Einfluß auf unser Schicksal hat, ist der beträgliche Werth der Produkte unter einander. Man ist um so reicher, je mehr Werth die Früchte unserer Produktion haben und je geringer der Werth der Gegenstände ist, die wir verbrauchen wollen. Diese Theorie paßt aufs Vollkommenste zu der von den produktiven Diensten und von den Herrschelichen der Betriebsamkeit. Man sei ein Betriebsamer, ein Kapitalist oder ein Grundbesitzer: immer verkehrt man mit produktiven Diensten; durch die Art von Austausch erweckt man die Produkte, welche aus diesen produktiven Diensten aufspringen. Empfängt man also für dieselbe Quantität von Diensten eine größere Quantität von Produkten, so gibt man weniger von der Waare, die man verkauft, und empfängt mehr von derjenigen, die man kauft.

Die Theorie der Absatzwege knüpft sich gleichmäßig an diese. Weil man, der Wirklichkeit nach, die Produkte nicht mit Geld, sondern mit andern Produkten erkaufte, so müssen wir das, was wir hervorbringen, mit um so mehr Reichthum verkaufen, als andere Menschen mehr hervorbringen. Jeder Producent ist dabei theilhaftig, sich von einer Menge anderer Produzenten umgeben zu sehen; und hierin liegt die Ursache, daß man in allen kultivirten Ländern Europa's wenigstens zwanzigmal mehr verkauft, als in frühern Jahrhunderten, wo die Produktion milder reichlich war. Diese Wirkung kann nicht der Entdeckung der Gold- und Silberminen Amerika's zugeschrieben werden; denn, wäre das Gold gegenwärtig funfzehnmal seltener, als es nicht ist, so würde es funfzehnmal mehr werth seyn, und diese Quantität würde für die gegenwärtige Masse der Austauschungen vollkommen hinreichen. Diese vertheilen sich in Ländern, wo nur Goldmünzen üblich sind, mit gleicher Reichthum, obgleich das letztere Metall funfzehnmal seltener ist. Von der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß die Entdeckung Amerika's und die Auffindung eines kürzern Weges nach Ostindien im Laufe der Jahrhunderte unendlich zur Entwicklung der Produktion beigetragen haben.

Was in Beziehung eines Individuums zu einem andern Individuum wahr ist, das ist eben so wahr in Verhältniß einer Nation zu auswärtigen Nationen: jede ist bei der Vertheilung aller übrigen theilhaftig; denn man kann nur an diejenigen verkaufen, welche im Stande sind zu kaufen, und eine Nation, was sie auch seyn möge, kann immer nur kaufen mit dem, was sie hervorbringt. Diese richtigere Vorstellung von der Natur der Austauschungen

lehrt im gegenwärtigen Augenblick die Mafregeln aufgeschä-
rter Regierungen. Erwäunt sie die Oberhand, so ist die
Pollux der Welt verdorrt; denn, so wie die Menschen
aufgeschärter werden, gehen sie nur dem Eingebungen ihres
richtiger aufgefafften Vortheils nach, auf welche bei weitem
mehr zu rechnen ist, als auf die Vermuthung philantropi-
scher Träume. Die Regierungen, welche diese Bahn gams
betreten haben, sind wahrlich in einem hohen Grade zu achten
und glücklich zu schätzen, theils weil sie ihren Vortheil indem
Gedeihen Anderer suchen, theils weil sie ihren Namen nicht
in Zerstörungen und Vergießung von Menschenblut, son-
dern in der Anwendung eines höchst einfachen Mittels sa-
hen, das auf einem richtigen Kalkül beruht.

Die Staatswirtschaft beruht auf eine unbefreiebare
Art, daß Geld eine Waare von derselben Beschaffenheit ist,
wie alle übrigen Waaren: eine Waare, welche ihren Werth
aus ihren Verwendungen und nicht aus Gesetzen zieht.
In der That, bei jedem Austausch, wo das Geld als eine
von den Stipulationen des Kontrakts erscheint, kann der Ver-
käufer seine Waare versagen, wenn der Preis, um welchen er sie
hingeben soll, ihm nicht anseht. Und ist denn der Werth einer
Waare, wie in diesem Falle das Geld ist, nicht im Ver-
hältnisse stehend zu der Quantität des Produkts, das damit
erworben werden soll? Wie viel falsche Mafregeln, wie
viel schlechte Gesetze kann eine Frage abenden, wenn sie
gut gestellt ist!

Ist die Natur und die Verrihtung des Geldes ge-
hörig erkannt, so fallen viele Irrthümer von selbst, und eine
Menge falscher Begriffe und unvollkommener Aufschonungen
sindem sich auf. Man trennt, von diesem Augenblick an,

die Verrichtungen des Geldes von denen der Kapitale; man entdeckt, wie der Ueberfluß oder die Scarcität des Zahlungsmittels, welche auf seinen eigenen Werth, so wie dieser sich im Austausch offenbart, einfließen, durchaus wirkungslos bleiben, wenn von dem die Rede ist, was man Interesse des Geldes nennt; man bleibt überzeugt, daß der Zins die Werthe eines Kapitals ist, daß die Capitals-Werthe in ganz anderen Werthen bestehen, als die Geldwerthe sind, und daß sie in eine weit höhere Betrachtung kommen. Hätte die Fülle des Metall-Geldes Einfluß auf den Zinsfuß, so würde dieser in Peru niedriger seyn, als irgend wo; denn nirgends wird das Silber in größerer Fülle angetroffen, als in Peru, und nirgends ist sein heutzöglicher Werth geringer. Der Zinsfuß ist dagegen derselb sehr hoch.

Dieselben Prinzipie machen den Einfluß begreiflich, welchen die Materie, aus welcher die Münzen gefertigt sind, auf den Werth derselben ausübt. Die Reichthümer und die Bedürfnisse der Gesellschaft bringen den Werth des Produktes, das man eine Unze Silberd nennt, auf einen Satz, und dieser Werth bestimmt sich durch die Quantität jedes andern Produktes, das man hingiebt, um jenen zu erhalten. Der Besitzer dieser Unze Silberd, welchen Namen man ihr bei ihrer Ausprägung zur Münze zu geben für gut besunden haben möge, kann sie ohne Verlust nicht unter diesem Preis geben. Alsdenn, wenn die Materie, aus welcher diese Münze gemacht ist, keinen inneren Werth hat, wie das Papier, so kann die Münze ihren Werth nur aus dem Gebrauch ziehen, der von ihr als Werkzeug des Tausches gemacht wird. In dem gegebenen Zustande der Ge-

sell-

sehschaft erfordert die Zahl der Verkäufe und Käufe, welche sich vollziehen, eine gewisse Summe von Münze, oder von jedem andern Vermittler der Austauschungen. Multiplicirt man die Zahl der Einheiten, aus welchen er besteht, so vermindert man nach Verhältniß den Werth dieser Einheiten; und wenn das Publikum keinen Vermittler dieser Austauschungen findet, den es ihm substituiren kann, so kann das Bedürfniß den Werth derselben trotz dem Mißcredit, der sich daran knüpft, aufrecht erhalten. Man nimmt sie nach einem gewissen Fuß, Maß in der Uebersetzung, worin man lebt, daß man sie auf demselben Fuß wieder anbringen werde, ohne alle Rücksicht auf Zinszahlung.

Mit dem Werth der Baal- oder Vertrauens-Noten, welche bei offenem Bureau zahlbar sind, hat es eine ganz andere Verwandtschaft; er ist gleich dem Werth der Münze, welche er einzusetzen das Recht enthält. Papiere, welche auf der Stelle in Gold verwechselt werden können, sind nicht Papirgeld; sie sind ein stellvertretendes Zeichen der Münze, wie alle übrigen Handels-Verbindlichkeiten. Ihr Werth steht in ihrem Credit, d. h. in der Uebersetzung, welche man hat, daß sie werden in Münze verwechselt werden.

Die repräsentativen Zeichen der Münze ersetzen vollständig die Münze bei der Rechnung; übertrags; und die Staatsverwaltungen zeigen die bitweisen glücklichen und bitweisen traurigen Resultate dieser Ergänzungen. Sie ersetzen mit Ersparung einen ungemein nützlichen Vermittler, welcher jedoch nicht zu den Lebens-Prinzipien der Gesellschaft gehört, und dessen Summe nothwendig begrenzt wird durch die Bedürfnisse der Population. Wir können

se, ohne Befehle zu befehlen, über diese Summe hinausgehen.

Das Verhältniß der Metalle unter sich und das der Hauptdingen mit ihren Theilungen, giebt Veranlassung zu Thatfachen, welche nichts weiter sind, als die Folge dieser Prinzipie, und welche die Erfahrung stets bestätigt.

Den Gang der Reichthümer bis zum Ziele ihres Daseyns verfolgend, erschleiert die Staatswirtschaftslehre die Erscheinungen, welche ihren Verbrauch beghren. Gleichwie die Analyse uns ihrer Natur und Bildung kränken gelehrt hat, hat sie uns auch darüber belehrt, daß der Verbrauch nicht eine Zerstörung des Stoffs ist, welche über die Macht des Menschen hinausgehen würde; der Verbrauch ist nichts weiter, als die Zerstörung derjenigen Möglichkeit, welche aus einem Dinge ein Produkt gemacht hatte, indem sie ihm einen Werth verlieh.

Bekommt sich diese Werthzerstörung auf eine solche Weise, daß der in dem einen Produkt existirende Werth auf ein anderes Produkt übergeht, so ist dies ein reproduktiver Verbrauch. Selbst dann, wenn dieser Verbrauch nur das Kapital wiederherstellt, ohne es zu vergrößern, reicht es hin, um den Eigenthümern, den Kapitalisten und den Vertriebsamen einen Gewinn zu gewähren: denn, die Reproduktion, welche daraus folgt, kann sich nicht vergrößern, ohne daß ihre produktiven Dienste in Anspruch genommen, d. h. gekauft werden; und dieser Kauf macht ihr Einkommen aus.

Wenn diese Zerstörung keinen andern Zweck hat, als die Befriedigung unserer Bedürfnisse und unserer Neigungen

reden: so ist für ihn reinster und einfacher Verbrauch, den man einem unfruchtbaren nennen kann.

Das Endziel aller gesellschaftlichen Reichtums, der Zweck, um desswillen er hervorgebracht wird, ist der Verbrauch. Die Wirkung der Ersparung und der Ansparsung ist keineswegs, den Verbrauch zu beschränken, wohl aber, ihn zu vermindern. Die ersparten Werthe sind nicht solche, welche jedem Verbrauche entzogen sind; wohl aber Werthe, welche dem unfruchtlichen Verbrauche entzogen werden, um überzugehen zu einem reproduktiven Verbrauch. Nicht das, was entfernt, dem Verbrauche zu schaden, verdoppelt, ja ver-
hundertfacht die Ersparung denselben. Bei jeder reproduktiven Operation wird das Kapital von den Produzenten verbraucht; und, von ihnen wiederhergestellt, wird es von neuem in einer folgenden Operation verbraucht. Ein Werth, welcher nicht kapitalisiert werden ist, wird nur einmal verbraucht.

Man muß hienach folgern, daß, wenn der Verbrauch, im Allgemeinen genommen, die Reproduktion hervorruft, der unfruchtliche Verbrauch, in einem besondern Falle, sie nicht mehr befördert, als die reproduktive Konsumtion es gethan haben würde; und daß diese, im Allgemeinen genommen, sie unendlich mehr befördert, als die erste, weil sie dieselbe so lange fortsetzt, als dasselbe Kapital nicht vergraben ist durch Unersahrenheit, oder durch regellose Exzessivität. Ohne allen Zweifel bestimmt das Verlangen nach Verbrauch die Menschen zur Auffassung und Erwerbung der Produkte; es ist folglich dies Verlangen das stärkste Triebrad der Produktion. Nun aber wird das Verlangen

nach Verbrauch eben soviel von dem Wunsche, seine Bedürfnisse zu verbessern, d. h. auf eine reproduktive Weise zu verbrauchen, angegeben, wie durch das Verlangen nach gegenwärtigen Befriedigungen; denn der Mensch fühlt, daß er mit seinem Leben nicht bloß dem vorhandenen Augenblick angehört.

Dies Verlangen des Menschen, ihr zukünftiges Wohlsitzen zu vermindern — ein Verlangen, worauf sich das fortschreitliche Gedeihen der Nationen gründet — ist sehr notwendig, um den Anforderungen der Gegenwart das Gleichgewicht zu halten; und zwar um so mehr, weil der unersättliche Verbrauch keine Schwierigkeiten darbietet. Um Geld zu vergeuden, bedarf es keines Talents; allein sehr viel Talent ist erforderlich, um es auf eine solche Weise zu verwenden, daß sein Werth nicht nur nicht verloren geht, sondern sich wiederverzinst, hierbei nicht einmal in Anschlag gebracht, daß selbst die Ausübung dieses Talents eine Arbeit ist. Jeder Augenblick fordert nur auf zu einem unproduktiven Verbrauch, und die schwächsten Wesen — die Weiber, die Kinder — lassen sich leicht dazu hinerrißen. Allein er genöthigt der Gesellschaft, oder den Familien, keine andere Entschädigung, als die augenblickliche Genugthuung, die er verschafft: eine Genugthuung, deren Wichtigkeit die Staatswirtschaftslehre auf keine Weise streitig macht, weil jene die Gesellschaft unterhält und zu ihrem Wohlsitzen mitwirkt.

Nach dieser Festsetzung fällt die Frage von der Nützlichkeit des Kunds in sich selbst zusammen.

In dem gewöhnlichen Kaufe der Dinge verbraucht sich jedes Produkt; denn es ist nur in jedem Produkt, als sein

Worth dem Produktions-Kosten gleich kommt; sein Worth richtet nur von der Nachfrage her, welche danach gemacht wird — von der von einem Ankauf begleiteten wöchentlichen Nachfrage, wodurch der Ankauf ein Verlust sein würde, wenn nicht ein Verbrauch darauf erfolgte. Es geschieht daher kommt nur zufällig und in Folge falscher Berechnungen, mit Einem Worte, es geschieht nur Ausnahmeweise, wenn die Produktion über dem Verbrauch übermäßig hinausgeht.

Wir haben uns die Produktion dargestellt als einen großen Austausch, in welchem wir unsere produktiven Dienste, oder, wenn man es anders ausdrücken will, unsere Produktions-Kosten hingeben, um Produkte zu erhalten, welche dadurch unser Eigenthum werden. Ausdrucksweise können wir uns den Vorgang darstellen als einen andern Austausch, in welchem wir unsere Produkte, unser Eigenthum hingeben, um dafür theils andere, durch Gewinn angewachsene Produkte, theils Befriedigungen zu erhalten, aus welchen die Fortdauer des Lebens und die Mehrzahl der Wünsche, von welchen dasselbe begleitet ist, entspringen.

In dem ersten Falle, welcher den reproduktiven Verbrauch in sich schließt, ist der Austausch um so vorthellhafter, als das Produkt, das wir erhalten, mehr worth ist, als diejenigen Produkte, die wir aufgegeben haben; damit aber die Reproduktion vollständig werde, ist es hinreichend, daß das erhaltene Produkt, dem Worth nach, gleich sei dem verbrauchten Produkt; denn, von jetzt an ist das Kapital ersetzt und alle produktiven Dienste sind bezahlt.

In dem unersättlichen Verbrauch, welcher ein Austausch bereits erworbenen Produkte gegen Wünsche ist, wird

der Austausch um so vertheilhaftem, als die erhaltenen Bedürfnisse im Verhältniß der aufgewendeten Produkte größer sind. Nach dieser Regel müssen Verbräuche dieser Art betrachtet werden als gut oder schlecht verstanden. Die Staatswirtschaftlicher unterscheidet sie in Privat-Verbräuche, welche den Zweck haben, die Bedürfnisse Einzelner oder der Familien, zu befriedigen, und in öffentliche Verbräuche, welche den Bedürfnissen der Gesellschaft Genüge leisten.

Die Vorschriften der Privat-Wirtschaft sind anwendbar auf die ersten; die der Staatswirtschaft sind es für die zweiten. Da in den einen, wie in den andern, der Ankauf der verbrauchten Gegenstände gemeinlich dem Verbrauch, dem man davon macht, vorangeht, so wird das letzte Wort sehr oft mit dem der Ausgabe vermengt.

Die öffentlichen Ausgaben und die Privat-Ausgaben haben eine und dieselbe Beschaffenheit mit einander gemein; denn die Natur der Reichthümer ist dieselbe für Völker und für Privatleute: die Gesetze, welche über ihre Zählung und ihren Verbrauch entscheiden, bilden keinen Unterschied in Folge des Verbrauchs, den man davon macht; gerade wie die Prinzippe der Hydraulik sich nicht verändern, wenn sie angewendet werden auf öffentliche, oder auf Privat-Bauten. Allein wir können die Abschätzung der Ausgaben nicht auf eben so sichere Grundlagen stützen, wie diejenigen sind, welche uns bei der Abschätzung der reproduktiven Verbräuche bestimmen. Bei den letzteren haben wir Quantitäten derselben Beschaffenheit zu vergleichen, d. h. den laufenden Preis der produktiven Dienste mit dem laufenden Preise der Produkte, die daraus eintpringen; doch bei dem unsichtbaren Verbrauch können wir eine Ausgabe nicht

vergleichen mit einer Befriedigung; es ist nothwendig etwas Unbestimmtes und Willkürliches in einer solchen Abschätzung. Die Natur der Dinge, welche unserer Abschätzung in allen übrigen Theilen der Staatswirtschaftslehre so viel Sicherheit gewährt, überläßt uns hier den Hosen Nachgebungen der Erfahrung. Doch ist dies für uns kein hinreichender Beweggrund, um auf das Studium dieses Theils der Wirtschaft der Gesellschaften Verzicht zu leisten. Nicht alle Theile der Wissenschaften sind desselben Grades von Vollkommenheit fähig; und es dient zum Fortschritt unserer Erkenntniß, wenn wir das, was strenger Demonstrationen fähig ist, von dem zu unterscheiden wissen, was solche nicht zuläßt: denn es ist ein wesentlicher Theil der Wissenschaft, die Gründe derselben zu kennen.

Wie viel Schwierigkeiten daher auch eine genaue Vergleichung zwischen dem Betrag der Ausgaben und den Befriedigungen, welche daraus sowohl für das Publikum als für Privatleute entspringen, haben möge: so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie sich, mehr oder weniger, ihrem Ziele nähern, oder von demselben entfernen. Die Phänomene, welche den Verbrauch begleiten, treten eben so wenig nach Zufall ein, wie die der Production. Auch hier giebt es Gesetze, welche es mit sich bringen, daß dieselben Ursachen, unter gleichen Umständen, von denselben Wirkungen begleitet werden; dergestalt, daß man daraus einige Regeln herleiten kann, um günstige Resultate für unser Wohlfeyn als Bürger oder als Privatleute zu sichern.

Zum Beispiel: die Wahl, welche die Verbraucher treffen können, um für denselben Aufwand gewisse Produkte theilweise der gewöhnlichen andern zu erhalten, gewährt auf-

geklärten Konsumenten Vortheile aller Art vor denjenigen, deren Vortheilen sich er verdacht ist. Ein Wolf wird bedient, wie es bedient seyn will; allein es unterscheidet das, was ihm gesagt, weder in den Tönen, welche die einfachsten Handgeräte ihm lassen, noch in solchen, die ihm von den vornehmsten Beamten gelehrt werden, eher, als bis es weiß, was gut ist, und zurücksetzt, was es nicht ist. Aus diesem Grunde sind, wenn alles übrige gleich steht, die Verbräuche um so besser verstanden, als ein Wolf aufgeklärt ist.

Die Ausgaben, wodurch viele Bedürfnisse befriedigt werden, sind besser angewendet, als diejenigen, die keinen andern Zweck haben, als künstliche Bedürfnisse zu befriedigen, und getöbten, im Vergleich der Opfer, welche sie erfordern, höheren Genuß. Dasselbe läßt sich nicht von den Produktionen sagen, deren Verbrauch langsam ist, wenn man sie mit solchen vergleicht, deren Verbrauch schnell von Staaten geht^{*)}. Indem man alle Mängel der öffentlichen und der bürgerlichen Ausgaben diesen Regeln unterwirft, bildet man sich richtigere Vorstellungen von den Vortheilen, die man von dem Verbrauche zieht, diese verglichen mit dem, was sie kosten; richtigere Vorstellungen aber sind ein erster Schritt zu heilsamen Reformen.

Und bedenkt man, daß die öffentliche und Privat-Ver-

*) Bei dem vortheilhaften Verbrauch findet das heere Gegen-
theil Statt. Da hier der Verbrauch der Materialien und der Dienste keinen Genuß gewährt, wohl aber die Sicherstellung des Kapitals: so vollenden sich die Arbeiten in dem dem Maße schneller und werden die Kapitale in dem dem Maße schneller zurückgezahlt, je stärker der Verbrauch von Staaten geht.

brauche dasjenige Sub, was den Familien, der Regierung und dem ganzen Staate ein Daseyn giebt; erwägt man, daß ihrer Unabhängigkeit, ihre Wohlfahrt, ihre Macht abhängen von den Hülfesquellen, über welche sie verfügen, und daß kein Reichthum anders in die Welt tritt, als durch die Güter, die nie in dieser Schlinge angeboten haben, so ist man wahrlich berechtigt, mit Jencien zu sagen: „Alle Solidität des Geistes offenbart sich darin, daß man sich zu unterrichten strebt von der Art und Weise, wie sich die Dinge machen, welche die Grundlage des menschlichen Seins sind; denn alle große Angelegenheiten beruhen sich um dieselben.“

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Begebenheiten und Unterhandlungen in deren Folge

Belgien von Holland getrennt worden.

(Aus Edinburgh Review No. CXII.)

Mit einer Nachschrift des Herausgebers zur Vertheidigung
des Se. Maj. des Königs der Niederlande.

Belgien ist, viele Generationen hindurch, die ergiebige Quelle der Unterhandlung und des Krieges gewesen; und fast beispiellos häufig waren dabei die Veränderungen, die es in seiner politischen Stellung erfuhr. Ursprünglich ein Traubengewächs von unabhängigen Provinzen, sah es sich zuletzt der milden Herrschaft des burgundischen Hauses unterwerfen. Einer Erbin dieses Hauses anheim gefallen, ging es gleichsam unter in dem unermesslichen Reiche des mächtigen Erbsen dieser Erbin, Karls des Fünften. Es wurde zur Empörung gebracht durch die Tyrannei Philipp's des Zweiten, der es durch den letzten öfterreichischen Kaiser seines Lebens auf seine älteste Tochter, d. h. auf die mit dem Erzherzog Albert von Oesterreich vermählte Infantin Isabella übertrug; „denn“ — so lautete die Urkunde — „die Niederlande lagen so weit entfernt von dem Siege der Regierung, und die Gesetze dieses Landes, die Sprache, der Charakter und die Sitten des Volks wären so verschieden von denen der Spanier, daß es auf immer für unthunlich

befanden worden, sie in Gehorsam und Untertänigkeit zu erhalten *).“ Ludwig der Vierychte verschwendete die Hülfquellen seines Königreichs in vergeblichen Bemühungen, diese Provinzen zu erwerben; und die benachbarten Conföderationen unter den Regierungen Wilhelm des Dritten und der Königin Anna hatten keinen andern Zweck, als sie dem Hause Oesterreich zu erhalten, und zu verhindern, daß sie unter Französischer Herrschaft kämen. Kaiser Joseph der Zweite, welcher durch seinen Reformatiöns-Geist ihren Unwillen erregt hatte, versuchte es, sie gegen ein Äquivalent in Deutschland aufzukaufen; und als das revolutionäre Frankreich sich in die Bahn der Eroberung geworfen hatte, wurden endlich diese Provinzen seine früheste Beute. Nach dem ersten Sturz Napoleons im Jahre 1814 wurde Belgien, gemäß dem Restitutiöns-Principe, zu Oesterreich zurückgeführt; doch Oesterreich war so stark, die Annahme eines abgefordert gelegenen und missergnügten Landes, das weit eher für eine Last als für eine Wohlthat gelten konnte, von sich abzulehnen. Nichts desto weniger wurde Belgien unter den Befehl eines österrichischen Generals, als Willelm-Gabrieles, gestellt, bis die verbündeten Mächte seine Bestimmung festgesetzt haben würden.

Belgien zu zerstören würde eine handgreifliche Ungerechtigkeit gewesen seyn. War aber dieser Entwurf einmal bestritten, so blieben noch zwei andere Wege offen, nämlich Belgien entweder unabhängig zu machen, oder es an irgend einen andern Staat zu knüpfen. Die verbündeten Mächte zogen das Letztere vor. Doch hätte man es an einem der

*) S. Watson's Leben Philipp's des Dritten.

größten Staaten Europa's abstriten wollen — 1. B. an Preußen, wie William Pitt es im Jahre 1805 beabsichtigt —: so würde dadurch die Eifersucht der übrigen angeregt und das Gleichgewicht der Macht gestört worden seyn. Die Frage lag also zwischen der Unabhängigkeit Belgien und seiner Verbindung mit dem kleinen benachbarten Staat Holland. Die vornehmsten Zwecke der verbündeten Mächte bei ihrer Verfügung über Belgien waren: 1) das Gleichgewicht der Macht zu erhalten und den Frieden Europa's zu sichern; 2) Belgien in eine solche Stellung zu bringen, welche, nach aller Wahrscheinlichkeit, bleibend wäre; 3) und hauptsächlich, seine Verbindung mit Frankreich zu verhindern. Dieser letztere Zweck konnte erreicht werden durch die Verkündlichkeit von Testaten, an welchen Frankreich unmittelbaren Antheil nahm, oder durch die Waffen der verbündeten Mächte, oder auch dadurch, daß man Belgien anstehen sollte mit dem ihm zugesprochenen Loos und ihm folglich die Fuß nahm, es gegen ein anderes zu vertauschen. Von diesen verschiedenen Mitteln war das erste eben so anwendbar auf die Unabhängigkeit Belgiens, wie auf dessen Verbindung mit Holland; die Fortdauer der einen Verbindung hätte eben so leicht gemindert werden können, als die der andern. Dasselbe läßt sich auslegen hinsichtlich der Verschlingung durch die Waffen der Verbündeten; unter beiden Umständen, es sei der Unabhängigkeit oder der Verbindung, würde der neue Staat ihres Beistandes bedürfen: denn, von Frankreich angegriffen, würde das Königreich der Niederlande eben so unfähig gewesen seyn, die Integrität seines Territoriums ohne fremden Beistand zu vertheidigen, als Belgien, seine Unabhängigkeit

zu behaupten. Wollte man dennoch verhindern, daß Belgien eine Provinz Frankreichs würde, so hatte seine Vereinigung mit Holland den Vorzug vor seiner Unabhängigkeit, wiewohl nur unter der Voraussetzung, daß jene dem belgischen Volke willkommen und ganz darauf berechnet war, seine Zufriedenheit zu sichern. Indes! wurden die Wünsche Hollands oder Belgien von den verbündeten Mächten eben nicht in dieser Erwägung gezeugt.

In der That, wie haben die Historiker eines edlen Geistes, welcher als ein günstiger Ausleger dieser Absichten betrachtet werden kann, für uns, wenn behauptet wird, daß diese wichtige Maßregel durch andere Beweggründe geboten wurde. „Die Vereinigung Hollands und Belgien,“ sagte Lord Aberdeen auf seinem Plaze im Parlament, den 26. Jan. 1832, „war eine aus dem freien Entschlusse der Verbündeten hervorgehende Handlung. Holland würde, ohne allen Zweifel, sehr gern zu seinem alten Zustande zurückgekehrt seyn und die republikanische Regierungsform gemessen haben; allein es sagte den europäischen Mächten nicht zu, es in dieser Stellung zu lassen, und aus diesem Grunde wurden jene Provinzen mit Holland vereinigt.“ Also, um die Wiedereinführung einer Republik in Holland zu verhindern, legten (um den Ausdruck desselben edlen Geistes beizubehalten) die verbündeten Mächte dem Könige der Niederlande den Vereinigungs-Vertrag auf. „Dies war,“ sagt Lord Aberdeen, „eine Anordnung für europäischen Zweck. Nicht tadeln möchten wir nun den Wiener Kongreß darüber, daß er beabsichtlich einen europäischen Zweck im Auge hatte — daß er die Erreichung jenes Friedens und jener Stabilität erstrebte, worin Hollands und Belgien Wohl-

saßet eben so sehr eingeschlossen war, wie die der größern Staaten. Allein wir machen diesem Kongreß den Vorwurf, daß er es vernachlässigte, jenen wünschenswerthen Zweck in Uebereinstimmung zu bringen mit den Wünschen der Holländer und Belgier, und daß er es unterließ, jedem dieser beiden Völker die unabhängige Existenz zu sichern, „welche,“ wie wiederum Koeb überdein aussagt, „im Jahr 1814 von den verbündeten Mächten eben so gut hätte zu Stande gebracht werden können, als die vollkommene Amalgamation der beiden Länder, welche damals wirklich und thatsächlich zu Stande gebracht wurde.“ Eine vollkommene und thatsächliche Amalgamation! Mit Erbauern wiederholen wir diese Ausdrücke, welche von den Begreiflichkeiten der beiden letzten Jahre (wenn wir nicht weiter zurückgehen wollen) so ganz und gar als sehr lehrhaft und sinnlos dargestellt werden. Gab es denn zu irgend einer Zeit eine vollkommene Amalgamation für diese Länder? Und waren die verbündeten Mächte berechtigt, sie zu erwarten? Dies ist eine Frage von einiger Wichtigkeit; denn, mit ihr steht und fällt die Wichtigkeit des Wiener Kongresses in der Vereinigung Hollands und Belgiens.

Die Vereinigung Belgiens mit Holland wurde einst Wilhelm dem Dritten (König von England) vorgeschlagen, der mit seinem gewöhnlichen Scharfblick das Experiment ablehnte. Sein Hauptbegründung war, so sagt man, die Verschiedenheit religiöser Meinungen in den beiden Ländern. Die Mehrheit der Belgier ist römisch-katholisch, während der Protestantismus in Holland vorherrscht. Bel- der Wünsche hinsichtlich der künftigen Regierung waren

dennoch ganz zuverlässig entgegengesetzt. Es giebt aber noch andere höchst wichtige Unterschiede. Holland ist hauptsächlich ein Handels-, Belgien hingegen ein Manufaktur- und Agrikultur-Staat. Die Holländer wünschen von Natur, die auf den Handel gelegten Steuern zu vermindern; die Belgier dagegen diejenigen Steuern, welche auf den Grund und Boden beruhen. Ihre Wünsche hinsichtlich der Besteuerung werden demnach stets entgegengesetzt seyn. Ihre Sprachen sind verschieden. Es gab eine Unähnlichkeit in Gewohnheiten, in Sitten, in Vergesellschaftungen, kurz in allem, was den National-Charakter konstituit; und dabei gab es noch eine gegenseitige Antipathie, die, wie unvernünftig sie auch seyn mochte, nicht aus der Acht gelassen werden durfte von denjenigen, welche eine künftige Vereinigung der beiden Völker zu erwarten schienen.

Eine Vereinigung, auf so viel zuwiderstehenden Dingen versucht, hätte noch immer ein, wenn gleich nur schwaches Versprechen von Dauer und Beharrlichkeit gemäßen können, wäre einer von den beiden Staaten weit größer und mächtiger gewesen, als der andere; wäre er berechtigt gewesen Anerkennung seiner Ueberlegenheit als Lohn für seinen Schutz zu fordern, oder hätte er Unterwerfung unter unbestreitbare Obermacht erzwingen können. Doch die Umstände Hollands und Belgiens waren von einer solchen Beschaffenheit, daß sie jeden dieser beiden Staaten von der Verbindlichkeit, sich dem Willen des andern zu unterwerfen, lossprachen; und dadurch mußte der Saame zu einer unumgänglichen Eifersucht ausgestreut werden. Hollands Umfang wurde abgeschätzt auf 2,860,888 Hektaren, jeder zu 2½ Morgen; Belgiens Umfang auf 3,337,249. Die

Bevölkerung Hollands betrug, im Jahr 1815, 2,046,885; die von Belgien, 3,377,617. Belgien hatte demnach den Vorzug in Bevölkerung und Umfang. Im Reichthum waren beide Länder sich unstreitig gleich. Holland, von der andern Seite, hatte ausgezeichnete Kolonien, eine besser eingerichtete Landmacht, und eine beträchtlichere Seemacht. War es natürlich, daß unter Umständen, welche der Gleichheit so nahe kamen, jeder dieser beiden Staaten sich der Eifersucht enthalten werde, bei dem leichten Anschein von überwiegendem Einfluß auf den andern? Gleichwohl sieht man von den Belgiern voraus, daß sie sich als Unterthanen eines holländischen Königs glücklich fähig fühlten!

Eine so begonnene Vereinigung versprach selbst dann nicht Fortdauer, wenn sie von Hause aus, mit der herzlichsten Zustimmung jedes Landes zu Stande gekommen wäre. Hieran fehlte es jedoch in beiden Ländern. Zwar wurden die Holländer durch die Aussicht auf ein Heberge-
recht, zu welchem keiner von beiden berechtigt war, zu einer widerstrebenden Einwilligung veranlaßt; doch die Belgier verwarfen gleich Anfangs die angebotene Einrichtung. Eine, von dem Minister des Königs der Niederlande zusammenberufene Versammlung von Notabeln sollte ihrer Zustimmung geben zu dem Fundamental-Gesetz, wodurch die Vereinigung beider Staaten geheiligt und beide in Zukunft regiert werden sollten. Aufgestellt waren 1603 Notabeln. Von diesen erschienen nur 1323. Wider das Gesetz stimmten 796; für dasselbe 527. Dieses war demnach durch eine Mehrheit von 269 Stimmen verworfen. Für die Vereinigung würde dies im höchsten Grade ver-
derb-

berühlich gewesen seyn, hätte der König der Niederlande nicht seine Zusage genommen zu einem, in den Annalen des legislativen Verfahrens beispiellosen Rettungsmittel. Die 280 abwesenden Notablen wurden unter dem Königl. verordneten Vorwande, daß Schwelgen so viel sei als Einwilligung, als solche betrachtet, die für das Gesetz gestimmt hätten; und 126 von der Mehrheit, welche ihr Verum mit Gründen belegt und den Religions-Unterschied gründend gemacht hatten, wurden auf der Liste gestrichen. Die Zusammenfügung der Anwesenden gab eine Mehrheit von 11 Stimmen, und auf der Grundlage dieser Minorität wurde der Abt verurtheilt, „daß Belgien die Vereinigung angenommen habe.“

Eine unter so ungünstigen Umständen begonnene Vereinigung konnte nur verkümmert werden durch liberalisirte, Würde und unpartheische Vertheilung der Vortheile, so wie durch ein sorgfältiges Anpassen aller Maßregeln an die Wünsche und Forderungen der beiden Staaten. Unparteilichkeit war noch dringender nothwendig, als wenn sie wären von einem Könige regiert worden, welcher weder Holländer noch Belgier war; denn von Belgien, sofern es einem holländischen Könige unterworfen war, ließ sich erwarten, daß es jedes Symptom einer Hingebung nach den Interessen Hollands als Argwohn betrachten werde. Demnach wurden gleich Anfangs die Vortheile ungleich vertheilt. Durch das Staatsgrundgesetz selbst wurden die sehr große Staatsschuld Hollands und die vergleichungsweise geringe Staatsschuld Belgiens dem allgemeinen Schatze zugewiesen, um von beiden Staaten gleich getragen zu werden. Die 3,337,000 Belgier und die 2,046,000 Holländer sollten in einem gemein-

schaffischen Parlament durch eine gleiche Zahl repräsentirt werden: — 55 für jedes Land. So wurde, in den allerwichtigsten Beziehungen, eine angebliche Gleichheit auf eine solche Weise festgestellt, daß sie lässig für Belgien und begünstigend für Holland wurde. Warfen die Belgier einen Blick in ihre neue Konstitution — in das Staatsgrundgesetz — um Sicherheiten zu finden gegen zukünftige Mißbräuche und gegen jene partiellische Anticlientel-Übung, welche zu fürchten sie so viel Grund hatten: so machten sie die Entdeckung, daß sie Nichts zu erwarten hatten, welche nach Belieben erachtet werden konnten; die Minister waren nicht verantwortlich, und die Freiheit der Presse in so zweideutigen und unbestimmten Artikeln proklamirt, daß wenig Hoffnung dafür übrig blieb, daß dies Palladium ihrer Freiheiten nicht zuletzt seiner ganzen besondern Kraft beraubt werden könne.

Eine von den schlechtesten Handlungen des neuen Bundes war willkürlich, unpopulär und ungemein beleidigend für das belgische Volk. Dieses hing an einem gerichtlichen Verfahren durch Geschworene. Das holländische Kriminal-Verfahren weiß nichts von einer solchen Institution. Gleichförmigkeit wurde für wünschenswerth erachtet. So waren die Belgier aufgereizt, und ohne daß sie dazu ihrer Einwilligung gegeben hatten, blieb das gerichtliche Verfahren durch Geschworene in Kriminal-Fällen summarisch abgeschafft.

Die Belgier wurden außerdem einer peinigennden Anbeugung der holländischen Sprache ausgesetzt. Von einem beträchtlichen Theile der Belgier wird ausschließlich französisch gesprochen. Die übrigen sprechen flämisch, säch-

ken es aber nicht, so daß durch ganz Belgien alles Ver-
schänt in französische Sprache abgethan wird. Es erscheint
ein Befehl, daß keine Schrift, welche nicht in Holländisch
oder Flämisch abgefaßt ist, den Stempel erhalten soll;
denn dieser ist erforderlich, um schriftlichen Willkürmissen
Gehehlichkeit zu erhalten. In einem Augenblick sind Tau-
sende von geschicklich anerkannten Schreiber-Männern ihrer Sub-
sistenz beraubt, weil sie unfähig sind, sich diesem willkür-
lichen Diktate anzupassen. Ohne ein anderes Verbrechen
begangen zu haben, als das, Belgier zu seyn und nur die
angestammte Sprache zu reden und zu schreiben, werden
sie an den Vertheilung gebracht und ihre Plätze von den
glücklicheren Holländern eingenommen.

Obgleich diese Handlungen partheiisch und ungerecht
schienen, war gleichwohl zu hoffen, daß der König der
Niederlande in der Vertheilung des Schutzes seinem Bel-
gien einige Schadloshaltung werde zu Gute kommen las-
sen. War dies der Fall? Im Jahre 1816 war von
acht Staatsministern nur ein einziger ein Belgier; von 28
diplomatischen Agenten wiederum nur einer; von 244 Mi-
nisterial-Beamten in den verschiedenen Holl.-Departementen,
65; von 83 Generolen, 16. Die Offiziere der königlichen
Garde waren sämmtlich Holländer; eben so bei Viertel
der Artillerie. Was konnte Belgien aufrechten gegen einen
holländischen König, gegen ein holländisches Ministerium,
gegen ein Heer, das meistens von holländischen Offizieren
besetzt wurde? Nichts konnte es entgegenstellen, als
Repräsentanten, gleich an Zahl mit denen des minder aus-
gezeichneten, minder bevölkerten, doch mehr begünstigten
Staats. Doch was konnte dies fruchten? Wünschte die

Regierung eine Maßregel, welche Holland auf Kosten Belgien begünstigte, durchzusetzen, so konnten die Minister der einmüthigen Mitwirkung der 55 holländischen Mitglieder gewiß seyn, und ein einziger Belgier, der für die Minister gewonnen war, gab ihnen die Mehrheit und stellte Belgien zu ihrer Verfügung. Selbst wenn das Repräsentativ-System gleichmüthiger eingerichtet gewesen wäre, so würden die Belgier noch Ursache gehabt haben, unzufrieden zu seyn mit einem Parlamente, „wo“ — so drückt sich Herz Joha Kassel in seinem „Schreiben an Lord Holland über fremde Politik“ darüber aus — „die Mitglieder in verschiedenen Sprachen über einander spotten; wo ein belgischer Abgeordneter, welcher eine Finanz-Frage aufwirft, vollständig zu Boden gesunken wird durch die unvorsündliche Antwort des holländischen Kanzlers der Schatzkammer; wo die eine Hälfte der Kammer die andere Hälfte nicht eher versteht, als bis sie am folgenden Tage ihre Neben in den Sitzungen übersetzt findet.“

In jedem Lande ist Beförderung eine ergiebige Quelle des Wohlvergnügens; doch vielerlei Anstalten trafen zusammen, um sie ganz besonders dazu in Belgien zu machen. Der Zweck, die Art und die Manier der Beförderung waren gleich widerwärtig für die Belgier. Erstlich wurden sie besteuert für holländische Zwecke — für die Begleichung der holländischen Schuld — für die Reparatur der holländischen Dämme; zweitens waren die ihnen auferlegten Steuern der Art, daß sie den holländischen Handel auf Kosten des belgischen Ackerbau's mächtigten; und drittens wurden sie auf eine belästigende und unterdrückende Weise erhoben. Die Municipal-Layen an den Eingängen

der Silber erheben, wurden sehr vermehrt: kein Artikel der Ernährung durfte vom Lande eingeführt werden, ohne ein Theer seine Taxe zu bezahlen. Taxen, welche den in England am meisten verabscheuten *) gleich kamen — Taxen, welche, wie Aufwands-Belege, auf fast jeden Artikel, der das *Superflua et necessario* jenseits des Pasports konstituiert, wiesen, und nur auf die Löhnung der manufakturirenden Thätigkeit Belgens abzwacken — wurden mit unbarmherziger Strenge vertheilt. Dabei gab es zwei Steuern, welche mehr zu Tode trübten, als die übrigen, und dem ackerbauenden Landmann vorzüglich lässig waren: Steuern der schlimmsten Art, welche die Hauptnahrung des Volks treffen, ohne auch nur einen schmalen Gewinn in sich zu schließen, der auf Verschönerung von Interessen hindienete. Dies waren die Mahl- und die Schlachtsteuer. Die erste war eine Steuer auf Wehl, welche nicht bloß den Preis der ersten Lebensnothdurft erhöhte, sondern auch durch Abordnungen erschwert war, wodurch verboten wurde: daß Korn zu Hause gemahlen werden durfte — ferner, daß verschiedene Arten des Getreides anders als in den von dem Gesetz vorgezeichneten Verhältnissen gemischt würden — endlich die Abführung des Getreides nach der Mühle anders, als zu gewissen Stunden mit einem passavant, für welchen der Møhlner zu zahlen hatte. Die Schlachtsteuer war, wo möglich, noch quälender. Es war eine Steuer auf das Abschlagen des Rumpfes. Was würden wir in England von einem Gesetz denken, das den Lüttichbetrachener des Rumpfes beraubte, seine eigene

*) Hier sind die Symmetrien aneinander setzen zu verstehen, bei welchen alle auf Verschönerung beruht.

Schmeint zu tödten? — das ihn nöthigte, seine Arbeit im Stich zu lassen, um vielleicht zehn (englische) Meilen zu dem Steuerannahmer zu gehen und dieselbe Rechtschafft zu geben über das abgeschätzte Gewicht und den Werth des abgeschlachteten Thieres (wobei er eine Summe angeben muß, um welche der Steuerannahmer, vermöge des Vorkaufsrechts, ihn verlangen kann, das Thier zu verkaufen) und so die Erlaubniß zu erhalten, daß er es zu einer festgesetzten Stunde durch einen berechtigten Schlachter tödten lassen kann? So verhielt es sich mit der Schlachsteuer, einer von den Wohlthaten, welche Belgien seiner Verbindung mit Holland verdankte.

Selbst eine Anhäufung von unabhängbaren Beleidigungen erzeugte ganz natürlich sehr viel Unzufriedenheit; und Belgisches Presse würde ein sehr untreuer Ausleger der öffentlichen Meinung gewesen seyn, wenn kein Ausdruck des Mißvergnügens in ihren Spalten zum Vorschein gekommen wäre. Er kam zum Vorschein. Zwar hatte es nicht viel auf sich mit dem Grade von Freizheit, den die Presse in Belgien genoß; doch trachtete er hin, um die Gefühle der Belgier laut werden zu lassen. Diese Beleidigung war nicht zu ertragen. Unglücklicherweise wurde um diese Zeit der Rath des Königs von dem Herrn von Mannen geleitet: einem Manne von großer Geschicklichkeit, der jedoch sehr zu Willkühr händigte; einer von den standhaften Bewunderern einer höflichen Pöbel, der, einst in Exremum lebend, von dem verhassten Republikanismus seiner früheren Tage übergegangen war zur Vertheidigung der absolutesten Feindsüßer monarchischer Gewalt. Durch ihn scheint entschieden werden zu seyn, daß die Beschränkungs-

Maßregel verläßt und die Stimme der Presse ersticht werden müsse. Mit wenigen Worten wollen wir der Umstände gedenken, welche nacheinander eintreten. Im Juli 1818 wurden zwei Franzosen, Jador und Tellez, zu einjährigem Gefängniß und darauf folgender Verbannung, wegen gewisser politischer Poesien verurtheilt, welche weder gefährlich, dennoch noch ausfällig beleidigend in einem Blatte „der Argus“ genannt, zum Besten gegeben waren. Im Oktober und November 1818 erschienen zwei Artikel in dem *Courrier du Pays-Bas*, der eine von dem Herrn Dupetiaux betitelt „Vertreibung der Herren Tellez und Jador mit Verletzung des 4. Art. des Staatsgrundgesetzes,“ und nachweisend, daß die Verbannung verfassungswidrig sei; der andere zu demselben Zweck von Herrn de Potter, Verfasser der Lebensbeschreibung *Caipio's de Riel*. Dafür wurden die Herren Dupetiaux und de Potter verhaftet, und in Folge einer Verurtheilung vom April 1815, kassirte anwendbar auf die Presse, im Dezember 1828 verurtheilt, jener zu einem jährlichen Gefängniß und einer Geldstrafe von 500 Gulden, dieser zu einem Gefängniß von anderthalb Jahren und einer Geldstrafe von 1000 Gulden. Das Publikum wurde dadurch aufgebracht; die Kammern murmelten lauter, als sie zu thun pflegten; und die Regierung sah sich gezwungen zu einem Entwurf, wodurch jene Verurtheilung von 1815 zurückgenommen wurde. Den 16ten Mai 1829 wurde das neue Gesetz bekannt gemacht, welches die Presse auf einen freieren Fuß setzte, als sie früher zu Theil geworden war; doch die Opfer des früheren Gesetzes hatten keinen Grund von dieser Veränderung. Dupetiaux und de Potter blieben im Gefängniß, und

fruchtelos waren alle die Einschränkungen, welche den Lesern wegen Aufhebung der Censur, überdrückt wurden. Indes hatte das Publikum nicht vergeblich seinen Unwillen an dem Tag gezeigt. Etwas wurde für Belgien gewonnen. Inaet Dethet, welches den Gebrauch des Holländischen und Flämisch-Brabantischen gebot, wurde modifizirt, ein belgischer Katholik zum Minister der geistlichen Angelegenheiten ernannt, und die Regierung entschied sich allen, in ihrem früheren Absichten liegenden Einnäherung in die Erziehung der katholischen Geistlichkeit auf der Universität zu Löwen. Bei dem allen waren diese Zugeständnisse mit Strenge versehen. Gehorsam gegen die Regierung wurde mit größerem Nachdruck erzwungen, und unter manchen andern Fällen erfolgte einer von besonderer Härte. H. M. von Staassant wurde, weil er wider das Budget gestimmt hatte, einer Pension beraubt, welche ihm für früher geleistete Dienste zu Theil geworden war. Er und Andere regten das Mitleid des belgischen Publikums an, und es wurde in Antrag gebracht, sie durch eine allgemeine Subskription zu entschädigen, die für jeden Betragenden auf einen Gulden festgesetzt war.

Zum Erkennen des Publikums, welches die Freisheiten der Presse durch das Gesetz vom 16. Mai 1829 geschützt glaubet, erschien den 11. Dec. desselben Jahres eine königliche Verordnng, welche den Entwurf zu einem andern Gesetze empfahl, wodurch das vom Mai gänzlich aufgehoben wurde. Der Vorschlag ging auf ein bis dreijährige Gefängnißstrafe (und die doppelte für wiederholtes Vorgehen) für Diejenigen, welche sich der Angriffe auf die verpflichtende Kraft bestimmter Gesetze schuldig machten, oder zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufzufordern würden;

ferner für Diejenigen, welche die öffentliche Sicherheit stören und in Gefahr bringen würden, dadurch, daß sie Zwietracht ausfäcten und Anruhe oder Verdacht näherten; endlich auch für Diejenigen, welche sich schuldig machen würden des Angriffs oder der Verleumdung der Regierung, oder eines ihrer Zweige, oder welche ihre Handlungen tadeln, oder ihre Absichten verheimlichen, oder ihre Autorität zu untergraben versuchen würden. In die Augen springt, daß, bei der Willkür eines solchen Gesetzes, von der Presse keine Opposition ausgehen konnte; keine noch so leise Mißbilligung gegen die Maßregeln oder die Politik der vorhandenen Regierung konnte vernommen werden, so lange es möglich war, in dieser Mißbilligung einen Versuch zu sehen, wodurch die Autorität der Regierung untergraben, ihre Absichten verheimlicht, Unruhmacht ausgebreitet und Verdacht genährt werden sollte. Wie der größten Sicherheit gingen die Schanzmacher solcher Artikel den härtesten Strafen entgegen, um so mehr, wenn sie es mit entschulten Mächtem zu thun hatten. Die wirkliche Strenge der Regierung stand in voller Harmonie mit ihren Ankündigungen. Die für Stafford und Andree eröffnete Subscriptions wurde als verächtlich belächelt betrachtet, und de Potter, Lelmann, Bartels, Coche, Wankens, Vanderstraeten und de Rube wurden als Herausgeber verschiedener Tagblätter verhaftet und verfolgt, weil sie diesen Subscriptions-Entwurf bekannt gemacht hatten. Von ihnen waren de Potter, Bartels und Lelmann am meisten gehaßt. Da man nun glaubte, daß die bloße Bekanntmachung des Entwurfs keinen hinreichenden Grund zur Ausübung der Strenge hergeben würde: so wurden sie

des Hochverraths beschuldigt, und man bemächtigte sich ihrer Papiere und fing ihre Briefe auf, in der Hoffnung, daß sich darin etwas finden werde, die Beschuldigung zu begründen. Doch die Regierung sah sich in ihrer Erwartung betrogen; und trotz ihres willkürlichen Verfahrens sand sie sich genöthigt, die Hauptbeschuldigung (die des Hochverraths) fallen zu lassen und sich mit der Beschuldigung zu begnügen, daß jene zur Empörung gereizt hätten. De Potter, Thielmans und Bartels wurde demnach zur Verbannung verurtheilt: der erste auf acht Jahre, die beiden andern auf sieben. Eine geübtere Verlesung der beschriebenen Thaten war in neuerer Zeit nicht vorgekommen. Das wahre Vergehen dieser Männer bestand darin, daß sie einen Versuch gemacht hatten, der, wie unangenehm er auch der Regierung seyn machte, nichts Ungeehrliches an sich trug; und die abhängigen Richter, welche sie verurtheilten, waren genöthigt, ihre Zustufe zu einer konstitutionellen Empörung zu nehmen, um sie als Sünder der öffentlichen Ruhe zu verdamnen. Dies waren zwar die ersten Verfolgungen von Wichtigkeit; aber sie blieben nicht die einzigen. Im Laufe eines Monats wurden hundert Verfolgungen gegen die Presse abhängig gemacht; und unter van Raanens Aufstigen begann die Regierung einen nachdrücklichen Krenaus gegen den freien Ausdruck des Gedankens. Die kinere Schaafe war jetzt bis an den Rand gefüllt. Die Belgier fühlten sich stärker angetrieben, als sie es ertragen konnten. Es nennen war ihnen der kleine bleibende Wismuths — die Pressfreiheit. Sie wurden von abhängigen Richtern gerichtet, von nicht verantwortlichen Ministern regiert. Ad-

nen wir uns darüber wundern, daß sie murmelten? Würden sie nicht aufgehört haben, Wünschen zu sagen, wenn sie geschwiegen hätten?

In diesem entzündlichen Zustande des öffentlichen Geistes, wo ein dummer Haufe eine Bruchschraube veranlassen konnte, in diesem Zeitpunkt, wo allen Beobachtern menschlicher Phänomene einleuchtete, daß für Belgien eine Krisis vor der Thüre sei, brach in Frankreich die Julus-Revolution von 1830 aus. Es steht nicht an denen, welche von dieser Revolution als von der alleinigen Ursache derselben reden, was bald darauf in Belgien geschah; gerade als ob in dem letztern Lande keine Beschwerden Statt gefunden hätten, gerade als ob für die Belgier kein Mißvergnügen eher im Gange gewesen wäre, als bis die Franzosen es ihnen in die Hände gegeben. „Ich will nicht,“ sagt Lord Aberdeen den 19. Aug. 1831 im Oberhause — „ich will nicht eingehen in die Geschichte und den Fortgang der belgischen Revolution; ich will auch nicht eine Untersuchung darüber anstellen, ob diese Revolution nicht ihrem Ursprung einem fünfzehnjährigen Frieden — dem zunehmenden Reichthum, der Glückseligkeit und der Wohlfahrt verdankt, welche das Königreich der Niederlande unter der wohlthätigen Leitung des Hauses Oranien genossen hatte, oder vielmehr dieser Ursprung jenen solchen Institutionen zugeschrieben werden muß, welche unter einer liberalen und weislichen Regierung emporgewachsen sind. Ohne auf so etwas einzugehen, will ich lieber sagen, es könne nicht gelugnet werden, daß die belgische Revolution das jüngergeborene Kind der französischen ist.“ Auf dem vorstehenden Exempe haben wir einen Abriß der Geschichte ge-

geben, welche Lord Wretburn so beschelten den sich ableset; aber wir möchten, mit aller schuldigen Unterordnung unter das Urtheil dieses Staatsmanns, hinzufügen, daß wir dadurch zu Folgerungen hingeleitet werden, welche hundertmal verschieden sind von denen, welche seine Beobachtungen in sich schließen. Darin stimmen wir mit dem ersten Lord überein, daß, ohne in eine solche Untersuchung einzugehen, es möglich ist, mit exemplarischer Redlichkeit zu behaupten, daß die belgische Revolution ein Kind der französischen gewesen sei. Wir sagen aber dabei, daß, wenn wir in solche eine Untersuchung eingehen, wir nicht dahin gelangen werden, die Begebenheiten in Belgien in einem so hohen Maße der Instrumentalität Frankreichs zuzuschreiben. Die französische Revolution brachte nicht die belgische zu Wege; sie beschleunigte bloß was über kurz oder lang eintreten mußte. Es gab in beiden Ländern Ursachen des Mißvergnügens; und nichts war natürlicher, als daß der erfolgreiche Widerstand in dem einen zu einem Widerstande auch in dem andern aufmunterte.

Die erwartete Krise blieb nicht lange aus. Am Abend des 25. Aug. brach die Mine. Der offenkundige Ursprung war gemein und unbedeutend. Es entstand ein Geschrei gegen eine östliche Steuer, welche den Weizenpreis erhöhte, und ein Mißvergnügen, der Anfangs eben nicht bedeutend war, versammelte sich. Der erste Veranlassungspunkt, der war ein Angriff auf das Haus Adry Vagnant's, eines geflüchteten Piemontesen, welcher, früher in Frankreich der Fälschung überwießen, gegenwärtig als Herausgeber des *National* (eines anti-belgischen Tagblatts, worin die Ansichten der Hefenpartei vertheidigt wurden) seine Rolle spielte.

Das Haus dieses Mannes wurde von dem Pöbel geplündert. Wichtigster Gegenstand der Raube war von Waaren, der Justiz-Minister, dessen Haus von der wüthenden Menge nicht bloß geplündert, sondern auch in Brand gesetzt wurde. Die Wege des Lummus wälzte sich von jetzt an rascher: Wein- und Veamtswechseln wurden erleichtert, des Waffenschießen die vorzüglichsten Nordwestkrüge gewaltsam genommen; und die ganze Nacht hindurch war die Stadt dem Suchefinden eines berauschten und von Woyzeißung bewegten Pöbels preisgegeben. Es erfolgten Nachschweifungen, wie der Gang der Revolution sie nur allzu oft darbietet, und der Kampf um Freiheit nahm allerdings die ekelhafte Gestalt an, unter welcher die Vertheidiger der Willkür ihn darzustellen lieben: die eines berauschten Heulen, welcher gar Warnung dient. Gewiß erträgt der vernünftige Freund der Freiheit diesen Anblick mit größerem Abscheu und Schauer, als der Bewunderer despotischer Regierung. Solch eine Krisis weist die richtige Stellung der Parteien über den Haufen; sie stellt die Unterdrückten in das vertheilhafteste Licht von Aufrechterhaltern der Ordnung, während die Unterdrückten zu Schändern der heiligsten Prinzipie werden, welche die Wohlfahrt einer Gemeinheit verhängen. Im Grunde können die Abscheulichkeiten einer Revolution doch nur als ein Argument gegen die Art und Weise der berechneten Veränderung, nicht als ein Argument gegen die Nothwendigkeit derselben gebraucht werden. Ja, sie sind nicht selten ein Beweis für diese Nothwendigkeit; denn, sie verrathen das tiefe Gefühl des Unrechts, unter welchem die Emporen sich gekrümmt haben, und sie zeigen zugleich, wie tief ihre Herabwürdigung war. Eine Revolu-

nen, welche Negerklaven in den Elend bedrückt, ihre Hände auf den Rücken der Pflanze zu legen, würde ohne Zweifel alle andere Revolutionen an Uthörslichkeit übertreffen; doch würde darin wahrlich kein Beweis liegen, daß man darauf bedacht seyn müsse, die Herrschaft der Sklavenspißel fortzuführen. Cerealtipat trifft jetzt nur Diejenigen, welche ein Volk herabgewürdigt — welche gesüßten, seligmäßen, grußigten Veränderungen widerstanden und der Uthörskeit keinen andern Zugang offen gelassen haben, als den der Gewalt.

Dech Trübsal Schicksal brachte es um diese Zeit nicht mit sich, daß es die Ausschweifungen der Pöbel-Herrschaft lange dulden sollte. Allerdings wurde den Empörern durch den unerschrocknen Widerstand der Truppen zur allzu viel Aufmunterung zu Theil; denn diese, 2000 an der Zahl, zogen sich am Nachmittag des 26sten, nach mehrstündigen Scharmüthen in den Straßen, auf den Königsplatz (Place Royale) zurück, wo sie ruhige Zuschauer blieben, während die Häuser des Kommandanten der Stadt, des Procureur du Roi, des Pöbel-Vorstehers, so wie aller Derjenigen, welche in der Verwaltung des Gesetzes befangen waren, von dem Pöbel niedergeworfen wurden. Kostbares Mobiliar wurde aufgeschichtet und in den Straßen verbrannt, und eine ungeheure Plünderung und Zerstörung des Privat-Eigenthums fand in fast allen Abtheilungen der Stadt Zeit und Raum. In dieser furchtbaren Noth leitete die Municipalität die Reorganisation der Bürgergarde ein, und forderte die unthätigen Truppen auf, sich in ihre Barracken zurückzuziehen. Im Laufe dieses Wreaths und des folgenden Tages wurden fast 5000 Mann Bürgergarde organisiert. Un-

der Hoogenloef's, ihres Obersten, Befehl griffen sie den Platel an und trieben ihn zurück; die Ordnung wurde wieder hergestellt und aufrecht erhalten. Die achtungswürdigen Vögte von Trüffels hatten auf diese Weise einen Aufstand unterdrückt, den die königlichen Truppen nicht bezwingen wollten oder nicht bezwingen konnten. Die Stellung, die sie genommen, und der glückliche Ausgang ihres Unternehmens hatte ihnen Muth und Macht verliehen; und sie beschloßen, beides anzuwenden, um eine Abstellung der Beschwerden zu bewirken. Mithin einer Deputation überreichten sie dem Könige eine Zuschrift, worin sie die volle und unparteiische Berücksichtigung des Fundamental-Befehls, die Entfernung des Justiz-Ministers von Raanen, die Aufhebung der Schatzsteuer, ein neues Wahl-System, gerichtliches Verfahren durch Geschworene, Verantwortlichkeit der Minister und vermehrte Strenge gegen die Presse verlangten, außerdem aber noch eine schnelle Einkerbung der allgemeinen Einnahme (General-Steuer) empfahlen. Der König willigte in die letzte Forderung und nahm von Raanen's Entlassung an. Inzwischen marschirten Truppen nach Trüffels, und auch der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich näherten sich der Stadt. Jener ließ den 31. Aug. auf eine Deputation, welche ihn ankündigte, daß er mit Sicherheit nur dann in Trüffels eintreffen würde, wenn er von Wenigen begleitet wäre, und daß die Bürgergarde für die Ruhe der Stadt einstände. Der Prinz von Oranien ließ sich diese Bedingungen gefallen; von einem einzigen Adjutanten begleitet kam er am folgenden Tage in Trüffels an. Er ernannte einen Rathschuß zur Beratung der Beschwerden, und erließ eine Proclamation, worin er den

Einwohnern im Namen des Königs für die Wiederherstellung der Ordnung dankte. Am 3. Sept. sprach der Ausschuß zuerst die Forderung aus, daß die Vereinigung Belgiens mit Holland möchte aufgelöst werden. Diese Forderung fand in Widerspruch mit den Vorschlägen, welche der König aus Brüssel erhalten hatte: Vorschläge, in welchen man vor allen Dingen auf die volle Wollendung des Fundamental-Gesetzes gedrungen hatte, dessen Hauptgegenstand die Vereinigung war. Es wurde jedoch um diese Zeit nicht bestritten, daß die beiden Länder, obgleich bei getrennten Verwaltungen, aufhören sollten, von demselben Monarchen regiert zu werden. Der Prinz von Oranien erhielt Zusicherungen von der gegenwärtig günstigen Stimmung der Belgier für die Dynastie Nassau, und mit diesen Zusicherungen kehrte er nach dem Haag zurück, um die Forderungen des Ausschusses zu unterstützen.

Die General-Staaten versammelten sich den 13. Sept. im Haag, und der König sagte ihnen in seiner Eröffnungsrede, „der Hauptzweck der Beratung sei eine Revision des Staatsgrundgesetzes mit dem Zweck, Holland und Belgien zu sondern.“ Dabei legte er ihnen folgende Fragen vor: 1) Ob die Erfahrung die Nothwendigkeit einer Abänderung der National-Institutionen nachweise? 2) ob, wenn dies der Fall wäre, die zwischen den beiden großen Abtheilungen des Königreichs bestehenden Verhältnisse, zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls, der Form oder dem Wesen nach verändert werden müssen? Während der Erörterung dieser Fragen erfolgten zu Brüssel Ereignisse, welche die günstige Stimmung der Belgier für die Dynastie Nassau nur allzu reichsam vermischten, obgleich der Prinz

Prinz von Oranien noch vor kurzem die kühnsten Zusicherungen erhalten hatte. Den 19. Sept. erhob sich, angereizt durch den Zusammenschluß vieler Arbeiter aus den benachbarten Städten, und gereizt durch den anhaltenden Druck der Forderungen, deren augenblickliches Verschwinden er in seiner Unwissenheit erwartet hatte, der Brüsseler Pöbel, ergriffte Waffen von dem Ausbruch der öffentlichen Sicherheit und überfiel und entmenschte am nachfolgenden Tage die Bürgergarde. Kaum man hatte Prinz Friedrich dies vernommen, so hielt er sich unglücklicherweise durch diesen Unfug gerechtfertigt wegen seiner Hintanhaltung des von dem Könige gegebenen förmlichen Versprechens, während der Veranschlagung der General-Estaaten keine Gewaltmaßregeln zu gebrauchen. An der Spitze seiner Truppen rückte der Prinz nach Brüssel vor und verlangte den 21. in einer Proclamation, daß die, früher von der Bürgergarde besetzten Posten seinen Truppen übergeben werden sollten. Doch die Bürgergarde und der Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt hatten nicht mehr die Macht, zu beschließen, ob diese Forderung erfüllt werden sollte, oder nicht. Die Stadt war in den Händen eines empöerten Pöbels, welcher den Beschluß faßte, jene gegen die Truppen zu vertheidigen. Den 22. griffen die holländischen Truppen in sechs Abtheilungen gleichzeitig sechs von den Stadtthoren an, die sehr schnell erobert waren. Allein aus diese ersten Erfolge reiheten sich nicht glückliche Resultate. Laut über den Straßen waren starke Barricaden; zahlende Horden stellten sich dem Fortgange der Truppen entgegen, und dabei waren sie dem jessenden Hauch aus den Häusern ausgesetzt. Nichts desto weniger hielten sich die Truppen

innerhalb der Mauern und nahmen eine starke Stellung in dem Park. Noch vier Tage hielt dieser Kampf an: ein Kampf, welcher von Schaulustigen aller Art begleitet war, nur nicht von einem entscheidenden Erfolg auf irgend einer Seite. Die Truppen wurden nicht geschlagen; doch die Stadt zu halten, dazu war keine Aussicht da, und senach ließ Prinz Friedrich sie verständiger Weise abziehen. Inzwischen war, unglücklicher Weise, für das Haus Oranien zu Brüssel eine erdichtete Proclamation in Umlauf gesetzt worden: eine Proclamation, worin der Prinz Friedrich seinen Truppen zwei Wochen ungehinderter Plünderung versprochen, wenn sie ihn am nächsten Tage zum Schutze Brüssels machen wollten. Diese Fälschung wurde, in einem Augenblick starker Erregtheit, begierig von einer erdichteten Menge aufgelegt, welche nur allzu gern war, schlecht von den Holländern zu denken; und, zu noch größerem Unglück, schien eben diese Fälschung einen hohen Grad von praktischer Befähigung zu erhalten, als einige von den Truppen, welche im Besitze der Breven-Straße waren, sich Raub und Gewaltthat erlaubten. Indem dies zu den erdichtenden Umständen dieser schrecklichen Tage hingekam, erlosch in der Weichheit der Belgier jede günstige Spannung für das Haus Oranien, welche sie früher gehabt hatten; und so verstrich die Möglichkeit, irgend ein Ende dieser Hämorrhöe auf dem belgischen Thron zu befestigen.

Wenden wir jetzt unsere Blicke auf das Versehen anderer Völker während dieser begrabeneitreichen Periode.

Seld nach dem ersten Aufstand zu Brüssel ersuchte die französische Regierung, um die Befestigung, daß sie ihren Antheil an diesen Unruhen habe, von sich abzulehnen, Sag-

land, um seine Wirkung, sofern es darauf ankam, den König der Niederlande zur Annahme der vortheilhaften Forderungen seiner belgischen Unterthanen zu bewegen. Diese Mitwirkung verlagte die englische Regierung. Es war keine Aufforderung erfolgt, wodurch unsere Einmischung in die niederländischen Angelegenheiten mehr nachgesucht worden; unsere Kenntniß dieser Angelegenheiten aber trügte nicht hin, um uns zum Rathgehen zu berechnen, und außerdem war es rathsam, den Ausgang der Versammlung der General-Staaten abzuwarten.

Den 7. Sept. forderte der König der Niederlande (oder, wie wir ihn von jetzt an nennen werden, der König von Holland) zuerst ausdrückliche Dankschuld, indem er die Aufmerksamkeit Großbritanniens, Rußlands, Oesterreichs und Preussens (als Unterzeichner des Traktats vom Mai 1814) auf eine solche Modifikation des Fundamental-Gesetzes hinlenkte, wie von den General-Staaten in Vorschlag gebracht werden konnte, um Holland und Belgien in administrativer Hinsicht zu sondern; dabei lud er ihre Bevollmächtigten ein, sich zu diesem Endzweck im Haag zu versammeln. Es war der Sache angemessen, daß Mächte, welche die Vereinigung Hollands gestiftet hatten, aufgefordert wurden, die Sonderung beider zu feststellen; es war aber zu gleicher Zeit nicht unwahrscheinlich, daß ihre Gegenwart nachgesucht wurde, um die Sonderung in dem möglich kleinften Umfang zu Stande zu bringen; denn es war bekannt, daß, unter andern Punkten, gesonderte Militär-Einrichtungen und gesonderte Kammeren von Seiten Rußlands und Preussens auf hartem Widerspruch stoßen würden. Des Zusammentritts der General-Staaten haben wir bereits gedacht, so

wie der sichtbaren Mafchine in Orloff, welche den 19. Sept. von neuem ihren Anfang nahmen und dem Stande der Angelegenheiten eine neue Gestalt gaben. In die Fortdauer beider Staaten unter einem Monarchen war nicht mehr zu denken; denn sie war unmöglich geworden. Der König konnte seine Autorität nicht wiederherstellen — die Bedingungen der Vereinigung konnten nicht erfüllt werden — und Frankreich, das (als Unterzeichner des Pariser Traktats vom Nov. 1815, welcher den Traktat vom Mai 1814 und den früheren Akt des Wiener Kongresses speziell bekräftigte) für die Vereinigung Hollands und Belgiens theilhaftig war, wurde von unserer Regierung (dort überdem war damals Schreier für die ausstehenden Angelegenheiten) aufgesordert, sich mit England und den drei anderen Mächten über solche Modifikationen des, die Vereinigung regelnden Fundamental-Erlasses zu vereinbaren, als erforderlich würden befunden werden. Den 3. Okt., zwei Tage nach dieser an Frankreich ergangenen Einladung, wendete sich der König von Holland an England, Rußland, Oesterreich, Preußen und, obgleich ein wenig später, auch an Frankreich, mit der Erklärung, „daß er unfähig sei, seine Autorität ohne fremden Beistand wieder herzustellen;“ er verlangte demnach ihrer beneffizirte Dazwischenkunft. Dieses Ersuchen wurde von allen Mächten abgelehnt. Von Rußland allein gilt die Voraussetzung, daß es geneigt gewesen, den Wunsch zu gewähren. Doch, das Heer von 60,000 Mann, welches wahrscheinlich für diesen Zweck bestimmt war, wurde für einen andern Dienst in Anspruch genommen; und indem das hellagendwerthe Polen die Aufmerksamkeit Rußlands dringender auf sich zog, ist es vielleicht die Ursache für den

Frieden Europa's gemacht — hat es eine Maßregel angewendet, welche das feste Land in die Schrecknisse eines allgemeinen Krieges verwickelt haben würde.

Bewaffneter Dayrischenkriegt war auf diese Weise vorgebzt. Der König von Holland setzte sich hierauf vor, eine Konferenz der fünf großen Mächte zu veranstalten, um seine belgischen Angelegenheiten auf eine friedliche Weise in Ordnung zu bringen; und er forderte sie demgemäß auf, die Herstellung eines Waffenstillstandes zwischen den feindlichen Parteien in Erwägung zu nehmen.

Belgien war um diese Zeit theilweis von Holland gesondert. Diese Sendung war im Haag den 28. und den 30. Sept. durch die Bestimmungen der ersten und der zweiten Kammer der General-Staaten entschieden worden: eine Maßregel, welche eben so sehr zu den Wünschen des holländischen, als zu denen des belgischen Volkes zu passen schien. Der König, welcher seine Unfähigkeit zur Wiederherstellung seiner Herrschaft eingestanden hatte, beschloß nunmehr einen Versuch zu machen, dadurch, daß er den Prinzen von Oranien in die südlichen Provinzen sendete; und um eben die Zeit, wo er die betreffende Dayrischenkriegt der ausdientigen Mächte ansprach, vertraute er seinem Sohn die gütliche Verwaltung Belgiens, indem er ihn beauftragte, eine besondere Regierung zu bilden, welche gänzlich aus Belgiern bestünde. Der Prinz von Oranien erließ demgemäß am 3. Okt. von Antwerpen aus, eine in der Wallonischsprache verfaßte Proclamation; und nachdem er einen Verfassungsausschuß ernannt hatte, richtete er an die protestantische Regierung Brügge, welche an die Spitze des Wohlfahrts-Ausschusses getreten war, eine Mittheilung, worin er

den Wunsch zu erkennen gab, mit ihr über den gegenwärtigen Zustand der Angelegenheiten und über die Mittel, den Vertheilen Willen zu genügen, in Unterhandlung zu treten. Dies that er bald. Die provisorische Regierung hatte bereits die Unabhängigkeit Belgien's proklamirt. Sie zeigte sich also, mit dem Prinzen zu unterhandeln, und bewies ihm an einem National-Kongreß, dessen Zusammenberufung den 10. Okt. befohlen war und der den 8. Nov. zusammenzutreten sollte. Inzwischen war der Willkür-Fürst für Belgien den Händen des Königs so gut als gänzlich entschlippt; und gegen das Ende des Okt. hatte jede Festung, Antwerpen, Lüttich, Mälricht und Luxemburg aufgenommen, das Jeyter der provisorischen Regierung anerkannt, welche, im Bewußtseyn ihrer Macht, alle Staatsbeamten aufgefordert hatte, ihre Amtseid-Erklärung einzusenden, wenn sie nicht entlassen werden wollten. Hiermit nicht zufrieden, hatte sie, mit gänzlichr Hinzurechnung über die Auenicht des deutschen Landes, zu welchem Luxemburg gehörte, dies Herzogthum für einen integrierenden Theil Belgiens erklärt, den Gouverneur desselben entlassen, einen Nachfolger ernannt, und den Sitz der Regierung von Luxemburg nach Brüssel verlegt.

In dieser vertheilungsvollen Lage der Angelegenheiten versuchte der Prinz von Oranien seinem Hause einige Verbindungen schwanfender Auericht dadurch zu sichern, daß er Belgien für unabhängig erklärte. Zu gleicher Zeit erbot er sich, an die Spitze zu treten, und segar trugen die Uebergabe jener belgischen Festungen, welche noch mit holländischen Truppen besetzt waren, in die Hände der provisorischen Regierung zu unterhandeln. Doch die provisorische Regie-

nung weigerte sich, eine solche Wohlthat von ihm anzunehmen, wenn diese mit der Versicherung einer Rectorie verbunden wäre, welche er damals nicht besaß. Der Prinz brachte zunächst einen Waffenstillstand in Vorschlag. Auch dieser wurde verworfen, bis er den Befehl zur Abnahme von Manteuren, Lennede und Wäferich gegeben und die holländische Armee über den Moortdyk zurückgeführt haben sollte. Durch alle diese Handlungen war der Prinz von Oranien über seine Vollmachten hinausgegangen, und der König nahm den Auftrag zurück, wodurch er ihn an die Spitze einer Verwaltung Belgiens gestellt hatte. Gleichzeitig wurden Befehle ertheilt, nach welchen Manteuren, Wäferich und Denloo gegen die Versuche der preussischen Regierung vertheidigt werden sollten. Hauptsächlich waren diese Versuche gegen Manteuren gerichtet, welches den 28. Oct. von den belgischen Truppen eingeschlossen wurde. Alle Belgier waren vorläufig durch den General Chassé, holländischen Gouverneur, aus den Reihen der Garnison entlassen worden; und nachdem für Vorräthe gesorgt war, wurde die Stadt in Belagerungsstand erklärt. Den 26. erfolgte ein Volksaufstand; das Volk bemühte sich einiger holländischen Posten, und brachte es am folgenden Tage dahin, daß es eine von den Thoren öffnete und die Belagerer herein lassen konnte. General Chassé zog sich nunmehr mit seinen Truppen in die Stadt zurück, deren Kanonen die Stadt beherrschten. Seine Stellung war so schwach, daß die Belgier es für rathsam hielten, zu unterhandeln. Es wurde eine Convention unterzeichnet, nach welcher jede Partei sich des Angriffs zu enthalten versprach. Diese Convention wurde von der belgischen Regierung unglücklicher Weise

bald geschlossen. Sie griffen das Zeughaus an, und die Folge davon war eine Kanonade von der Zitadelle her, welche halb Antwerpen in Trümmer legte. Diesen Umständen ein Ende zu machen, wurde ein Waffenstillstand nachgesucht und bewilligt, und man kam darin überein, daß der belandische Befehlshaber sich auf die Zitadelle und das Zeughaus beschränken und daß die belgische Macht die Stadt verlassen sollte.

Es war im höchsten Grade reichthumswürdig, daß die fünf Mächte, die man die Hoffnung, Belgien und Holland's Interesse zu verschonen, nähern dinsten, jedoch erst einen Versuch machen möchten, den Lauf unruhiger Feindseligkeiten zu hemmen. Demgemäß wurde in der am 4. Dec. zu London eröffneten Konferenz der Bevollmächtigten der fünf Mächte ein Protokoll unterzeichnet, das einen Waffenstillstand und, in den Zeitraum von zehn Tagen, ein Zurückgehen der respectiven Truppen innerhalb der Linie empfahl, welche vor dem Traktat vom 14. Mai die vereinigten Provinzen von denjenigen trennte, die seitdem hinzugefügt waren, um das Königreich der Niederlande zu bilden; wohl verstanden, daß diese Linie gestrichelt war, ohne Beziehung auf irgend eine eventuelle Entscheidung der Frage über die Gränge. Der König trat dem Protokoll bei, unter der Bedingung, daß der Waffenstillstand auf drei Monate festgesetzt — daß die Linie nach dem Prinzip wechselseitiger Kompensation für jeden noch denselben abgrenzenden Theil des Territoriums gezogen — daß Antwerpen zehn Tage nach Bestätigung der Trennungslinie geräumt, und daß die in belgische Gefangenschaft gerathenen Holländer in Freiheit gesetzt seyn würden. Auch die preussische Regierung trat dem Protokoll

bei; sie knüpfte jedoch an die im Vorschlag gebrachte Contingenzlinie eine Auslegung, welche ganz offenbar unzulässig war: denn sie verlangte in diese Linie das Territorium einzuschließen, das ihr durch einen Artikel des Fundamental-Besizes abgetreten war. Es wurde jedoch von den Mächten erklärt, daß, da beide Theile dem Waffenstillstande beigetreten wären, dieser Punkt jetzt als feststehend betrachtet werden kann. Es blieb also nur übrig, die Demarcationslinie zu ziehen: ein Geschäft, das den Herren Cartieridge und Prosser in Verein mit solchen Commissarien übertragen wurde, welche die provisorische Regierung Belgiens zu diesem Zweck ernennen würde. Den Belgiern wurde zugleich bemerkt, daß bei diesen Anordnungen Luxemburg gänzlich aus dem Spiele bleibe.

Inzwischen waren von dem National-Congreß zu Brüssel am 22. und 24. Nov. zwei wichtige Fragen mit großer Einstimmigkeit entschieden worden; nämlich, daß die zukünftige Regierung Belgiens eine konstitutionelle Monarchie sein, und daß das Haus Nassau-Oranien für immer vom Thron ausgeschlossen werden sollte.

Sowohl die provisorische Regierung, als der König von Holland blieben lange unthätig und störrig hinsichtlich des Waffenstillstandes. Ihre Demonstrationen gegen die Behauptung des zweiten und dritten Proctols, daß sie sich zur Beobachtung des Waffenstillstandes durch ein positives Versprechen gegen die fünf Mächte verpflichtet habe: eine Demonstration, auf welche man sich gar nicht zu achten, in dem ersten Proctol (dem ersten von Lord Palmerston unterzeichneten) zu antworten. Die Erklärung ging dahin, daß die Mächte den eingegangenen Waffenstillstand als eine ge-

gen sie übernommene Verbindlichkeit betrachteten, über deren Erfüllung zu machen ihnen galdue; daß die, den Waffenstillstand brochende Parthei sich ganz offen wider ihre Absichten erklären würde, und daß sie dem Könige von Holland nicht die Räumung Antwerpens hätte vorschlagen können, weil sie nicht den Waffenstillstand als eine wirkliche Sicherheit betrachtet hätten. Auch der König von Holland führte den Lauf der Unterhandlungen, und zwar zu einer Zeit, wo diese auf dem Punkte standen, einen beschließenden Ausgang zu gewinnen, durch eine Ausflucht hinsichtlich seines förmlichen Versprechens, die Feindseligkeiten zu beenden und zu Lande einzustellen. Die Schelde blieb verschlossen und die Blockade derselben wurde auf dem schmachvollen Grund einer spitzfindigen Unterscheidung zwischen einer Küsten-Blockade und Beschlagnahmen der Flussschifahrt verteidigt. Eine solche Ausflucht hätte nie versucht werden können von demjenigen, dem es aufrichtig darum zu thun war, im Verein mit den verbündeten Mächten die Dinge zu einem freundlichen Schluß zu bringen; er rührte vielmehr von dem Wunsche her, der Ungleichung Schwirrigkeiten in den Weg zu legen. Dieses seltene betrübte Verfahren von Seiten des Königs von Holland hatte unglücklich Weise den conciliatorischen Geist gedämpft, welcher sich von Seiten der Belgier zu zeigen angefangen hatte. Bei dem Allen wurde eine förmliche Annahme des Waffenstillstandes von beiden Partheien endlich am 18. Dez. von den Bevollmächtigten der fünf Mächte entgegen genommen und im sechsten Protokoll verkündet.

Der erste große Punkt, auf welchem die Konfirmation gebrungen hatte, war auf diese Weise gewonnen, und es wurde

unächst erforderlich, einige weitere Maßregeln zu ermitteln, um die Erhebung zu regeln, worin sich Belgien setzen in Beziehung auf andere Staaten befinden sollte.

Die Vereinigung Hollands und Belgiens war zu dem Endzweck beliebt worden, eine wahres Gleichgewicht der Macht aufzustellen und den Frieden Europa's zu sichern, oder, mit andern Worten, den Zusammenhang Belgiens mit Frankreich zu verhindern. Jene Vereinigung war jetzt *de facto* aufgelöst, und der Zweck, für welchen sie zu Stande gebracht war, konnte jetzt nur dadurch erreicht werden, daß man andere Anordnungen an die Stelle der frühern brachte. Der beste, wenn wir nicht berechnigt seyn sollten, zu sagen, der einzige Plan, welcher, mit schuldiger Rücksicht auf die Prinzipie des Völkerrechts, die anstößige Verbindung Belgiens mit Frankreich verhindern konnte, bestand darin, daß man Anordnungen für das Kaiserthum Belgien, als eines unabhängigen Staats, traf, und außerdem seine vollständige Unabhängigkeit mit der Bestätigung derselben Traktate kombinierte, durch welche es, obgleich von Holland gesendet, noch immer mit dem übrigen Europa verbunden blieb. Diese Zwecke konnten nur dadurch erreicht werden, daß man Belgien zur Theilnahme an den Verhandlungen gelangen ließ; und desshalb forderten die fünf Mächte die preussische Regierung auf, Kommissarien in die Konferenz zu senden.

Eine solche Anordnung zu befördern, mußte der König von Holland Bedenken tragen, da die Verknüpfung Belgiens mit Frankreich von ihm wirklich weit stärker vertheuert werden mußte, als von irgend einer andern Macht; doch unglücklicher Weise war sein Verfahren so, daß es nur auf

die Fortsetzung eines solchen Resultats berechnet schien. Er protestirte förmlich gegen die Einladung, welche an die preussische Regierung ergangen war; er sah fort, die Schelde zu blockiren und weigerte sich der Zurücknahme des Beschlusses vom 20. Okt., wodurch die Blockade angesetzt war. Es geschah noch mehr: in holländisch Flandern waren, wenn nicht auf directem Befehl, doch mit Genehmigung der holländischen Regierung, die Schluken geschlossen worden: eine Maßregel, welche starke Ueberschwemmungen und durch diese viel Ungemach über Belgien brachte und den bestehenden Bruch erweiterte. Zwischen den holländischen und den belgischen Truppen schloß es nicht an Feindseligkeiten, welche jeder Parthei den Vorwand zu Klagen über verletzten Waffenstillstand gaben; und in ähnlicher Weise hielten sich die Belgier durch die Blockade der Schelde von Seiten der Holländer gerechtfertigt, wegen der eben so unverantwortlichen Maßregel, die Festung Mästricht einzuschließen. Erst auf wiederholte Vorstellungen, die man den freiwilligen Partheien machte, wurden diese Feindseligkeiten eingestellt. Den 20. Jan. 1831 meldete der König von Holland den General-Staaten, daß er in die Eröffnung der Schelde-Schiffahrt eingewilligt habe; und den 23. desselben Monats machte er der pentener Konferenz seine Einwilligung bekannt. Die Nothwendigkeit der preussischen Regierung gegen die Fortsetzung der Mächte hinsichtlich Mästricht wurde länger verweigert, und erst nachdem man seine Zusage zu Drohungen genommen hatte, erließen die fünf Mächte im März die Bruchthatung, daß die Belgier die Bedingungen des Waffenstillstandes erfüllt hätten.

Am die Mitte des Januar, wo man glaubte, daß jede

Partei genügt wäre, ihre Zustimmung zu erkennen zu geben, schritten die Bevollmächtigten der fünf Mächte in Folge des im sechsten Protokoll (vom 20. Dec.) ausgesprochenen Zwangs zur Erzielung der für die Trennung Belgien von Holland zu treffenden Anordnungen; und nachdem sie die von beiden Parteien gemachten Vorschläge geprüft hatten, beschäftigten sie sich mit der Basis, auf welche die künftigen Bedingungen beider Länder gegründet werden sollten. Das Ergebniß dieser Berathung waren die acht Artikel des achten Protokolls vom 20. Jan. Durch diese wurde entschieden: — daß die Grenzen Hollands alles umfassen sollten, was im Jahre 1790 zur Republik der vereinigten Provinzen gehörte. Belgien umfasse also alle die übrigen Territorien, welche im Jahre 1815 die Benennung des Königreichs der Niederlande erhielten, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, welches dem Hause Nassau unter einem besondern Titel gehört und einen Theil des deutschen Staatenbundes bildet. Verschiedne Theile Landes in den respectiven Territorien gelegen, sollten, unter der Vermittelung der fünf Mächte, ausgetauscht werden, so daß jedem der beiden Länder die Königreichs des Besitzes und ein seiner Verfassung zwischen den in ihnen enthalten eingeschlossenen Städten und Gemeinden bliebe. Die fünf Mächte gewährleisten die ständige Neutralität Belgiens und die Integrität und Unverletzlichkeit seines Gebiets; wegen es verpflichtet sein sollte, dieselbe Neutralität gegen alle andern Staaten zu beachten. Die fünf Mächte versprechen, für kommerzielle und finanzielle Anordnungen, welche die Verbindung notwendig machen dürfte, Prinzipie aufzustellen; und sie verbinden mit diesem Urtheile eine feierliche Erklärung,

daß sie in den auf Belgien bezüglichen Anordnungen für sich selbst keine Vermehrung des Territoriums, keinen Einfluß, keinen politischen Vortheil suchen, sondern demselben, so wie allen benachbarten Staaten, die beste Bewachung des Friedens und der Ruhe geben wollen.

Zur Förderung dieser Zwecke schritten darauf die fünf Mächte zur Festsetzung der Grundsätze für die finanziellen Anordnungen. Nahm man bloß Rücksicht auf die Stipulationen der Verträge, so schien es gerecht, daß jeder Staat, nach vollbrachter Conderung, von der seit der Vereinigung kontrahirten Schuld sein angemessenes Theil auf sich nehme; daß Holland nur mit den Schulden belastet bleibe, welche es vor der Union gemacht hatte, und daß Belgien ganz allein folgende Schulden trüge: 1) die österreichisch-belgische Schuld; 2) die alten Schulden der belgischen Provinzen; 3) die Schulden, welche auf den zu Belgien zu schlagenden Territorien lasten würden; 4) die von Holland in Folge der Vereinigung für das Besitzen derselben gemachten Schulden und dargebrachten Opfer. Hinsichtlich einer Theilung der seit der Vereinigung kontrahirten Schulden wurde im Vertrache gezogen, daß, da eine Theilnahme an dem Handel der holländischen Kolonien für die Wohlfahrt Belgiens von der höchsten Wichtigkeit sei, die Belgier die Berechtigung dazu von den Holländern durch die Annahme solcher Anordnungen erkaufen sollten, die für Holland vortheilhaft wären; — daß demgemäß die Schuld vertheilt werden sollte nach dem durchschnittlichen Betrage der Steuern von 1827, 28 und 29, wodurch bei einer Theilung der Zinsen der gemeinschaftlichen National-Schuld in ein und dasselbe Theile, Holland nur mit fünfzehn, Belgien hingegen

mit dem Uebertreß belassen werden sollte. Diese und andere mißlicher wichtige Bedingungen waren enthalten in ein andern Urtheilen, welche dem vorhergehenden acht hinzugefügt wurden; und das Ganze wurde dem zwölften Artikel unter der Benennung von „Grundlagen für das unabhängige politische Daseyn Belgiens“ angethan. Sie wurden sodann den Holländern und den Belgiern zur Annahme vorgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

U e b e r

ein merkwürdiges Geständniß.

Die Frankfurter Zeitung vom 28. Juni enthält folgenden Artikel:

„Darmstadt, den 24. Juni. Die heutige Diskussion der zweiten Kammer betraf die Beschwärde gegen jungen Theologen, denen, auf des Kaisers Ahrends Zeugniß, wegen burschenschaftlicher Aeußerungen das Exaltado-Examen verweigert war. Der Abgeordnete Herr Jamp eröffnete die Debatte mit einem gemäßigten Urtheil über die Examinations-Verweigerung, und fügte die minder verständige Aeußerung hinzu, daß der Karlsbader Beschluß für Hessen-Darmstadt keine erschwerende Kraft habe. . . Der Abgeordnete Glaubrecht nahm sich darauf des ersten der jungen Theologen persönlich an, rühmte seine Tadellosigkeit und pekkt das unschuldige Trikot roth, schwarz und gelb. Die Jugend sei politisch rein, war sein Thema, und nur durch Unterdrückungs-Maßregeln habe man sie politisch reingemacht. Er trug schließlich auf Beschwärde gegen das Ministerium an. . . Sein Freund J. C. Hoffmann antwortete ihm. . . Zuletzt erhebt sich Herr von Gagern. Er erkläre die deutsche Burschenschaft für ein rühmliches Institut, und gestand, wie er selbst sie in Heidelberg habe stiften helfen, und erwehlt ihm ein Oribes

der in Göttingen mäßigst sei, wiederum in Jena das für grandios habe. Er fordere Jeden auf, der Burschenschaft eine böse Absicht unterzulegen. Ihre Ursprung und ihr Zweck — beide seien echt deutsch; aus Sehnsucht nach Einheit Deutschlands entstanden, habe sie nur diese bezeugt. . . Der Abgeordnete Strecker stimmte sofort ein, bemerkend, er verpöche, gleich seinem Freunde Wagner, die Burschenschaft.¹⁾

Was diesem Artikel besondere Wichtigkeit giebt, ist das Geständniß des Herrn von Wagner, welcher, nicht damit zufrieden, sich selbst als den Urheber der deutschen Burschenschaft zu bezeichnen, sogar ein großes Werk durch diese seine Schöpfung zu Stande gebracht zu haben glaubt; denn dies muß man von ihm annehmen, da er Deutschlands Einheit als den ausschließenden Zweck der Burschenschaft darstellt, diese als ein räthselhaftes Institut bezeichnet, und es schwerlich auf sich kommen lassen wird, daß er, als Einer der Vielen, das Verhältniß des Mittels zum Zweck in seine Betrachtung gezogen habe.

Ist es man nicht in dem Wahre, daß das, was seit etwa drei Jahren Ungeheuerliches in Deutschland geschah, das Werk einer französischen Propaganda sei: so ist man jetzt berechtigt, diesen Wahn aufzugeben; es bedarf nicht länger der Hypothese von der unsichtbaren Wirkksamkeit eines Emigrés Kasperte und seiner Genossen in allen nur denkbaren Abzweigungen und Verzweigungen. Als das et hoc der deutschen Revolutionäre tritt Herr von Wagner hervor, nämlich den Fälschungsdruck hinwegsendend und die ganze Welt herausfordernd, ihm zu beweisen, daß die deutsche Burschenschaft (sein selbst geschaffenes Werkzeug) nicht etwas Ver-

treffliches sei, da sie seinen geringeren Zweck verfolge, als Deutschland die so lange entbeherte Einheit zu geben: einen Zweck, der alles rechtfertige und in dessen Selbste Aufstehen, wie sie zu Frankfurt am Main und auf mehreren andern Punkten des nördlichen Deutschlands Statt gefunden haben, wie Nebel im Sonnenglanz verschwinden.

Wie Herr von Sagem sich wohl „Deutschlands Einheit“ denken mag? . . .

Was er, wenn es eine klare Uebersicht gilt, nicht vermissen kann, ist: 1) Einheit der Sprache und Literatur; 2) Einheit des Kultus, bis auf den Unterschied, der zwischen katholischem und protestantischem Kirchenthum Statt findet; 3) Einheit der bürgerlichen Gesetzgebung mit denjenigen Abweichungen, die sich in jedem größeren Lande anerkennen lassen, weil keine Abtheilung desselben der andern vollkommen gleich ist; 4) Einheit des Bestrebens, in Künsten und Wissenschaften Fortschritte zu machen, um nicht zurückzubleiben hinter dem allgemeinen Zivilisations-Grad der europäischen Welt. Fehlte es an irgend einem dieser Elemente der National-Macht: so würde das, von dem Herrn von Sagem erkannte Mittel, einem solchen Mangel abzuhelfen — die deutsche Wissenschaft — wahrlich das unwirksamste von der Welt sein; denn, was könnte sie wohl geben, das nicht auf einem ganz andern Wege erworben werden müßte, wenn es nun einmal darauf ankäme, eine anerkannte Lücke auszufüllen?

Hiernach kann Herr von Sagem unter Deutschlands Einheit nur diejenige verstehen, die man als „politisch“ oder „monarchisch“ zu bezeichnen pflegt.

Hat er sich aber wohl jemals klar gemacht, weshalb

auf Deutschlands politischen System seit einem Jahrtausend nicht mehr geworden ist, als es in diesem Augenblick darschallt? Die Ursachen dieser Erscheinung sind in Deutschlands Geschichte auf eine unvorstellbare Weise für denjenigen ausgesprochen, der sie zu fassen vermag; am unüberwindlichsten für denjenigen, der zu der Einsicht gelangt ist, daß das politische System der Reiche in der engsten Verbindung steht mit Territorial-Eigenschaften, die sich weiter gehen noch nehmen lassen. Deutschland würde das seyn, was Herr von Segner daraus zu machen wünschte, ja, Deutschland würde dies ohne sein Vitter und sein Erbet seyn, wenn jemals die Bedingungen, unter welchen dies allein möglich ist, wären erfüllt worden, oder hätten erfüllt werden können. Forderungen aber, welche über diese Bedingungen hinausgehen, können, wenn sie gehörig gegliedert sind, nur phantastisch genannt werden, und gereichen demjenigen, der sie macht, wenigstens in so fern zur Schande, als sie seine Unwissenheit ins Licht stellen und seine Anmaßung mit Trugniß belegen.

Jede Wissenschaft, die sich noch im Zustande der Unreife befindet, d. h. die sich noch nicht zu Principien und durch diese zur Evidenz erhoben hat, dokumentirt sich durch irrende Mäner (*apolleros errantes*), die sich ihre Träger nennen; für die Astronomie, so lange sie in der Gestalt der Astrologie daherspricht, waren es die Astrologen; für die Chemie, so lange sie sich in den Formen der Alchemie bewegte, waren es die Alchemisten. Auch die Politik hat ihre irrenden Mäner, und dies sind gerade diejenigen, die etwas durchsetzen möchten, was der Natur der Dinge, so weit sich diese in den gesellschaftlichen Erscheinungen offenbart,

schmerzhaft entgegen ist. Wäre es also mit der Politik be-
reits dahin gekommen, daß sie für eine positive Wissenschaft
gelten könnte: so würde es weder einen Herrn von Sagem
geben, noch würden sich Exaltirte finden, die sich seine
Freunde und Anhänger nennen.

Was wir hier bemerken, gerichtet wenigstens in sofern
zur Entschuldigung dieser Verlagenenwerthen, als man nicht
verlangen darf, daß der Zustand der Wissenschaft in einer
gegebenen Zeit ein besserer sei, als er es wirklich ist. Will
man aber diese Entschuldigung nicht für eine solche gelten
lassen: so bleibt nichts Anderes übrig, als die von uns als
irrende Ritzer bezeichneten in dem allernachtheilhaftesten
Lichte zu betrachten, das sich denken läßt: in einem Lichte,
worin sie zu Verdächtem und Empörem werden.

In Wahrheit, was hat Herr von Sagem in sei-
ner Apologie der Fürknechtschaft ausgesagt? Er ist Mit-
glied der hessisch-darmstädtischen Deputirten-Kammer, und,
als solcher, hat er keinen anderen Beruf, als nach seinem
besten Wissen und Gewissen dahin zu wirken, daß das Groß-
herzogthum Hessen mit dem ganzen Deutschland in einer
solchen Harmonie bleibe, daß keine Fortdauer nie in Frage
gestellt werden kann. Hat er aber wohl diesen Beruf er-
füllt, als er sich zum Verteidiger der Fürknechtschaft auf-
warf, und dieser Fürknechtschaft Beweggründe unterlegte, die
nur dann einen Werth haben und Achtung verdienen kön-
nen, wenn von allem, was in diesem Augenblicke Deutsch-
land politisches System konstituirte, keine Spur mehr übrig
ist? Wahrscheinlich, man kann darüber zweifeln, ob
man mehr über den Reichthum, oder die Großheit des Herrn
von Sagem erstaunt sei. Wir gestehen, daß wir sehr

genügt hab, und an dem ersten zu halten; doch auch in diesem Falle werden wir es sehr natürlich finden, daß er als Deputirter seinen Abschied erhält, weil mit einer Besinnung, und — daß wir es gerade heraus sagen — mit einer so von Grund aus verderbten politischen Ansicht, wie die seinige ist, für das Großherzogthum Hessen-Darmstadt kein Heil, wohl aber das bare Gegentheil desselben, zu erwarten ist. Wir sagen aber noch hinzu, daß, wenn in dem Herrn von Sögern die mindeste Klarheit des Gedankens weder, er nicht so sehr verabscheut haben würde, als die Ehre, bei der Gesetzgebung eines Staats zu konfultiren, über welchen er nicht vertheilt hat urtheilt, wie Voltaire über die Juden, als er von diesen sagte: „sie sollten billig gar nicht existiren.“

In dem, von dem Herrn von Sögern als rühmlich bezeichneten Institut der deutschen Burschenschaft sehen Zweck und Mittel zwar in einem solchen Mißverhältniß, daß, wer dasselbe zur Aufschonung zu bringen vermog, ganz unwillkürlich zur Censur gereizt wird; wie könnte dies ausbleiben, da ein, dem sechzehnten Jahrhundert angehöriges Experiment — der dreißigjährige Krieg — gezeigt hat, bis zu welchem Grade die monarchische Einheit den Deutschen fremd ist? Allein die Sache hat auch ihre sehr ernsthaften Seiten, die wir hier nicht ganz unberührt lassen wollen.

Manchem, daß die Maßregeln, welche in mehreren deutschen Staaten wider das rühmliche Institut des Herrn von Sögern genommen worden, ihr Prinzip an irgend einer Furcht haben, heißt eine Vertheidigung machen, die sich von keiner Seite rechtfertigen läßt. Alles, was in die-

ihr Hinsicht geschehen ist, hat niemals einen andern Zweck
 haben können, als Verirrungen zu steuern, die auf das
 Wohl und Weh der Familien eines nur allzu wesentlichen
 Einfluß hatten. Die Jugend ist gläubig, großmüthig, zu
 Lebendigkeitstendenz geneigt; und sie ist dies alles, weil es
 ihr an denjenigen Erfahrungen gebricht, welche Besonnen-
 heit, Ueberlegung und diejenige Fassung gewähren, worin
 man sich darauf beschiedet, eine gegebene Bestimmung nach
 dem ganzen Umfange der daran geknüpften Pflichten zu er-
 füllen. Eben deswegen ist nichts leichter, als die Jugend
 für Phantome und Ehimären zu begeistern; und am leicht-
 sten gelingt dies mit derjenigen Jugend, welche sich, wie
 die akademische der Weichheit nach, mit Gegenständen be-
 schäftigt, die keine Evidenz zulassen. Wer aber möchte
 leugnen wollen, daß durch diese Art von Begeisterung sehr
 viel Unheil zu Wege gebracht werden kann? Die Erfah-
 rung spricht mir allzu sehr dafür; und was sie auslegt,
 ist zum Theil von einer solchen Beschaffenheit, daß es Schau-
 der erregt. Was nun soll eine Regierung in einem solchen
 Falle thun? Durch Verschrenkenlassen würde sie zur Ver-
 schärferin an ihrer Pflicht werden, welche keine andere ist, als
 die Gesellschaft vor abentheuerlichen Unfällen zu sichern. Sie
 wird also eingreifen müssen — eingreifen mit allen den
 Mitteln, die sie für die wirksamsten hält; und sie hat, in
 dem vorliegenden Falle, dazu eine um so stärkere Aufforde-
 rung, als es ihr nicht gleichgültig seyn kann, trotz Heiles
 diejenigen sind, durch welche sie sich zu erheben genöthigt ist.

Herr von Gagern rühmt also die deutsche Barons-
 chaft (dies eingestandene Werk seiner Hände) durch alle
 Geldkräfte, so viel er wolle: alle gesunden Geister, alle die-

jenigen, *quis meliore luto sunt praecordia Titan*, werden sich darin einverstanden bleiben, daß er sich durch diese seine Schöpfung dem ganzen Deutschland verantwortlich gemacht hat, und daß besonders alle Familien-Väter, deren Ehre durch ihn in eine Bahn geführt werden, deren letztes Ziel das Schicksal ist, berechtigt sind, als seine Ankläger aufzutreten.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, bemerken wir hier am Schluß, daß, sofern es sich um den wahren Entstehung der deutschen Zurschneidung handelt, in dem Namen Sagera Vater und Sohn nicht zu verwechseln sind. Nur der letztere gehört der hess.-darmstädtischen zweiten Kammer an, und ist also, in Beziehung auf Deutschland, für den Alten vom Berge zu halten.

H e r

Liberalismus und Servilismus

in den

strengen so genannten konstitutionellen Monarchien.

Die Wissenschaft der gesellschaftlichen Erscheinungen vollständiger auszubilden, als sie bisher ausgebildet war: dies, und nichts Anderes, scheint die Aufgabe zu sein, welche das Schicksal, oder vielmehr der große Entwickelungs-Prozess, welchem das menschliche Geschlecht in seiner Totalität unterworfen ist, den europäischen Völkern als denjenigen zugetheilt hat, die in der Zivilisations-Bahn am meisten vorgeschritten sind. Wollte man das, was gegenwärtig in fast allen Reichen und Staaten unseres Erdtheils vorgeht, von irgend einer anderen Seite auffassen, so würde man darüber nie ins Reine kommen. Am Tage liegt, daß jede Wissenschaft, welche zur Evidenz gelangen soll, nur durch angelegte Versuche und gemachte Erfahrungen dahin gelangen kann. Wie viele Beschwerden und Leiden man auch mit diesen Versuchen und Erfahrungen verbunden seyn möge: so läßt sich doch nicht behaupten, daß Beschwerden und Leiden fruchtlos bleiben. Es verhält sich damit, wie mit allen Anregungsmitteln, welche der Mensch bedarf, so oft die nützliche Trägheit überwunden und eine mögliche Bestimmung erfüllt werden soll. Ganz unmerklich gelangt man auf einen Punkt, wo man ausbrechen kann; und dieser

Stand hält so lange vor, bis der Entwickelungs-Proceß, den die menschliche Organisation in sich schließt, die Entwicklung eines andern, höher liegenden nöthig macht und folglich neue Leistungen fordert. So ist es, nach dem Ausbruch der Erfahrung, immer gewesen, und es ist kein Grund vorhanden, der zu der Voraussetzung berechtigt, daß das über dem menschlichen Geschlecht walrende Naturgesetz jemals seine Kraft verlieren könne.

Wenden wir bei den Ereignissen stehen, welche dem französischen Reiche seit drei Jahren angehören: so können wir schwerlich umhin, uns über den geringen Grad politischer Einsicht zu wundern, der den Franzosen eigen ist, ohne daß ihnen darüber irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Die Julius-Revolution setzte sich das Ziel, die Charta Ludwig des Achtzehnten in eine Wahrheit zu verwandeln. Der Ausdruck selbst war so allgemein, daß er alle nur mögliche Mißgriffe in sich schloß. Was nun war das Resultat des großen Unternehmens? Ein französisches Tagesblatt hat sich darüber ausgesprochen; und es ist der Mühe werth, sein Urtheil zu vernehmen, weil alle Thatfachen, welche in dieser Beziehung bekannt geworden sind, genau damit übereinstimmen. Der *Courrier français* sagt in seiner Nummer vom 28. Juni dieses Jahres:

„Es verhält sich mit der Charta, die eine Wahrheit fye sollte, wie mit dem Princip der Nichttheilnahme; sie ist eine Täuschung, durch die sich jetzt (nach drei Jahren) Niemand mehr hinter's Fide führen läßt. Es wäre wirklich naiv, wenn man jetzt noch fragen wollte, ob alle Franzosen ohne Unterschied nach Verhältnis ihres Vermögens zu den Staatslasten beitragen, ob die persönliche Freiheit

gesichert ist, ob jeder seinem Glauben ungehindert anhängen kann, ob die Kammern von ihrer Initiative wirksamen Gebrauch machen, ob jedes Gesetz in den beiden Kammern von der Majorsität frei erörtert und votirt wird, ob die Civil-Liste, die für die ganze Regierungszeit festgestellt werden sollte, nicht von einer Zeit zur andern erhöht wird, ob die Pairé-Kammer über die Verbrechen des Hochverraths und des Vandalismus gegen die Sicherheit des Staats erkennt, ob keine Steuern erhoben werden, die nicht von beiden Kammern bewilligt werden muß, ob keine außerordentlichen Commissionen und Gerichte seit dem Julius 1830 eingesetzt und Niemand seinem natürlichen Richter entzogen worden, ob keine der durch die Charte aufgehobenen Gesetze wieder in Kraft getreten, ob die Verantwortlichkeit der Minister etwas Andern, als ein Leugbild ist, ob die erblichen Pairs erst mit 25 Jahren Eintritt in die Kammer haben, und ob endlich alle Franzosen vor dem Gesetze gleich sind. Es ist hinlänglich erwiesen, daß diese Wahrheiten des Jahres 1830, im Jahre 1833 nur noch grobe Fälschungen sind. Die Minister der Restauration haben sechzehn Jahre gebraucht, um von den 76 Artikeln der alten Charte, die keine Wahrheit war, vierzehn aufzuheben; die Minister der Quasi-Restauration, die jünger und energischer sind, haben in weniger als drei Jahren von den 70 Artikeln der Charte, die angeblich eine Wahrheit seyn sollten, achtzehn vernichtet; das macht sechs Artikel auf das Jahr, und wenn ihr Eifer nicht nachläßt, so werden wir in sechs Jahren und einigen Monaten gar nichts mehr von der Charte übrig haben."

Diese Schilderung als treu und wahr vorausgesetzt,

entsteht die Frage: warum hat die Julius-Revolution, genannt Quasi-Restauration genannt, nicht nur nichts verbessert, sondern sogar alles noch verschlimmert?

Die einfachste Antwort auf diese Frage scheint uns nachfolgende zu sein.

Die Julius-Winner bildeten die Volkspartei. Als Bürger zur Verfassung berufen — wie hätten sie wohl umhin können, den höchsten Grundsatz des Liberalismus geltend zu machen? Dieser war und ist, „daß die Regierung zwar für das Volk, nicht aber das Volk für die Regierung vorhanden ist.“ Da die Regierungsform nach diesem Grundsatz gemodelt werden mußte, so blieb nichts Anderes übrig, als eine Volks-Entendmüt aufzustellen. Der Hebel dazu war das Republiken-System. Nicht zufrieden mit dem, was aus der Charte Ludwigs des Achtzehnten herorgegangen war, erfürten sie, vor allen Dingen den Einfluß der Regierung auf die Wahlen durch ein Gesetz, nach welchem die Präsidenten der Wahl-Kollegien von den Wählern eingesetzt werden sollten. Außerdem beschränkten sie das geschliche Alter der Wahlberechtigten und das der Wählbaren, jenes auf 25, dieses auf 30 Jahre, und verminderten den Wahl- und Wählbarkeits-Preis um mehr als die Hälfte dessen, was er früher gewesen war. Auch damit noch nicht zufrieden, verhärteten sie die Deputirten-Kammer auf 400 Mitglieder.

So glaubten diese Liberalen in den Ring gestochen, so das Volks-Interesse gegen jeden Angriff gesichert zu haben. Sie ahnten nicht, daß sie Mittel und Zweck in ein solches Verhältniß gebracht hatten, wodurch das baire Gemüth von dem betäubt wurde, was sie erstrebten: das

Gegenstand sogar in einem so hohen Grade, daß selbst der verführerische Schein der Freiheit, welcher die Ausdehnung einer repräsentativen Regierung zu seyn pflegt, nur allzu bald verschwand. Durch die Herabsetzung des Wählbarkeits-Alters auf 30 Jahre war nicht weiter geleistet, als daß die Erbkammer aus Mangel an Erfahrung ihrer Bestimmung weniger gewachsen waren. Durch die Herabsetzung des Wählbarkeits-Zensus wurde bewirkt, daß die Gewählten, weil sie den mehrmonatlichen Aufenthalt in der Hauptstadt, wenn dieser aus ihrem Munde bestritten werden mußte, nicht ertragen konnten, ohne sich zu Grunde zu richten, der Befragung unzugänglich wurden, d. h. sich in willkürliche Werkzeuge des Ministeriums verwandeln ließen. Durch die verstärkte Zahl der Abgeordneten endlich war diesem Ministerium nur das größere Objekt der Befragung gegeben, so daß es festsetzte, wann es die erforderlichen Mittel hatte, um eine für ihn günstige Majorität herzustellen zu seyn brauchte. Das ganze neu-gebildete Repräsentativ-System war auf diese Weise nur die Grundlage für einen Despotismus, der, wie sehr er auch verkappt werden mochte, nicht aufhörte Despotismus zu seyn und sich am Auffallendsten in den Forderungen offenbarte, die er an die Erwerbsfähigkeit der Steuerpflichtigen machte: in Forderungen, zu welchen er sogar durch ein System genöthigt war, das starke Geldbeschüsse in sich schloß, und von welchen er sich nicht lossagen durfte, ohne als Verleger des Staatsgrundgesetzes zu erscheinen.

Das Sprichwort sagt: „die Externe brüthet sich.“ Was scheint weiter auseinander zu liegen, als Liberalismus und Servilismus! Gleichwohl zeigt sich in die-

sein Falle, daß der erste der Urheber des letztern werden kann, und daß er es nothwendig wird, wenn er seine Mittel nicht besser zu wählen versteht, als die Befehlshaber der Julius-Revolution. Man kann diesen Hister-Geleuten zugetheilen, daß sie mit den edlichsten Absichten zu Werke gegangen sind; da sie aber von dem, was durch sie, als Verbesserer des Staatsgrundgesetzes, geleistet werden sollte, durchaus nichts verstanden — da sie, unbekümmert um das, was das Werk einer großen Gesellschaft fordert, in dem Parteigetriebe handelten, der sich, im Kampfe mit ihrem Gegnern, in ihrem entzweit hatte, da sie also die sittliche Autorität, als erste Eigenschaft der Regierung, gar nicht zur Anschauung gebracht hatten — wie hätte es unter diesen Umständen fehlen mögen, daß sie, anstatt eine Volks-Exercitärei (die ewig ein Phantom bleiben wird) zu organisiren, gerade das Gegentheil ins Leben riefen, nämlich eine Kirchenschaft, gegründet auf die Begehrlichkeiten und das Bedürfniß einer, denen das allerschwerwiegendste Verhängnis des menschlichen Lebens, das der Herrschbeugung guter Gesetze, anvertraut werden mußte? eine Kirchenschaft folglich, deren Dauer unendlich sein würde, wenn ein so schlechthastiges Episkopat Bestand haben könnte?

Ein Volk kann sich behörden lassen, und dies wird um so leichter von Staaten gescheh, je weniger wahrer Unabhängigkeit in einem gegebenen Volke vorhanden ist. Bei dem Allen läßt sich die Frage aufwerfen, ob die Behörde je mehr weiter getrieben sei, als es durch die angeblich verbesserte und zu einer Wahrheit erhebende Charte künftigher des Reichthums geschehen ist, welche das Wohl und Wehe des französischen Volks abhängig macht von dem Auspruch

Oben einer aus 400 Mitgliedern bestehenden Versammlung von Gesetzgebern, von denen jeder Einzelne, der Grad seiner individuellen Bildung sei welcher er wolle, durch seine Lage genöthigt wird, das Privat-Interesse höher zu stellen, als das öffentliche. Ein schlechterer Gesetzgebungs-Modus ist — dies läßt sich mit voller Wahrheit behaupten — nie vorhanden gewesen; nicht einmal bei den Römern. Das unselige Wahlgesetz von 1830 hat die französische Deputirten-Kammer zu einer Geißel für das französische Volk gemacht, die, wie lange sie auch ertragen werden möge, nicht für das anerkannt werden muß, was sie wirklich ist. Was nicht ausbleiben kann, ist, daß bei diesem Gesetzgebungs-Modus alles auf einem Trübsal um das Tüddel hinausläuft, und daß die Forderungen, welche an die Erwerbsfähigkeit der Franzosen gemacht werden, nach kurzer Zeit eine solche Höhe erreichen müssen, wo ihre Befriedigung unendlich wird, wenn der Staat septidormen soll.

Wäre in dem politischen Systeme Frankreichs etwas Gesundes anzutreffen, so würde es sich am schärfsten zu erkennen geben durch die Theilnahme der Franzosen an der Fortdauer desselben. Doch nicht genug, daß es an dieser Theilnahme gänzlich fehlt, wird ihr Gegenßatz so deutlich erkannt, daß der politische Indifferentismus ein Ueberschuld die Klage für alle diejenigen ist, die, als Publizisten, sich durch diese Gleichgültigkeit, mehr oder weniger, verlasten sehen.

Das Journal du Commerce stellt über diese Gleichgültigkeit in seiner Nummer vom 6. Juli folgende Betrachtungen an.

„Manche Freunde der Freiheit werfen der Regierung

unaufhörlich vor, daß sie und das Repräsentativ-System verlande, indem sie sage, daß dasselbe nichts⁸ Nützliches zu bewirken vermöge; daher kommt es, meinen sie, daß das Vertrauen zu diesem Systeme allmählig verschwinde, daß die Bürger mehrmals wählten und zu der Ueberzeugung gelangten, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge unsere Hoffnungen nicht erfülle. Diese Vorwürfe und andere derselben Art sind zwar selber gegründet; allein wohin führen sie? Wird der öffentliche Geist dadurch gefördert, oder gehen Verbesserungen für das Land daraus hervor? Und beunruhigen weniger die Fehler der Regierung, als die Gleichgültigkeit der Bürger, und diese Gleichgültigkeit kann nur ihnen zum Vorwurf gemacht werden. Die Entscheidung, daß der Fehler an dem Systeme der Regierung liege, ist durchaus unbillig; denn eben dies System ist die Schuld der Bürger, weil es in ihrer Macht stünde, der Regierung eine andere Richtung zu geben. Euer Schicksal liegt in Euren Händen, sagen wir zu unsern Mitbürgern: glaubt nur nicht, daß es von der Regierung abhängt, Auch die Wohlthaten der Repräsentativ-Regierung zu empfangen; wenn Ihr diese nicht genießt, so liegt der Grund darin, daß Ihr sie nicht eraslich wollt. Bei unsren politischen Einem, die sich immer in Extremen bewegen, die entweder widersprechend oder gehorsam sind, entweder in Umrufen ausarten oder in Spasie verfallen, insbesondere aber bei unserem Mangel an Unigennnigkeit, kann und auch eine trefflich organisirte Republik sein Heil bringen, während die Massa und alles nur mögliche Elend verschaffen könnte. Soll dies aber geschehen, so müssen wir thätiger und beharrlicher seyn, als wir es jetzt sind,

und unsere Spathe nicht der Regierung Schuld geben, sondern uns von derselben zu befreien suchen. Ihr klagt über die Willkür des Ministeriums; bestraft diese Willkür. Ihr beschwert Euch über die Verschwendung der Regierung; schämt Euren Geldbeutel selber zu. Ihr eifert über den Belagerungs-Zustand, den die Regierung vor einem Jahre angedeutet; erweist Deputirte, die ihn nicht dulden. Ueberzeugt Euch, daß Ihr bei einem Regierungswechsel wenig oder nichts gewonnen würdet, wenn Ihr nicht zugleich Eure politischen Sitten ändertet. Daß Uebel liegt in Euch selbst, und an Eurer Unthätigkeit ist die Regierung unendlich weniger Schuld, als Ihr selbst. Die Regierung glaubt, in ihrem Interesse Frieden zu müssen; seht Ihr in dem Eurigen und Ihr werdet gewiß die Partie gewinnen.¹¹

Es sei uns erlaubt zu dieser seltsamen Rede an das französische Volk einige Bemerkungen zu machen!

Ist der allgemeine Sinn derselben ein anderer, als eine Aufmunterung zur Opposition gegen alles, was von der Regierung ausgeht: so gestehen wir, daß wir unfähig sind, ihn zu fassen. Wie aber soll diese Opposition anders zu Stande kommen, als durch Bildung von Massen, welche stark genug sind, den ihnen gegenüberstehenden Massen die Seiten zu bieten? Ein Volk hat seine Einheit in der Regierung; wird diese aufgelöst, so bleibt nichts anderes übrig, als eine neue Einheit zu bilden, was immer nur auf dem Wege der Gewalt, der Zwangsbildung und des Blutvergießens geschehen kann. Also — um Altes mit einem Worte zu sagen — Bürgerkrieg um die Wohlthaten zu retten, welche die angeblich verbesserte und zu Wache

ergebene Charta in sich schließt; sonst kein Heil. Wacht aber Derjenige, der sich also ausdrückt, vor von ihm gepriesenen Verfassung den kleinften Nachtheil? Der Zweck aller organischen Gesetze ist kein anderer, als die gesellschaftliche Ordnung zu bewahren; sie sind immer nur in sofern gut, als dieser Zweck erreicht wird; und sie sind schlecht, sofern sie auf das Gegentheil hinarbeiten. Wie verhält es sich nun mit dem Werth der organischen Gesetze, welche der Repräsentanten-Regierung zum Grunde liegen? Wissenschaftlich ist diese Frage nie beantwortet worden; doch liegt so viel am Tage, daß, wenn sie zu einer ewigen Opposition herausfordern und den gesellschaftlichen Frieden problematisch lassen, ihr wahrer Werth nicht bloß gering, sondern = 0 ist.

Der Ueherer des obigen Artikels giebt seinen Landesleuten den guten Rath, sich künftig nicht über die Willkür der Minister zu beklagen, sondern dieselbe zu bestrafen, als ob das Letztere eine leichtere Sache wäre, wenn die Minister unter dem Schutze einer ihnen ergründeten Majorität stehen, die von ihren Willkür abhängt.

Als es in den ersten Tagen dieses Jahres eine Vertheidigung der Willkür galt, konnte die Prinzessin von Belgien verhaftet und nach Olape transportirt seyn, schlug der Herzog von Braglin die Forderungen der Volksgewalt durch nachfolgende Rede zu Boden. „Als“ — so behauptete er sich aus — „nach der Julius-Revolution, unter den Auspizien des General-Statthalters, eine neue Regierung eingesetzt wurde, zu welcher auch ich gehörte, war unser erstes Handeln gegen Karl den Fünften und dessen Familie gerichtet; wir beschloßen, daß er sammt den Sei-

nigen, entweder in der Sitz-, oder mit Gewalt, über die Seinsge gebracht werden sollte. Dies war, gesehen wir es meine Herren, eine Verletzung der bestehenden Gesetze, die jedem Franzosen die persönliche Freiheit sichern; es war eine um so größere Verletzung, als sie eine kaiserliche Familie betraf. Dennoch erhob sich damals keine einzige Stimme gegen jenen Beschluß, und wir fanden unsere Nachsichtgung in der gebieterischen Nothwendigkeit. Dies war aber noch nicht Alles. Am 7. Aug. erklärten die Kammeren Karl den Jüngsten und seine sämmtliche Nachkommenschaft des Thrones für verfassungswidrig. Man wendete damals ein: Karl der Jüngere konnte nicht verantwortlich gemacht werden für Handlungen seiner Minister, man müsse, wenn man die Verfassung nicht verletzen wolle, ihm den Thron lassen und sich damit begnügen, seine Rathgeber in Anklagezustand zu setzen. Diese Argumentation war durchaus logisch; die Kammeren aber durften darauf keine Rücksicht nehmen; denn es war eine politische Nothwendigkeit vorhanden, und das geschiedene Gesetz mußte stehen. Einige Monate später wurden vier Minister Karls des Jüngsten verhaftet und in Anklagezustand versetzt. Karl der Jüngere, so hieß es jetzt, habe für seine Minister gehandelt, und letztere könnten nicht auch noch in Anspruch genommen werden. Das Raisonnement war richtig; allein weder die Deputirten-Kammer ließ sich dadurch abhalten, als Klägerin, noch die Pair-Kammer, als Richterin aufzutreten. Solchen Staatsklüppeln schloß es dann an den geistlichen Mächten. Was thaten sie? Sie schufen sich ein Gesetz. Im vorigen Jahre sollte ein Gesetz, Verfaß der ewigen Verheißung des hl. Vaters Innozenz der Deutschen, aus Frankreich gegeben werden.

Wiel wurde hiergegen gerufen; man hielt die seltsame Sache für eine Usurpation, für einen Mißbrauch, wodurch eine ganze Familie ungehörig gerichtet und verurtheilt wurde. Der Vorwurf war nicht ungegründet: denn jedes rein persönliche Gesetz hat, mehr oder minder, den äußeren Charakter und gewiß auch die Folgen einer Sentenz. Die Kammer nahm indeß darauf keine Rücksicht; und sie that wohl daran. Jetzt erscheint die Herzogin von Berry in Frankreich. Nach vielen vergeblichen Nachforschungen erlangt die Regierung endlich die Gewißheit, daß sie sich in der Verbannung befindet, und von hier aus, allen Nachforschungen zum Trotz, das Feuer des Bürgerkrieges und der Empörung anzufachen. Man mußte sich daher ihrer Person zu bemächtigen suchen. Hierzu fehlte es indeß an allen gesetzlichen Mitteln. Nichts desto weniger übernahmen wir (Minister) es, sie auf eigene Gefahr verhaften und gefangen setzen zu lassen. Zugleich erklärten wir aber, daß wir über die Gründe dieses Verfahrens den Kammern Bericht erstatten und uns von ihnen die Befugniß erbitten würden, die das Gesetz nicht in unsere Hände gelegt habe.“

Wie fremdlich oder wie feindlich auch die Stimmung einer Deputirten-Kammer gegen das Ministerium seyn möge: nie kann eine Argumentation dieser Art ihrem Zweck ganz verschleien; und der Stand ist folgender. Wir sehen, sofern sie den Gegensatz der Willkür bilden, finden ihrer Anwendung nur in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge. Treten außerordentliche Fälle ein, deren Schädlichkeit oder Verderblichkeit für die Gesellschaft nicht bestimmt werden kann: so bedarf es für ihre Anwendung außerordentlicher Maßregeln, die nur in der Befolge der Ordennungen her-

vorzuziehen können. Diese sind für die Erhaltung der Gesellschaft eben so notwendig, als die Gesetze, und lassen sie ihrem Charakter wenigstens scheinbar in der Billität haben, setzen sie die Verantwortlichkeit der Minister auf das unendliche, was sie seyn kann, wenn die gesellschaftliche Ordnung erhalten werden soll. Die Erfahrung hat bisher bewiesen, daß die Verantwortlichkeit der Minister in einem konstitutionellen System ein höchst Scherz ist, so lange sie von einer ihnen gemessenen Majorität der Deputirten-Sammer beschützt sind, und daß diese Verantwortlichkeit zu einem sinnlosen Worte wird, sobald Nothwendigkeiten da sind, welche ein Ausweichen der Minister unvermeidlich machen. Die Abstimmung über Gesetzentwürfe steht für alles ein, dadurch, daß durch sie die Verantwortlichkeit auf eine zahlreiche Körperschaft übergegangen ist, der man nichts anhaben kann.

Von dem ersten Rath, welchen der Verfasser des obigen Artikels seinem Mitbürgern ertheilt, läßt sich also kein Gebrauch machen.

Untersuchen wir nunmehr, wie es sich mit dem zweiten verhält.

Dieser lautet, wie folgt: „Ihr beschwört Euch über die Verschwendung der Regierung; schändet Euren Goldbeutel fester zu.“

Was wohl, was heißt, „euren Goldbeutel fester zu schnüren?“ Hört doch wohl etwas Andern, als: Werft Euch zurück in die Steuer-Verweigerung, welche im Jahre 1830 zu einer Explosion geführt hat! Die Steuer zu weigern und eine Revolution herbeiführen, ist in einem gesellschaftlichen Zustande, dessen Ordnung auf regelmäßig

vernünftigen Plänen beruht, nothwendig ein und dasselbe. Ist der Verwurf der Verschwendung wirklich die Regierung: so ist vor allen Dingen zu untersuchen, ob diese Verschwendung nicht in dem politischen Systeme selbst gegründet ist; und wenn dies der Fall seyn sollte, so würde es doch offenbar ratsamer seyn, das politische System dahin abzuändern, daß es nicht länger die Veranlassung, oder auch die Ursache der Verschwendung seyn kann. In dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von einem achtzehn Jahren hat sich Frankreichs Staatsschuld über den Betrag dessen, was sie vor der Revolution war, hinaus vermehrt. Daß dies nur mit einem politischen Systeme möglich gewesen, welches die Verschuldung begünstigt, liegt so sehr auf flacher Hand, daß es nicht die Mühe belehnt, darüber auch nur ein Wort zu verlieren. Dem natürlichen Laufe der Dinge überlassen, führt dies System durch die zunehmende Verschuldung auf einen Punkt, wo alles zusammenbricht, so daß ein guter Rath, welcher auf Steuernvermehrung lautet, vollkommen überflüssig ist.

Der dritte gute Rath ermuntert zur Ernennung solcher Deputirten, welche nicht baldern, was die Regierung verfügt (wenn diese z. B., wie es im abgewichenen Jahre der Fall war, die Hauptstadt im Belagerungs-Zustand stellen).

Wo aber diese Deputirte finden? und wie ihnen eine solche Stellung geben, daß ihrer Opposition durchdringen kann? Das Eine ist so nothwendig, als das Andere, während Beides gleich unmöglich ist mit einem Staatsgrundgesetze, wie die verbesserte und zur Wahrheit erhabene Charta ist. Mit diesem Staatsgrundgesetze ist für Frank-

reich eine Regierung immer nur so fern möglich, als die Majenzt der Deputirten-Kammer aus gefügigen Mitgliedern besteht, die man Günstigte, Vernünftige oder wie man sonst wohl nennen mag, deren wesentlicher Charakter sich aber im Evidentismus abschließt.

„Ueberzeugt Euch“ — so erwidert der Rathgeber — „daß Ihr bei einem Regierungswechsel wenig oder nichts gewonnen würdet, wenn Ihr nicht Eure politischen Sitten ändertet.“

Was heißt hier Regierungswechsel? Einea so viel als politisches System? Wenn dies der Fall ist: so darf man die Forderung geradezu unvernünftig nennen; denn was man sich auch bei dem Ausdruck „politische Sitten“ denken möge: so kann, da alles, was Sitten genannt zu werden verdient, Bewußtseins des Guten und Bösen bezeichnet, die politische Sitte nur durch die anhaltende Wirksamkeit irgend eines politischen Systems in die Entstehung eintreten. Wer das Umgekehrte verlangt, macht, ohne es zu ahnen, die Forderung, daß die Wirkung der Ursache vorauszugehen soll. In allen Jahrhunderten, wie in allen Ländern, ist die politische Sitte das, was sie in Folge einer langen Erfahrung seyn kann; und eben deswegen ist es streng genommen, besser Rathsam, zu verlangen, daß sie zur Ueberwin eines bessern politischen Systems werde, als dasjenige ist, dem sie ihre Entstehung verdankt. Schließt die politische Sitte Ausschloßheit in sich: so darf man daraus nichts weiter folgern, als daß die Uebel, über welche man sich beklagt, noch nicht den Grund von Stärke erhalten haben, welcher erforderlich ist, um die Furcht im Volk zu verewigen, oder um zur Verewigung zu treiben.

Wie man auch über das, was gegenwärtig in Frankreich vorgeht, urtheilen mag: immer muß man sich entschließen, stürmische Erscheinungen der französischen Welt als ein Gesamt-Product des politischen Systems zu betrachten, das sich seit der Julius-Revolution festgesetzt versichert hat. In diesem System sind zwei Dinge verbunden, welche, so lange die Welt steht, sich bekämpfen haben, und sich auch in der Zukunft bekämpfen werden. Das eine dieser Dinge ist das Königthum, oder, wenn man lieber will, die Regierungsverantwortung, auslaufend in der Person eines Monarchen; das andere die Volks-Überwacht mit ihren unendlichen Ansprüchen und Schwächen. Jene wird durch diese, und diese durch jene so modifizirt, daß nichts zweifelhafter ist, als der Charakter der Regierung. Was in Frankreich Eures betrifft wird, kann immer nur betrachtet werden als das Werk der Usurpation, oder des Sieges, den die Regierungsverantwortung über die Volks-Überwacht in den Kämpfen des Ministeriums mit der Deputirten-Kammer haben getragen hat. Doch wie werth sind diese Siege, und wie theuer müssen sie erkauft werden! Nicht daß wir den Kostenaufwand, den ein solches System mit sich führt, nicht auch in Anschlag bringen: weit höher stellt sich jedoch in unserem Urtheil die Summe der Litten, Mühe und Unruhe, welche aufgewendet werden muß, um zu dem großen Ziele der parlamentarischen Debatte — zur Bewilligung des Budgets — zu gelangen. Die ganze Gesetzgebung sinkt darüber zum besten Gaufelspiel herab, und alles, was in dem Verhältniß der Regierung zu dem Regierten Wahrheit setzen sollte, wird zu einer Lüge, über welche man nie lange in Zweifel bleibt;

dem ehe es zur Ausführung des Verabredeten kommt, scheidet das Ministerium, von welchem der Vorschlag ausgegangen war, plötzlich aus, und sein Nachfolger sühnt in den wenigsten Fällen den Verus, das ins Wert zu richten, was es nicht langirt hat. So wird die Gesellschaft mit einem Wust unadiger Gesetze überschüttet, während ihr Zustand, sofern er sich nicht gewaltfam abändert, derselbe bleibt. In Wahrheit, wenn dies der Charakter der konstitutionellen Monarchie ist: so hat man alle Ursache ihn zu verabscheuen und von sich eifert zu halten.

Dabei fehlt es nicht an den größten Widersprüchen. Gekündigt ein System zu vertheidigen, worin sie, wie sehr liebhaft es auch seyn möge, nun einmal befangen ist, wünschte die Regierung, im Laufe dieses Sommers, der allen Dingen die allgemeine Meinung zu unterdrücken, welche sich seit dem skandalösen Prozeß des verantwortlichen Herausgehens der Tribune von dem unbedingten Gerichtsaus der Deputirten-Kammer in den Gemüthern der Franzosen emischelt hatte. Doch wie wenig konnte zu diesem Endzweck geschehen! Alles beschränkte sich darauf, daß der Minister des Innern (Herr Argout) Zirkelschreiben an die Präfecten und Militär-Gouverneure erließ, wodurch diese aufgefordert wurden, den Kapenausflüssen entgegen zu wirken, womit die Freiheit der Deputirten, nach ihrer Zurückkunft in der Heimath, empfangen zu werden die Aussicht gewonnen hatte. Bei dem Allen läßt sich von diesen Zirkelschreiben behaupten, daß es ehrlich gemeint gewesen. Nicht dasselbe läßt sich von dem Mundschreiben aussagen, wodurch der Handels-Minister (Herr Lheris) die Präfecten auffordert, sich mit den Municipal-Räthen über eine würdige

bige Jahressfeier der Julius-Tage zu vereinbaren. Wenn darin gesagt wird, „diese Epoche sei allen Franzosen theuer, und zwar in einem so hohen Grade, daß es für sie ein Bedürfniß sei, den großen Erinnerungen zu huldigen, die sich daran knüpfen;“ wenn ferner darin behauptet wird, „alle politische Aufregung und Ungewißheit sei verschwunden;“ wenn endlich die Versicherung gegeben wird, „daß Frankreich, unter dem Schutze der konstitutionellen Monarchie, die Früchte der von ihm erlangten und mit Recht vertheidigten Justizreformen zu ernten begonnen habe, und mit festen Schritten auf der Bahn der Wohlfahrt verkehre:“ so weiß man wohllich nicht, worüber man sich mehr wundern soll, ob über die Unwahrscheinlichkeit dieser Aussage, oder über die Lachheit ihres Urtheils, und das Einzige, was man begreift, ist, daß ein Ministerium, welches die Hauptstadt durch Feste zu jäheln geduldet, eine Erklärung, die nicht in ihm selbst ist, in Andern anregen und unterhalten möchte.

Der Leser fragt: „wie wird Alles endigen werden?“

Wir wagen, ihm zu antworten:

„Durch eine neue Revolution, welche dem Scheine, den das in Kammeru dargestellte Repäsentativ-System allein zu geben vermag, ein Ende macht, und an dessen Stelle ein Wesen bringt, das, gegründet in einem allgemeinen Municipal- und Departemental-System, sein Organ in einem Collegium von wahren Gesetzgebern findet, d. h. in Männern, deren Vorzug nicht die Selbstehre der von ihnen erzielten Ehre, wohl aber die gründliche Kenntniß der gesellschaftlichen Bedürfnisse ist, die sie

sich durch anhaltendes Studium erwerben haben. Mit
 Einem Worte: es handelt sich um die Entziehung eines
 bessern Motus der Befruchtung, als die bisherigen ge-
 messen sind; und bis dieser ins Leben gerufen ist, wird
 eine Revolution die andere verdrängen.

A u s z ü g e

aus

Lemontey's Geschichte der Regentschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten.

(Fortsetzung)

Bras von Vigne, Paris Duvernet, der Graf von La Rochefoucauld, der Herzog von Orleans. — Neue Zeitungen mit Spionen. — Abbonement. Pologne. — Abreise Philipps des Fünften aus dessen Rücksicht auf den Thron.

Die neue Regierung erhielt nicht den Beifall des Publikums. Herabgenommene Blide bestanden sich auf dieselbe in der Zeit erkrankte Theater, wo die Ereignisse sich trugten, die Schauspieler selten und das Glück nur kurz war. Der Herzog von Bourbon erschien zugleich als die wichtigste und die am wenigsten beschäftigte Person. Dieser junge, habgütige und besessene Prinz, den wir dem Regenten gegenüber als so anmaßend und der Dubois so kriechend kennen gelernt haben, brachte, nachdem eine Frau ihn gezeugt

und selbst in seinen Fehlern tiefer gestürzt hatte, der höchsten Staatswürde nur erborgte Tugendlichkeiten und eine gesägigte Beistandsliste zu. Die Marquis de Peyre hatte dies Baukament hervergebracht. Nachdem in den höchsten Ecken einer Finanz-Fürchter-Familie und zu einem Alter gelangt, wo die Macht des Geistes sich noch mit der Frische der Jugend verbindet, hatte sie sich dem Prinzen von Conti vor dessen Eintritt in das Ministerium aus Verwaggründen hingegeben, welche minder edel sind, als Liebe und Ehrgeiz. Wohl weiß ich, daß die Urtheile des Hofes über diejenigen, die in der Ungnade sterben, unbarmherzig ausfallen; doch möchte ich Frau von Peyre nicht freisprechen von den Verdärfen des Hasses und der Begierlichkeit, womit sie, nach der übereinstimmenden Auflage der Hofleute, ihren Kredit besetzte und ihre Schande unter einem eben so pferlichen als schelmischen unschuldigen Reufern verbarg. Nach ihrer Erhebung vergaß diese Favorite nicht die Mittel, welche sie auf ihren Standort geführt hatten; sie legte Hand an das Königreich, gerade als ob es nur die Deute ihres Sieges gewesen wäre. Ihre ungroßmüthige Politik legte es besonders darauf an, den von ihr verblendeten Rathgeber zu vereinigen. Dieser unglückliche Prinz blieb ohne Freunde, während die neue Regentin ihre Verdärfen *) hatte. Neben, Ratignen und Richelieu waren die Stützen dieser zweiten Dynastie von Verberbern.

Hätte die Marquis de Peyre nur die Intriguen des Hofes beherrschen wollen, so würden einige Depechiers für

*) Der Leser wird sich erinnern, daß dies (im französischen rois) die Bezeichnung war, welche die Vertrauten des Königs von Orleans erhielten.

sind Schmelzhammer - Ministerium aufgerichtet haben; allein sie wollte regieren, und dazu bedurfte sie eines wirklichen Ministeriums, dem es zwar an der nöthigen Roustung fehlte, das jedoch fähig wäre, das Ganze der Verwaltung zu umfassen; denn es sollte abhängig von ihrem Willen und Launen seyn. Diderot, der jüngste von den vier Seidern Paris, erhielt dies Amt, das man ohne Titel ließ, damit es keine Ehrenkennten haben möchte. Dieser Mensch, aufgewachsen in Geschäften, die er nie von oben herab angesehen hatte, verstand sich besser auf die Eingekerkerten derselben, als er ihre Verfügungen aufstellte. Sein heftiger und roher Charakter, seine lebhafte und schnelle Einbildungskraft, gestatteten ihm wohl, zu handeln, doch nicht, den rechten Zeitpunkt abzuwarten, wohl Hindernisse zu beseitigen, doch nicht, sie zu vermeiden. Bei dem Allen war er kein so schmeichelefter Nachahmer, als seine Seidher, und nicht unempfindlich gegen den Ruf, es gut gemacht, d. h. das rechte Ziel erreicht zu haben. Für Frankreich ist er der Stifter jener Schule von Finanz - Staatsmännern, welche die Höhe zu erklimmen streben, von welcher Selbst hierweilen herabzustiegen wichtiger: jener Schule, der es unglücklicher Weise besser gelungen ist, die Regierung stiefeln zu machen, als die Grundzüge einer großmüthigen Politik in die Finanz zu bringen. Die Marquis stellte ihren Minister bei dem Herrn Herzog an, welcher sich ganz unfehlbar darüber verwundert, sich unter der Vormundschaft eines Verfolgten hanteln zu befinden. Noch kurzer Zeit hing alles von diesem namenlosen Erben ab. Diderot, General - Kontrolleur, und Vortail, Kriegsminister, wurden in Diderot's Hand zu bloßen Werkzeugen. Auch Marville, wie sehr er auch

beiden überlegen seyn mochte, sah sich, von einer Zeit zur andern, durch diese geheime Gewalt genötigt, den von Natur edlen und gesunden Gang seines Departements nach ihrem Willen zu tragen. In der Mitte dieses aufgeregten Hofes blieb nur Einer übrig, welcher alles stütz war, um eine Stelle in einer heimlichen Regierung anzunehmen, und zugleich alles rechtschaffen, um stets die Wahrheit zu verbergen. Dies war der Graf von La Harpe, welcher von der schwedischen Gesandtschaft zurückgelassen war, nachdem er die Leiche des sterbenden Karls des Zwölften in seinen Armen gehalten hatte. Fräulich, arbeitsam, ausdauernd, fasste er höchst gründlich die Geheimnisse und die Wünsche der verschiedensten Höfe Europa's, und mit seltenem Erforscht war er allen Phänomenen des Hofes gefolgt. Etwas zu Nahe gezogen, selten vernommen, zog er den Vortheil des Prinzen den Feindschaften der Favoriten vor, und sah mehr Bedrohungen vor, als er abwehren konnte.

Diese so vertheilte Gewalt fließ, für ihre vollständige Unabhängigkeit auf Hindernisse, theils in dem Alter des Monarchen, theils in dem jungen Herzog von Orleans, welcher muthmaßlicher Kronerbe gemeindet war. Inner, seit der Volljährigkeit in den Rabinetsrath eingeweiht, hatte allein das Vermögen, Ludwig dem Jungstirbenden den Mund zu öffnen und ihm einen Willen zu leihen; noch bestimmter zu reden: der Bischof von Toul war selbst König. Doch dieser Kreis schien entschlossen, von dem Königthum nur denjenigen Theil für sich zu behalten, welcher der Ewigkeit seines Namens, der Würdigung seines Charakters und seiner begründeten Einsicht am besten entsprach. Standhaft

leistete der dem Principal-Minister mit dem Könige seinen Beistand und leitete die Vertheilung der Aemter und Ansehenswürde. Zufrieden gestellt durch einen Einfluß ohne Gefahr und ohne Beschwerde, blieb er weit davon entfernt, die Regierung-Mühe dem Herzoge von Bourbon zu übertragen, dessen Familie er liebte und dessen Macht das Werk seiner Hände war. Anders handelte er nicht eher, als bis man so unklug war, ihn in seinem eigenen Verstande zu bemächtigigen, und als man ihn nöthigte, den Thron zu Hilfe zu rufen, um in seinem stillen Eigensinn beharren zu können. Diesen lästigen Dank hatte der Herzog durch seine Unabkündbarkeit verdient; denn ich habe den Beweis, daß es eine der vorzüglichsten Sorgen seines Ministers war, den Papst heimlich von der Verleumdung des Cardinals-Ducl abzuweichen, um welchen der König für den Bischof von Forlud gebeten hatte.

Die Antipathie gegen den Herzog von Orleans war weit unerschütterlich. Der Regent war allzu früh gestorben, um seinen Sohn in die rechte Bahn leiten zu können. Die Würden eines General-Obersten der Infanterie und eines Obermeisters des St. Lazarus-Ordens blieben ohne Einfluß in den Händen eines Freyschützlichen. Der ganze Charakter dieses jungen Prinzen war nur entworfen, oder in seinen Anzügen vorhanden. Aufgewachsen in Trübsal, entnommen den Zerstörungen des Vergnügens, ungelehrter Schläge seiner Mutter, war er der Grund des Herzogs von Bourbon und Parteihaupt, ohne genau zu wissen, ob Haß und Ehrgeiz in ihm sei *). Man weiß, daß er diese zwei-

*) Saint Simon erzählt das Betragen des Herzogs von Orleans sehr lebhaft seines Vaters in folgenden Ausdrücken: „Der Her-

heftige Kindeit bis zu dem Augenblick verlängerte, wo er seine wahre Bestimmung in einem Kloster fand, und die Tugenden eines Heiligen und einigen philosophischen Eriss entfaltete. Doch in der gegenwärtigen Krise, wo seine Frau Mutter alles aufbot, seine nachtheilige Spathe zu besiegen, blühten seine Oheime, die legitimirten Prinzen, und der Prinz von Conti, welcher darüber aufgebracht war, daß man ihn von dem neuen Ministerium ausgeschlossen hatte, um ihn eine Art Defensiv-Linie gegen die Unternehmungen des Herzogs von Bourbon. Wärflich vergoß dieser die Großmuth, welche der Regent ihm bewiesen hatte, und belohnte die Wohlthaten des Vaters mit Kränkungen und Zurück-

zug von Thronen befand sich als ungeklärte Väterlicher in Paris bei einer Epemalagerie, die er unternahm. Hier erhielt er den Edikten, der ihm die Nachricht von dem Schlagstoß überbrachte, und unterwerft einem großen, welcher ihm den Tod bewilligte. Beim Aufstehen aus seinem Bogen fand er zwar seinen Schwarm, jedoch die Feindschaft von Mord und von Mord, welche ihm sehr offen ihre Dienste, so wie alle, was von ihnen abhängen würde, anboten. Er empfing sie als Jüngerliche, von welchen er sich nicht genug genug trennen konnte, und alle zu seiner Frau Mutter, wo er erklärte, daß sein Minister ihm eine solche Hilfe gestellt hätten, daß es ihm sehr gelungen wäre, sich von ihnen loszumachen. Dieser Zug von Verstand, Vernunft und Politik bewährte sich an, was dieser Prinz selbst gehalten hat. Man hatte die größte Mühe, ihm beizubringen zu machen, daß er dem dummsten Streich gemacht habe, er habe deshalb aber nicht weniger fest ihn zu widerstehen.“ (Die bereits angeführten Documente.) Ich bemerke, daß Louis Simon, wie ganz er auch Elendete erklärte, nirgends gelang hat, daß der Herzog von Orleans durch seinen eigenen Vater mit einer D... in Verbindung gebracht werden sei. Diese Wichtigkeit ist das Erkennen gewisser Thatsachen. Der Regent hatte nämlich seinen Sohn dem Abbe Mazarin, dem Namen von Herzog Jean-Baptiste, anvertraut.

setzungen, die er an dem Sehe verübt. Er ging darin so weit, daß er dem ersten Prinzen von Schlit das Recht nahm, in seinen Angelegenheiten als General-Oberst der Infanterie mit dem Könige zu arbeiten. Diese Ungerechtigkeiten wurden jedoch nicht ohne Zorn und Ranc verübt; denn, als das Haus Delcand heimlich die Vermählung des jungen Herzogs mit einer badenschen Prinzessin beschloß, traf die Entpölung des Geheimnisses den Rath der Marsch von Preye mit einem so schmerzlichen Schrecken, daß er in dieser Verbindung das Unterpfand eines großen Complots sah und gar nicht daran zweifelte, die Truppen des Kaisers sein Verrath auf dem Marsch, um dem Königreich ein neues Ministerium zu geben. Diese Erbitterung der Gemüther fand ihrem Nahrungsfloß nicht bloß in vorübergehenden Zufälligkeiten, sondern sogar in der bestehenden Ordnung des Staats. Da unter den beiden Familien, welche den Thron umgaben, die Macht von derjenigen grüßte wurde, welche am meisten von diesem Thron entfernt war: so brachte diese erzwungene Lage ganz natürlich den Willen der einen und den Argwohn der andern in Gang. Der Marschall von Villars, welcher, im Verein mit dem Herzog und mit dem Bischof von Frejus, den ausschließenden Rath des Königs ausmachte, hätte diese Nebenabhandlungen mäßigen können. Doch dieser Kriegsmann, gewohnt als Vorkämpfer zu reden und als Hofmann zu handeln, wickelte er in so schwierigen Pflichten auf. Statt des Friedens, den das Uebergewicht seines Alters und seines Rufes hätte erhalten können, mußten der Herzog von Savin und der Graf von La Marck in höchster Eile einige schwebende Waffenstillstände unterhandeln. Von beiden Seiten machte

man sich Zugeständnisse, ohne Unfruchtbarkeit, wie ohne Würde. Die gegenseitige Abneigung dauerte wenigstens unter anständigen Außenstehenden fort, und Frankreich konnte dem Himmel dafür danken, daß dieser ihm so mittelbare Prinsen geschenkt hatte, daß ihre hässlichen Spinnweben nicht zur traurigen Ehre eines Bürgerkrieges gelangten.

Indeß ging aus diesen Umständen nichts desto weniger ein persönliches Gefühl hervor, das über die ganze Politik des Ministeriums entschied. Der frühzeitige Tod des Königs konnte doch den Herzog von Orleans auf den Thron berufen; und dieser Gedanke verursachte dem Prinzen und der Juwelier Schaudern. Sie waren also nur darauf bedacht, einem Glücksfall abzuweichen, dem sie alle nur denkbar Uebelle vorgezogen haben würden. Man erinnert sich, daß Elcamare's Intrigue den Zweck gehabt hatte, dem spanischen Blute die unmittelbare Erbfolge in der Krone Frankreichs zu sichern, und daß der Herzog von Bourbon dies Komplot zu bestrafen nichts verabsäumt hatte. Nun wehlt derselbe Feind will die Fäden dieser Verschöderung wieder anknüpfen, und im Verbrechen der Nachfolger seiner Tante, der Herzogin von Maine werden, zu deren Gefangenenträger er sich mit so großem Vergnügen hergegeben hatte. Wir werden ihm in seiner Verwandlung folgen, wenn er, als letzter Minister und schlechter Verwandter, zugleich die Gesetze des Staats und den Vortheil seines Hauses verläßt.

Er fühlte das Bedürfnis eines sichern und verwegenen Helfershelfers, und er versuchte nicht Vergebens, als Wideroni auf die frühere Höhe seiner Macht zurückzuführen. Wodurch mußte er jedoch das Vertrauen Philipps des Jüngsten für sich selbst gewinnen, und dazu schien ihm die

mand schickter, als der Marschall von Tressy, welcher unter den Augen des spanischen Königs in dem Erbfolge-Kriege beschlügen hatte. Dieser, von der Welt vergessene Greis hatte sich in ein Samaldulenser-Kloster begeben und illusirte seine Feinde durch die Größtmöglichkeit eines Hofmanns: diesen leichten Hiniß, den der erste Euphorisch vernimmt. Der Ambassade nach Madrid erannt, nahm er sogleich die munteren Einfälle eines freien Geistes und die Blumens einer einflussreichen Naturwid wieder an. Nur hatte das Alter die Waffen der Verführung, von welchen Tressy an einem, mit Schiffsankern aller Art reichlich ausgekannem Hofe Gebrauch machen sollte, ein wenig mit Noß belegt.

D'Auberton war drei Tage nach dem Kardinal Du Bois gestorben *). Dieser französische Botschafter wurde

*) Dem Hofmann gemäß hielten einige Willkürhager des spanischen Hofes nicht gilt ausserordentliche Ursachen sowohl für den Tod des Patres D'Auberton, als für die Herrschaft seines Nachfolgers über den Geist Philipp's des Ältesten. Hier folgt ihre Erklärung: Philipp der Älteste hatte in dem Hause des Regenten einen Epäus, welcher ihm von allen Handlungen dieses Hofes Nachricht gab, und unbekannt wurde, sobald er erkrankt war. Da nun Philipp erkrankte, daß D'Auberton den Regenten gekannt habe, so machte er ihm darüber wichtige Bemerkungen, und entließ ihn. Doch im Augenblicke in wenig Tagen der Tod nicht verschied. Der Herr erkrankte sein Verstand, hielt sich für den Wächter dieses Hofes, vernachlässigte sich in einer unheilbaren Fieberung, und versprochen den Hofes Bemerkung ausdrücklich, ihm dieselbe nicht zu lassen... Die konfessionelle Note, worin ich dich Nachricht gestanden, hat mir nicht ausreichend genug geschienen, um darin noch etwas mehr zu finden, als eine bloße Vermutung. Der von Bellamy abgeschriebene Epäus Bellamy behauptet ferner, daß D'Auberton den Regenten im Abwesenheit-Entwurf Philipp's mitgeteilt, daß der Regent

erstigt durch den Jesuiten Bermudez aus der Provinz Toledo, einen frommen und strengen Mann, der nicht, wie sein Vorgänger, die Absicht hatte, den Staat zu regieren, auch nicht die Kunst besaß, die Angste des Monarchen zu beschwigen. Er hatte Bourdieu's Verdigten ins Spanische übersetzt und sich nach diesem großen Muster zum Richter gebildet. Philipp, erstaunt, das heilige Wort aus seinem Munde mit Würde und Stärke, d. h. ohne den Zusatz von Possenreißerei und Pantemime zu vernahmen, welcher den Verdigten des Südens so eigen ist, wollte ihn an seine Person knüpfen. Der Mönch benutzte mit der Autorsität seines Charakters die Herrschaft, die ein schwacher Geist ihm darbot; und wenn den König diewelken Zweifel über seine Kräfte anwandten, so bekräftigte er die Wahrheit derselben durch ein Krupfge, welches er aus seinem Tische hervorzog. Bermudez ließ sich einfallen, die Sitten zu reformiren und machte unter dem Titel einer Pragmatic ein Aufwandsge-
 schäft bekannt, das den ganzen Handel der Franzosen in Spanien gestört haben würde. Der Widerwille, den dieser Mönch gegen das französische Volk gefaßt hatte, war eine von den Ursachen seines Zudenkenseins gewesen. Doch der

sein Schreiben an den König von Spanien geschickt und daß dieser es dem Botschafter vorgehalten habe; worauf dieser sich zu Bedenken gegeben sei. Diefes Fabel verdient nicht den mindesten Glauben. Ich kann versichern, daß, im Augenblick der Abreise Philipps, das Cabinet von Versailles keine Ahnung davon hatte; daß, bis zu d'Amboise's Tode, ein ganzes Vernehmen zwischen ihm, dem Cardinal Richelieu und dem Könige bestand; daß von dem letztern kein Schreiben d'Amboise's nach Madrid geschickt wurde, und daß sein Vorgehen ihm zu dieser noch abzusprechen, als abzusprechendem Unterzeichnete bezogen konnte.

Wunsch zu gefallen, von welchem sich selbst die tugendhaftesten Geister nicht lossagen können, beschützte Frankreichs Manufakturen; und nachdem die Königin sich genugthutet hatte, sich in die ihrem Beschlusse vorgeschriebene Art von Nennen-Setzung zu halten, gerieth die Detonnanz des Reformator in Mißachtung *). Diese Erschlatterungen beschleunigten indeß eine wichtigere Umwälzung.

Es sei aus Ueberdruß, oder aus Bewußtseinsangst — denn es würde sehr überflüssig seyn, in den Wissenen eines gekrönten Beherrschers nach tüchtigeren Gründen zu forschen; — genug, Philipp hatte seit vier Jahren beschlossen, der Krone zu entsagen. Vierzig Millionen Piaſter, dem öffentlichen Elend abgerungen, hatten seinen Rückzug in die Einside von San Ildefonso vertheidet. So lange V. Audenot lebte, half dieser Jesuit, der ein Freund von Bischöfen war, seinem Weidling, Wench und König zu seyn; doch sobald das Bewußtsein des Monarchen der Sorge eines Kaisers hingegeben war, sagte dieser unglückliche Fürst, im Mißtrauen gegen sich selbst und gegen Andere, einen Wilschen vor den Sorgen der Regierung, und alle Wirksamkeit der königlichen Gewalt kam zum Stillstand. Der Kardinal von Grimaldo war, als einziger Minister, erschreckt von einer Verurtheilung, welche nicht damit endigen konnte, daß er mit seinem Kopf bejahte; und da er seine Sicherheit in einem höhern An-

*) *Einzel. Quellen* beschreibt die Königin als eine Frau, deren Gesicht durch die Blattern sehr entstellt war, deren Brust, Schallern, Arme und Hände aber sich durch ungemeine Schönheit auszeichneten. Es war also wohl kein Wunder, wenn diese Königin nicht zu schaffen haben wollte mit einem Manne, der nicht verstand, nur nicht das Gesicht.

schlag beachte, als die Willen der Königin, so händte er auf, die Abtänkung aufzuhalten. Der Prinz von Asturien, damals sechzehn Jahr alt, wurde also herbeigerafen, und der König erkläre ihm, daß er König sei.

Der junge Mann warf sich seinem Vater zu Füßen und beschwor ihn, mit Theilnahme in den Augen, ihn mit der drückenden Last zu versehen; doch alles, was er erhalten konnte, war eine — Grift. Vier Monate hindurch vertraute er das Geheimniß seinem Erbbligen, nicht einmal seiner Gemalin: ein seltsam Beispiel von Zurückhaltung in einem so jarten Mann. Endlich unterzeichnete Philipp, den 10. Januar 1724, das Defret, wodurch er vom Thron stieg, um im Himmel ein dauerhafteres Königreich zu verdienen, und richtete an seinen Sohn eine lange Instruction, worin, unter tausend abergläubischen Kindereien, bestimmt die edle Willigkeit des Quotidns hervorgehelt. Diese ungeschickte Nachricht war dem Geheimen Rath des Herrn Herzogs sehr unangenehm und beschleunigte die Abreise des Marschall von Tessé, welcher die Hoffnung nicht aufgab, diesen Unfall eines künftigen Sturzes rückgängig zu machen.

Seine Ankunft zu Valsain war genug, um ihn zu belehren. Keine Wachen, kein königlicher Feuert! Als stiller Jönkbit, der sich von der Hand des Belchmatters lösen läßt, harr Philipp den Thron und schloß seine Fädensticht für die Jagd vergessen. In lachenden Jügen assistirte die Königin die Heiterkeit des Glücks. Scimalto, welcher zur Stelle eines Vertrauten herabgesliegen war, schmeichelte sich mit einem Ueberreiß von Aufhe. Mit Entzücken hatten die Spanier die Thronbesteigung Ludwig des Ersten vernommen. Dieser Hieß, von süßamer Geseit und schweiz-

seiner Phlegma war ihr Stolz *). In ihm liebten sie das Kind, das in ihrer Mitte gehöre, von ihm Verurtheilen durchdrungen und für ihre Sitten so eingenommen war, daß es andere Völker verabscheute; mit einem Worte: sie nannten ihn, in ihrer sprechredseligen Lebensart, den bei Ehesolaten groß gewordenen König. In Wahrheit, dieser furchtsame Sohn schien nur nach dem Rathe seines Vaters regieren zu wollen; doch selbst die Minister, welche Philipp ihm gegeben hatte, pöbeler nicht, ihn in seinen fremden Versäßen zu stören. Das Orakel war noch zu bald sein; allein man verführte es zu Madrid und alles ging auf Zurückführung der alten Maximen, nach welchen die Spanier unter den letzten Königen hochburgischen Beschlusses geherrscht hatten. Es giebt kein Beispiel von einem so geheimnißvollen Labrynth, als damals dieser Hof war, getheilt zwischen zwei Königen und zwei Königinnen strengen Charakters, gefollet von den Intrigues von fünf Reicheltem **). Teste, welcher zu San Ildefonso mit Ver-

*) Dürcke Schmeichelei oder Zurschmeichelei zu sehen, welche den König, seinen Herrn, an die Kehle greift, wenn er sprechen soll.“
Schreiben Teste an den H. Herzog von B. Wien, 1722.

**) Bernabey, Richter des Königs; Guerra, Richter des Königs Elzbeth, in getheilt Verhörungen mit Oberst; Maria, Richter des Königs Philipp; Laubrucci, Richter des Königs und Richter seiner Gemalin, ein deutscher, getheilt der und französisch gekundter Geist; Ramad, Richter des Reichthums von Spanien, ein Versuch von Verklagenheit und Bel, welchen seine Teste Richter, eine Epöcher-Kontingenz, mit dem Herrn Herzog verbunden. Der Präsident war beauftragt mit den Verhörungen zu Madrid. Spanien schickte nicht vollkommen die alte Constitution, die man von ihm gegeben hat: Monarchie des Affaires, gouvernée pour la hierarchie des individus.

traum aufgenommen wurde, stieß im Madrider Palast auf einen freudigen und herzlichsten Empfang. „Ach!“ rief er aus, „die Welt einer Heiligkeit ist hier nicht zu viel. Die Bräuterei wandeln hier auf dem brennenden Sand Strabens, und man ist an einem Hofe mehr hässlich geküßt, als die Bürger der Straße von St. Denis Paris sind. Ich brauche nur noch zu wiederholen, was der Marschall von Croqui stehend zu dem Vater Montep, seinem Bräutigam sagt: „Ich sehe wohl, mein Vater, daß ich mich mit verhängten Jügeln in die Dunkelheiten der Verführung werfen muß.““

„Wie?“ — so wird man fragen — „diese Verurtheile und Eingekerkerten wurden nicht gerächtet?“ von einem Thron, den eine französische Prinzessin, eine fünfzehnjährige Königin theilte, die von ihrem furchtsamen und leichtgläubigen Gemal so festig begehrt war?“ — Die Prinzessin von Montpensier war ohne Fühler aus den Fesseln des väterlichen Hauses in die Langweiligkeit einer strengen Etiquette getreten. Philipp und seine Gemalin, von ihrem Launen empört, der junge Fürst, durch ihre Ungeschicklichkeit abgestoßen, ein stiller, nur in seinen Formen lebender Hof, genügt die Zügelgriffe der Jugend zu übernehmen: dies alles hatte sich vereinigt, die junge Königin dem allgemeinsten Uebelwillen preis zu geben. Bräutliche Triebe drangen in ihr inneres Leben, und entsetzten Gewohnheiten, welche unfehlbar mehr sinnlich als verbrochenisch waren, in welchen jedoch ein Vergeffen aller Scham zu der Befürchtung berechtigte, daß eine nahe Degradation das Ende sein werde. Sechs Tage von ihrem Gemal in einem besondern Palast eingeschlossen, wurde sie gewissermaßen

einer öffentlichen Position überliefert; und dieser Schein, herabwürdigend für beide, und mitgetheilt den aufständigen Ministern, konnte nur das Ergebniß trauriger Rathschläge seyn. Doch die Gegner Frankreichs vereinigten sich mit dessen Gesandten zur Unterdrückung der jungen Königin. Der Haß des Ersten Ministers *) fand Wohlgefallen daran, den Herzog von Orleans in der Person seiner Schwester zu verfolgen, und die Fehler dieses Kindes, weit größer, daß der Haß des Marschalls sie abgemindert, oder dessen Nachsicht sie verringert hätte, waren zwischen dem Herrn Herzog und ihm der Triumph einer grausamen Gerade und der Stolz eines obliquen Freischützfeld. Nach den vertraulichen Unterhaltungen zu St. Idelfonso gaben sie Nahrung. Hier schien Laffi seine Sendung zusammen zu fügen; hier versuchte er es noch, die furchtsame Seele Philipp's mit einem Ehrgeiz zu erfüllen; hier befehl er, Eifer treibend, die erheuchelte Resignation der Königin **). Seine Be-

*) Unter diesem Ersten Minister ist kein anderer zu verstehen, als der Herzog von Bourbon-Condé. Bren. d. Hensch.

**) Ich habe bei dieser Gelegenheit auf den Original-Briefen dieser Justizaria, deren Fälschung sehr vernachlässigt war, einige Nachträge gemacht, welche dazu dienen können, sie auch der vollen Eigenthümlichkeit ihres Stils zu nähern.

Folgendes schrieb sie den 11. Mai 1724 an den Marschall von Laffi:

Der König verordnete auf sein Rathgeheiß nur, um Ruhe zu haben. Er verlagte seinem Vater nicht den guten Rath; doch er thatte er nichts nur, wenn er davon ersucht wurde. Was mich betrifft, so lange ich zu nichts, am wenigsten jetzt, nachdem ich in der Hölle, bei Furchten und wilden Schwärmen, das durchgelebt habe, was ich bei Hefe hätte gemessen können. Doch bin ich sehr zufrieden damit, daß man mich von denselben entfernt hat; denn ich sehe ja bei Euch in so klaren Augen, daß Ihr mir nichts glaubt. Ich

nähungen machten Fortschritte, und die beiden Jünglingswosner vereinigten sich dahin, daß der Herr Herzog der reichschaffenste Mann in Frankreich wider. Andere Versuche, auf denselben Zweck gerichtet, belagerten außerdem den wilden Aliboni.

Nach einer beschleunigten, höchst schlüssigen Regierung

war

mag lieber die Nachsagen unterm Günstel Wren, als Euer schon Oper von Weid.

Dem 18. Mai schrieb sie beschleunigter Marschall:

„Es wird immer Ungläubige in der Welt geben; und wenn ein Spaß es für seinen Meister war, so ist nicht Außersordentliches dabei, daß Sie es für eine arme Frau sind, der nichts mehr übrig geblieben ist, als die Gestalt, um nicht zu sagen, daß sie ein Thier ist. Ich überlasse Sie doch, an was Sie sich wenden, um Hilfe zu erhalten. Den ganzen Herzen wünsche ich, daß es Ihnen in Frankreich nicht wohl gefallen möge; nur wünsche Sie diejenigen nicht, die in der Wilder leben.“

Dem 18. Mai an denselben:

„Ich sehe wohl, daß Sie mich auf uns sind, und daß Sie Ihre Wort mehr verlieren wollen. Das that mir sehr leid; aber ich weiß auch, daß Sie ein viel zu gutes Herz haben, um Groll zu nehmen gegen arme Leute, die Ihnen gar nichts sehr gereiten sind. Sie finden es schlecht, daß mein armer Mann seinen Sohn um Rath gefragt hat. Wäre man sollte er denn thun? Verlangen Sie, daß er seinen Sohn das Wissen an die Liebe setzen soll?“

Dem 30. Mai an denselben:

„Ich sehe wohl, daß Sie mir im Stillen dem Verstand haben und machen, daß ich Ihnen auf Ihren letzten Brief nicht antworten ist habe. Wäre ich glückselig, daß ich für mich gehalten werden könnte, und fürchten, daß Sie auf mich gehen könnten, wenn ich Sie mit meinen Briefen gäbe, und Sie in die Aufmerksamkeit legen, auf meine Antworten zu antworten, während Sie Ihre Zeit besser anwenden und sich vor der schrecklichen Hitze in Frankreich bewegen können. Bei uns ist sie sehr hart gewesen; doch heute hat es etwas weiche gegeben, bei einem von Deiner begünstigten Gemüthe, das für mich, die ich sehr fürchten bin, aber keine Erquickung war.“

war der Papst, den Dufold der römischen Kirche geschenkt hatte, verschieden; sein letzter Schlummer hatte ein von Wellen erschöpftes Alter betroffen. Das Konklave, welches Niemand gefeilscht hatte, konnte aus seinem Ungeheuern nur dadurch hervortreten, daß es die Thüre auf das Versteckthaus des Dominikaner Ordens that. „Lebt merket ihr mich auf den Stuhl des heiligen Petrus bringen,“ rief dieser Geist, erschrocken von seiner Erwählung. Zum Regieren genöthigt, verschrenkt er das kostbare Handgeräth des verschwendischen Conti, bezieht eine Zelle, behält sein Nachsichthand, und erfüllt die Betrachter Rom's mit dem, was sie am meisten verabscheuen: mit der Furcht vor der Regierung eines Heiligen. Roban und Polignat, die beiden schönsten Pedanten ihres Jahrhunderts, waren im Konklave erschienen, ohne irgend ein Uebergewicht zu haben.

Jener, eingeweiht in das Geheimniß des Hofes und Gebieter über 20,000 Thaler, mandirte so schnell, daß die Wahl durch die Falschheit zu Stande kam, ohne daß die französischen Kardinäle den mindesten Antheil daran hatten. Doch Polignat vereinigte so viel Verführungsmittel, daß der neue Papst ihm seine ganze Zuneigung schenkte und das Verlangen äußerte, daß er mit den Angelegenheiten Frankreichs beauftragt werden möchte. Hierin willigte der Herr Gering um so lieber, als der Adel von Loménie, vermöge seiner, stehenden Charakteren nicht ungewöhnlichen Wünsche, nachdem er Erzbischof von Cambrai geworden, sich mit so viel Inselen betragen hatte, daß die Beamten des heiligen Stuhls nicht länger mit ihm verfahren wollten.

Die wahre Bestimmung Polignac's und zugleich die, welche seiner romanhaften Einbildungskraft am meisten ge-

sagte, war, daß in den Schmelzräumen von Cerisy nur verstellter Weise verührte Komplot zu Rom läßtlich aufzufassen und mit Alibroni die verlorne Sache zu bekämpfen, für welche der eine die Würdige von Anchin, und der andere die unwürdlichen Ufer figurierend gekämpft hatten. Der letztere schmachtete nicht mehr in der Erniedrigung, worin das vorhergehende Konflikt ihn hatte stehen lassen. Der heil. Papst Benedikt der Dreyzehnte, dessen Geschick es mit sich brachte, daß er sich am liebsten für diejenigen interessirte, die ihm am wenigsten ähnlich, vernahm ihn mit Vertrauen. Er ergiebt den kleinen Hof Julebs des Zwölften, und war seiner Freundin, der Prinzessin Desfres, auf dieser engen Bühne gefolgt, wo gefallene große Schauspieler sich durch Tuschungen ergehen konnten. Die Konferenzen werden also zwischen den beiden Ferdinanden eröffnet. Polignac entwickelt den Plan des Herrn Herzog, nach welchem, „entweder Julebs, d. h. wenn Ludwig der Funfzehnte sterben sollte, er von Spanien den Prinzen gewärtigen kann, den er für den passräftigen für Frankreich halten wird: ein Ding, das nicht verhindert werden kann, wenn die beiden Höfe recht einig sind *).“ Als Resultat stellt er die ehefste Veränderung im politischen System Europa's dar; „denn“ sagt er, „nichts ist so abfcheulich, als zu sehen, wie England über den Frieden Europa's nach seinem Linnen und nach seinem Eigennutz gehandelt.“ Doch, um einen solchen Streich auszuführen, bedarf es der Thatkraft Alibroni's, und darum schlägt er ihm vor, im Einverständnis mit der französischen Regierung seine Rückficht nach Mo-

*) Dankschuld der Konferenzen mit Alibroni.

deß zu betreiben. Alheroni ist von diesem Bündelgen gerühet; doch das Unglück hat ihm eine gewisse Kränze gegeben. Er billigte die Absichten des Prinzen von Condé; aber er verweigerte an der Mitwirkung der Castilianer. „Spanien,“ sagt er in seiner energischen Ausdruckweise, „ist ein Kadaver, dem ich einigerm Leben eingehaucht hatte; doch, nach meiner Abreise ist dieser Kadaver in sein Grab zurückgesunken.“^{*)} Nichts desto weniger wollte der Herr Herzog Alheroni's an sich seßeln, als einem von den vorzüglichsten Köpfen, welche die Ungnade nie ganz zu Grunde richtet und die das Glück für andere Stürme aufbewahrt. Die Gegenwart dieses berühmten Ministers mußte einflößend seyn, wenn man darüber noch der Begeisterung untheilt, womit sie das leicht bewegliche Gemüth des Cardinals von Polignac erfüllte. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Frankreich bot ihm eine Pension von 12,000 Livres an, welche er ablehnte, doch nicht, ohne dafür ein Geschenk von 30,000 Livres zu nehmen. Unsere noch mächtigere Diplomatiekunst vermittelte keine Ausöhnung mit Spanien, dem er seine Verpflichtung auf das Bisthum von Malaga sehr theuer verkaufte. Von seiner ehemaligen Größe blieben ihm die Reichthümer: kein schlimmer Verband, doch unzureichend für die Wunden des Ehegolds.

Eine Begehrtheit, welche die beiden Waterländer nicht hatten vorhersehen können, gewährte ihm plötzlich Stoff zu neuen Combinationen. Der junge König von Spanien starb nach einer schon-menschlichen Regierung, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, an dem Blattern in dem Al-

*) Schreiben des Cardinals Polignac, vom 30. Dec. 1724.

men seiner fünf Aerye, die ihn, den Behauptungen des Hofes zufolge, durch einen unbefonnenen Ueberlaß geblüdet hatten. Dem Abdarungs-Defect gemäß, sollte die Krone unmittelbar übergehen auf das Haupt des Infanten Ferdinand, welcher zehn Jahr alt war, und die Regentſchaft den fünf bestellten Ministern gehören. Diese oligarchische Verfügung gefiel den Spaniern eben so sehr, wie sie den Franzosen traurige Folgen ankündigte. In Wahrheit, sie trug ein Rettungsmittel in sich selbst; denn da sie von dem minderjährigen Prinzen nicht angenommen werden konnte, so berechnigten alle Mergen des Zivil-Königs Philipp zur Zurechnahme derselben. Die Grossen besaßen sich also in einer kritischen Lage, indem sie eine Regentſchaft eifrigst wünschten, und Philipp, dessen Entschluß nicht bekannt war, zu beileidigen suchten. Auf die Einladung, welche der Präsident von Castilien an ihn ergehen zu lassen sich nicht entziehen konnte, verließ der genannte König Valsain mit seiner Gemalin und seinem Reichthümer, ohne Vorhaben, ohne Verlangen, ungewiß, ob er als Monarch oder als Unterthan dahin gerüchtern werde. Es ist wahrscheinlich, daß ein sehr fleischlicher Umstand die Frage entschied. Philipp suchte in einem hohen Maße die Krankheit, an welcher sein Sohn gestorben war, und schied allen denen, die sich diesem Prinzen in den letzten Tagen genähert hatten, eine strenge Quarantäne vor. Mitleid dieser Vorsicht, welche von seiner Person alle Mochmenschen des hohen Hofes entfernt hielt, erging er, ohne es zu wissen, den Angriffen, welche seine Schwäche nicht ausgehalten haben würde. Hierüber läßt sich urtheilen nach dem Sturm, der ihn erwartete.

Der Marschall von Tefé, der in seine Nähe greift war, brachte die Vermunft und das Interesse beider Nationen zur Sprache. Doch, in seinem großen Ersauern, wurde die Angelegenheit auf eine Weise behandelt, als hätten die barbarischen Nachstöße des zehnten Jahrhunderts noch fortgedauert. Man behauptete, daß, da der König, um an seinem Erbtheil zu scheitern, auf den Thron verzichtet hätte, diese Abdankung die Natur eines Ringenelüßtes angenommen habe, und daß ein mit Gott geschlossener Vertrag nicht mehr von dem flüchtigen Interesse der Erde abhängt. Dies war die Meinung des Reichrathers Bermudez, der, ohne im Namen des Himmels zu schreien, genug that, um das Gewissen des Königs in Angst zu setzen. Philipp, in seinem Verlegenheit, läßt zugleich den Rath von Castilien und eine Junta von Theologen um Rath fragen. In dem einen jaudern und jagen furchtsame und verschämte Gesente; in der andern erklären lärmere Mönche, daß die Krone nicht mehr Philipp dem Jüngern anhebt, und daß er höchstens die Regenschaft bis zur Volljährigkeit Ferdinands ausüben kann. Jetzt ladet der Rath von Castilien den König ein, den Thron aufs Neue zu bestigen und versagt ihm sepißistich die Regenschaft. Tefé, aufgebracht durch diese treulose Kombination, nimmt seine Zuflucht zu dem Muncios Aldebrandini. Er zeigt ihm, wie sehr der heilige Stuhl darunter leiden wird, wenn er in Spanien, statt eines besonnen Königs, mehr, von den Rational-Privilegien besessene Branten hat, und stellt ihm die Besichtigung ein, daß Spanien, unter fünf Regenten in Anarchie versinken, Italien dem Elzeir der Deutschen ohne Gleichgewichte aussezt. Der spanische Minister, erschreckt von

diesen profanen Angelegenheiten, griff nunmehr Philipp mit dem Ueberrasche seiner geistlichen Autorität zu und erhielt, daß andere Mängel um Rath befragt werden. Selbst seine Verblendung, das Schicksal des Staats immer in Hände von Menschen zu legen, welche sogar durch die Pflichten ihres Berufs unfähig sind, darüber ein gesundes Urtheil zu fällen!

Während der fünf Tage, wo diese Händel für und wider das Königthum Philipp's anhielten, genöthete dieser Kleinmüthige Fürst ein mögliches Schauspiel; denn hin und her gemessen unter ten Estrapels der Kasassen und den Theilern seiner Familie, verfiel er sich in den entlegenen Winkel seines Palastes, verschmähete die Gerben und betrachtete sich, wie er selbst sagte, als einen ersäulten König. Die ehrgeizige Elisabeth hatte die Faser der Kleinmüthigkeit abgesehen; die Amme Louise Pizarroni überließ sich ihrer verwegenen Grobheit; der Jesuit, ohne gänzlich auf die Erschwendigkeit seines Standes zu verzichten, genoß mit seinem Stolz die Kleinmüthigkeit, vermöge welcher er sich erlaubte, einen gesalbten Sünder zu seinen Füßen zu setzen. Bemerkten wir den französischen Botschafter, der in mehreren Ausrufen dieses einzigen Drama's auch Schauspieler war. „Ich will mich nicht um meine Seligkeit bringen,“ sagte der König zu mir; „und ich ersehe mich. Wägen Sie aus meinem Schatz und meinem Königreich machen was Sie wollen; ich werde meine Seele retten.“ — „Um Gottes willen,“ antwortete ich ihm, „ist denn der Vater Vermudey der einzige Theolog? Wie, Elter, Ihre Kinder, diese Kleinmüthigen, Ihre Völker verlangen Sie, und Sie opfern dies Alles einem halben Duzend Epigonen auf, die Sie betrü-

gen.“ — „Ich werde nicht mehr und nicht weniger thun,“ erwiderte der König. „Der ganze Hof, die Granden, Niemand will mich. Ich werde mich verabschieden.“ — „Aber, Eure, was wollen Sie, daß ich nach Frankreich melde?“ — „Sie können wissen, was ich Ihnen sage, und was Sie sehen.“ — Und dies alles mit so viel Hartnäckigkeit und mit so viel vernünftiger Ueberausicht, daß ein Theatiner die Geduld darüber verlieren haben würde. Hierherdrang die Königin in den Kabin mit größter Hastigkeit. „Da die Theologen getheilt sind,“ sagte sie zu ihm, „so wenden Sie sich an den Papst, wie Karl der Fünfte es gethan hat. Denn, Ihr Reichthum Vermählung ist ein Schuß, der Sie entsetzt durch die Strudel, die er Ihnen in den Kopf setzt; und ich betrachte ihn so sehr als einen Todes, daß, wenn er mir die Communion brächte, ich sie nicht von ihm annehmen würde. Daß Sie aus Gefälligkeit für einen solchen Schuß Ihre Kinder, Ihre in Frankreich beifällige Tochter aufopfern, wie werde ich dies zugehen.“ — Die Königin selbst hinterbrachte dem Marschall von Tessé diese Unterredung und sagte noch Folgendes hinzu: „Wenn wir nach St. Jusephs gehen, so bin ich fest entschlossen, meine beiden Kinder mitzunehmen. Der König mag aus seinem Infanten Don Ferdinand machen, was ihm beliebt; aller Wahrscheinlichkeit nach wird er ihn den Spaniern überlassen, die ihn mit schlechten Rathsschlägen vergiften, und ihn eben so tödten werden, wie den andern, indem sie ihn thun lassen, was er will.“ „Was die münigen betrifft,“ sagte sie hinzu, indem die Thüren ihr in die Augen trafen, „so will ich ihnen lieber den Hals umdrehen, als ihnen spanische Reichthümer geben; sie sollen französische erhalten, was

der König auch dazu sagen mag.“ — Witten in dieser Krise erklärte sich Wolf gegen Philipp, sogar die unteren Beamten seines Hauses. Waloid, sein Kammerdiener, sagte mit hohem gesundem Verstand: „Sie glauben dem Vater Vermuden; gebücket zu haben; ich aber sage Ihnen, daß, wenn Sie ihm beistehen, Sie zugleich den Heiligen Jesuiten beistehen, die im kaiserlichen Collegium sind.“ Noch weniger hielt die Anne an sich. „Laura,“ so schreibt Lessé, „ist ein Grenadier, dessen die Königin sich bedient. Sie hat dem Vater Vermuden ins Angesicht gesagt, daß er ein Spionnage und ein Heuchler sei; daß nur er dem Könige Strupel in den Kopf setze, und daß sie dem König und der Königin einen großen Dienst zu erweisen glauben werde, wenn sie ihn erdolche.“ Eine Viertelstunde darauf hat sie dem Könige das selbe gesagt. Zu dem allen lächelt der König und geht im Uebrigen seinen Gang. Allein ein solcher Grenadier ist nöthwendig“).“

Die Bemühungen des Ambassadeurs und des Thurot bewirkten endlich diesen prinziplichen Kampf. Vier Theologen**), erklärte Segner ihren Vordrüber, entschieden, daß Philipp das Jyter juräschmen müsse, wenn er nicht eine Todsfünde begehen wolle. Der Rath von Cassilien, welcher diese Entscheidung verheißt, erklärte sich

*) Diese Stelle, so wie die vorhergehenden, sind bezeugt und aus dem Original-Briefen des Maréchal von Lessé kopirt. Der Maréchal von Villars hatte sich bei der Fehde zwischen einige Personen gemischt, welche in seinem Vertrauen standen.

**) Der General der Franzosen, der General des Ordens der Dominikaner und der Petrus Vincent und Guenabot. Ihre Resolution befindet sich im vierten Bande der Denkschriften von St. Philipp.

in einem jenen Gesichte mit nicht Wärme und Gemüthsheit. Der fromme Einsiedler von Hulsain, nicht bezeugt als überredet, unterzeichnete am 5. Sept. um Mitternacht, daß er von Heinrich Eberlin von Spanien sei.

Dies Ereigniß überschattete den Ersten Winter (Herrzog von Bourbon-Lenèze) mit Englanden. Wie, meinte er, sei Spaniens Freundschaft nicht gesichert gewesen. Doch mit Philipp und seiner Gemalin hatten die Leidenschaftern und Launen den Thron wieder besüßen. Die Langsamkeit der Unterhandlungen zu Rambouillet verdroß sie. Mehrere Jahre lang hatte der Kaiser die dem Don Carlos versprochenen Instruktionen erwarten lassen. Der Herzog von Teslana (Ferdinand) war gestorben; sein Sohn Gaston, mit frühzeitiger Einsichtigkeit befaßt, und von dem Gedanken gequält, daß Hochbedeute über seine Staaten verfügen und der Name Medici in seiner Person erlöschen sollte, war von den Aufwallungen des Jams zu einer dumpfen Apathie übergegangen. Der König von Spanien verlangte nunmehr, daß eine bemessene Besipnahme dem Don Carlos das Erbschaft des schwachköpfigen Gaston sichern sollte, und machte dem Herrn Herzog einen Vorwurf daraus, daß er den Kaiser nicht zwang, seine Einwilligung dazu zu geben. Nichts in dem Charakter Philipps des Fünften ist merkwürdiger, als dies anhaltende Zusehndwerden zur Gewalt. Dieser so selbberzige Geist hatte den Krieg nimmals in die Zahl seiner Bewußens-Ertrüpel gebracht; er liebt Waffengedrömmel und — was nur allzu häufig geschieht — seine Liebhaberinnen hatten sich mit seinen Gewissen verschmolzen. Weil von den Zurückwimmerungen an seinen Großvater (Ferdinand dem Vierten), der französische Blut unter so vielen ein-

len Feindesliden vergessen hatte, betrachtete er es als eine schreiende Ungerechtigkeit, daß sich nicht ganz Frankreich für seinen Error bewaffnete. Bald legte er diese Mißgung der Treulosigkeit des Prinzen von Condé und bald der Entsetzung unsrer Exem zur Laß *). Laß, den er lieb genommen hatte, vermochte nicht, ihn zu beruhigen; und von diesem Augenblick an faßte er den widerspanigen Entschluß, direct mit Karl dem Sechsten zu unterhandeln: denn lieber wollte er seinem Feind gewinnen, als frostige Mächte ermüden. Heimlich sandte er nach Wien den Händler Kiperda, dessen Name frühem durch einen schnell vorübergehenden Lauf unter die Leute gebracht ist. Dieser Grundling, der seinem Vaterlande und seiner Religion abgeschworen hatte, war so glücklich gewesen, sich durch Manuskripten-Projekte bei Hofe einzuführen. Ein Gemisch von Ehrlichkeit und Kehrheit, zur Hälfte Narr, zur andern Hälfte Adept, konnte er nur auf dem spanischen Thron Beschäftigt finden, welche eben so dumm waren, wie er selbst.

König Philipp, den das Interesse seines Kurfürstenthums Hanneber an den Kaiser band, war eben so abgemüht, der kriegerischen Ungebuld des Madrider Cabinets zu timen,

*) Hier folgt die seltene Note, welche der Graf Farnese bei Mariboden dem Marschall Laß über diesen Gegenstand hat:

„Ich darf, ich weiß, daß man in Frankreich mit dem Vorwurf macht, daß ich mich durch Gefühls-Strudel von vielen Dingen zu rathlosen lasse. Doch meinstens kann ich Frankreich versichern, daß dieser französische Hof, kommt der Welt, welche zur Zeit meines Aufenthaltes dem ganzen Europa Schicksal geben, bei dem Hinterrückselben nur die Spontaneitäten, der Reichlichkeit und den Wohlstand der Laß stützen, und daß man in Frankreich die wirklichen Leben der Ehre und der Würde der Wafen und der Krieger nicht vergißt.“ (Laß, Schreiben an den Grafen von Mariboden vom 20. Nov. 1734.)

als Brandrich es war. Es läßt sich sogar bezweifeln, ob er in dem Herrn Herzog Beschäftigten für diese Kriegswuth gebildet haben würde, so sehr war Groß-Britannien damals bemüht, eine friedliche Stachse über sich und seine Verbündeten aufzustehen. Ein neuer Sänftling hatte an die Stelle der lebhaften, stolzen und kühnen Verwahrung Willkürs Stachse ein süßliches und im Finstern schleichen des System gebracht. Der Partheiwuth und dem Eozly öffentlicher Tugenden die Bedürfnisse der Beschränktheit entgegen, die königliche Prärogative auf Schenkungen gründen, die streifen und geschwollenen Trichsedern der Konstitution abspannen, kurz die Privilegien durch Beförderung beruhigen, so wie physische Schmerzen durch den Reiz der Ansticht werden: dies war das heilsame Werk Robert Walspole's, dies der Kunstgriff, welcher bis zum heutigen Tage das Haus Hannover auf einem von Stürmen umrauschten Thron erhalten hat. Allein sein Urheber dachte nicht daran, daß diese künstliche Einschließung die Probe eines ausdauernden Krieges bestehen werde, und das Bedenken, diesen abgewandten durch gleiche Wind, wurde aufschließender Joch seiner Politik. England sich vorbehaltend, überließ er das feste Band den mitleidigen Talenten seines Freundes Herzog Walspole. Dieser ließ sich nieder zu Paris, wie in einer Stadt, welche die Gewalt der Dinge stets zum Mittelpunkt der europäischen Interessen machen wird. Beide Brüder betrachteten auf diese Weise die Welt mit jenen Wohlwollenden der Bestochung, welche man gleichwohl sorgern muß, wenn sie, indem Menschenblut durch sie erspart wird, das letzte Jahrhundert nicht herabgewürdigt haben. Wiewohl es an einem materiellen Vermögen für die Kapitulanten der

Frau von Prag mit dem Walpolen steht: so erlaube doch die Wirkungen laun, daran zu zweifeln. Eine verborgene Hand unterwarf Frankreich allen Willkürherrsungen Englands, trotz der Meinung und dem Widerstande unsrer Minister. Der Graf von La Marck war auf dem Bedenken gerathen, eine große Allianz im Norden zu gestalten, und diese durch eine Vermählung des Herrn Herzogs mit einer Tochter des Kaisers, unter der Aufsicht des polnischen Thrones, zu besiegeln. Er schloß zu diesem Ende zuerst eine Unterhandlung mit dem Kaiserlichen Volgerath an. Der Kaysler Ostermann behandelte sie freisig; doch Peter der Große zeigte sich ihr gewogen. Er verlangte bloß, es sei aus Haß oder aus Eigensinn, daß der König von England nicht integrierender Theil bei diesem Traktate sei, ohne daß ihm der Beitritt zu demselben versagt würde. Dieser Vorwand, welcher nur den britischen Stolz verletzte, brachte den Herrn Herzog um den Vortheil der durchaus räthlichen Vermählungen des Grafen von La Marck.

Dadurch, daß er sich das Joch der Engländer gefallen ließ, verbesserte der Herr Herzog seine Stellung in Spanien nicht; denn diese gefährlichen Feinde betrachteten sich der von ihnen erkaufte Gunst nur, um sich auf unsern Trümmern zu stehen. Der Graf von Marville, der Marschall von Trévis, so wie der Kardinal von Polignac zu Rom, hörten nimmer auf, darüber die bittersten Klagen zu führen *).

*) La Fontaine schreibt an Marville den 6. März 1724: „Stratopace tritt abzuwärtigen Aufbruch; mit vollen Schreien vertheilt er das Gold unter die Minister, seine Frauen, die Vetter, die Beichtväter.“ Marville antwortet ihm den 21. desselben Monats: „Was ist der Lohn unsrer Bosheit und unsrer Gefälligkeit für die Engländer?

Man hatte so viel Schaumgefühl gehabt, dieses Minister die Käufe und Verkäufe der Frau von Pige zu vertheilichen, während in Spanien, mit Ausnahme des Königs und der Königin, die ganze Regierung dem Infanten verkauft war. Und hier ist der Ort für eine Bemerkung, die ich oft gemacht habe. Man hat in Frankreich bisweilen einen Chef sehen können, der hoch genug stand, um seine vorübergehende Gewalt in Befehlen zu gebrauchen; allein das Verwaltungskörper blieb stets unbeschädigt, und seine Mitglieder, die dunkeln nicht ausgenommen, unterhalten ein erbliches Gefühl von Zucht und Ehre, das man selten auch anderswärts antreffen kann, das sich jedoch natürlgemäß an den französischen Charakter knüpft.

Der unentschiedene Sieg der Farsche versetzte vollends das gute Einverständnis der beiden Kronen. Mit dem Golde Englands und mit der Herrschaft Frankreichs wollte sie die Ehrenkrone Spaniens verbinden. Sie verblendeter Schatz hatte die Schwachheit, die Candeyas für Frau von Pige zu verlangen. „Wären Sie nicht ein Bräutigamswohnet?“ — so sprach er an den Marshall Toffe — „so würde ich auch sagen, warum?“ Der Ambassadeur ver-

Die Spanier sehen unser Alltags mit Spanien sich von und angewandt werden, um den Engländern Vortheile zu verschaffen, und bei weitem mehr ihre Hochachtung als unser Nutzen bei den Spaniern zu begreifen. Sie versichern sich darauf, den Zustand zu befragen, in welchem wir sie verlegt haben, und sie behaupten sich darin durch Mühen, welche wir nicht anwenden können. Wir haben nicht jährliche Schiffe, wo, indem sie nur das eine zwei Millionen Pfund abtragen, und hundert tausend Thaler zu verschwendung erlauben, wie es Europa macht.

*) Schreiben vom 18. Juli 1724. Der Brief lautet, wie folgt: „Frau von Pige wünscht sehr dringend, daß ihr Gemal ihren Rang zu

bliebete sich nicht gegen die Gefahren eines Auftrags, den er glühenden Kohlen verglich. Mit wie viel Gehorsamkeit er auch denselben behandeln mochte: der König und die Königin verwarfen ihn, wie eine Schmach, und jammten mit Recht darüber, daß man sich an sie wendete, um den Ehebruch und die Missethätigkeit zu belohnen. Von jezt an fühlte der Herr Herzog, daß er dem Hause Orleans niemals die Hälfte des spanischen Hofes werde den Weg zum Throne verschließen können; und so endigte sich dieser Versuch, der bis zum heutigen Tage unbekannt geblieben ist, und den ich voraussellen mußte, weil er der erste Gedanke seines Ministeriums war. Ehe ich erzähle, auf welchem andern Wege er dieselbe Leidenschaft zu befriedigen unternahm, muß der Leser erfahren, wie seine Königs-Hand das Innere des Staats geleitet hatte. Nicht nach ihrer Dauer muß diese Epoche gemessen werden. Wie sah ein so langer Zeitraum so viele Siege, so viele verwegene Versuche sich vertheiligen. Kämpfe, welchen es am Belohnung zu thun ist, entlocken in diesen großen Erfahrungen ein weit kräftigeres Nahrungsmittel, als in der eintönigen Wiederkehr politischer Ereignisse.

habe, welcher zur Beförderung ihrer Kinder wirken soll; und ich möchte es mit ihr. Wenn Sie nicht ein Geliebter wären, so möchte ich Ihnen sagen, warum. Sie hatte Verlangen auf die herzogliche Würde Bedacht genommen; doch jetzt steht sie mit der Gräfinn gegenüber."

(Fortsetzung folgt.)

Z u g a b e n

zu den

Staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Fortsetzung.)

Ueber das Verhältniß der Staatswirthschaftslehre
zur Politik.

Begreift man unter Politik alle die Mittel, welche angewendet werden, theils die gesellschaftliche Ordnung, so wie diese aus einmal besteht, zu erhalten, theils die gesellschaftliche Entwicklung zu befördern: so stellt sich leicht die Frage dar, ob diese Mittel mit den Lehren der Staatswirthschaft, d. h. mit den Ergebnissen einer sorgfältigen Analyse der gesellschaftlichen Erscheinungen in Harmonie stehen oder nicht; und durch diese Frage ist die Ueberschrift gerechtfertigt, welche wir diesem Abschnitte gegeben haben.

Jetzt zur Sache selbst!

Wenn gewisse Staatswirthschaftslehrer die Regierung zu den wesentlichen Organen der Staatswirthschaft rechnen: so darf man wohl sagen, daß sie sich im Irrthum befinden. Ohne Regierung ist gar keine Staatswirthschaft möglich; und zwar aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil keine Staatswirthschaft ohne Staat gedacht werden kann, der Staat aber, in seiner Zergliederung, nichts weiter ist, als die gesammte Gesellschaft. Die Mittel, welche die Ord-

nung bestehen, können verschieden seyn; sie sind es zu allen Zeiten gewesen und werden es auch in der Zukunft bleiben. Doch von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, so darf es doch nicht an ihnen fehlen, wenn die Gesellschaft sich nicht in ihre Bestandtheile auflösen, oder als solche verschwinden soll. Es ist ein Irrthum, von den Wilden Nordamerica's anzunehmen, daß sie ohne Regierung bestehen. Allerdings würde eine Regierung, wie die der europäischen Staaten, ungethlich bei ihnen gesucht werden; sie haben keinen Fürsten, der den und den Titel führt, und eben so wenig haben sie einen erblichen Adel und eine so oder so organisirte Priesterchaft. Deshalb aber fehlt es ihnen nicht an einer Regierung. Diese ist ihnen nach ihren Bedürfnissen angemessen. Da Krieg und Jagd ihre Hauptbeschäftigungen sind: so vereinigen sie sich sehr regelmäßig zu gesellschaftlichen Rathschlagsversammlungen, und wenn sie zu einem Ergebnis gelangt sind, so ernennen sie sich einen Vorführer, der, wie sich ganz von selbst versteht, seine Befehle hat. Dies ist ihre Regierung. Ist das verabredete Unternehmen vollbracht, so kehrt jeder in seine Hütte zurück, um seinen Antheil an der Beute oder der Jagd zu verbrauchen. Dabei kann weder von Hülfe, noch von individuellen Steuern die Rede seyn; und wenn man annehmen darf, daß diese die Hauptquelle des gesellschaftlichen Uebels sind, so muß man wirklich von den Wilden behaupten, daß sie die glücklichsten unter den Sterblichen seien. Doch wer erlaßt ihre Entbehrungen und positiven Leiden? und wer gesteht nicht, daß, wie viel man auch auf die Noth der Völkervereinigung abrechnen möge, ein gesellschaftlicher Zustand, der dem übrigen gleich kommt, nichts Beschreibenswerthes in sich

sich schließt. Es läßt sich aber nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Wilde Nordamerika's keine Steuern bezahle; denn wird, was höchst wahrscheinlich geschieht, die gemachte Steuer, dieß rühre vom Kriege oder von der Jagd her, ungleich oder so vertheilt, daß dem Anführer und seinen Gehälfen eine größere Portion zufällt, so liegt in dieser die Steuer, welche der gemeine Wilde zu entrichten hat, um Mitglied der Horde zu bleiben.

Haben nun selbst die Wilden Nordamerika's eine Regierung, der sie flehentlich sind: so läßt sich dies mit noch größerer Sicherheit von jenen Völkern behaupten, die, indem sie von der Wildjagd leben, sich noch im Nomaden-Zustande befinden. Dieser Zustand bezeugt es mit sich, daß Herden das einzige Kapital sind, von dessen Zinsen man lebt. Die Erde ist noch das Heer, d. h. man ist noch nicht dahin gelangt, in Grund und Boden ein Kapital zu erkennen, das sich durch Anbau vermehren läßt; und die natürliche Folge davon ist, daß es noch keine Mannichfaltigkeit der Verrichtungen gibt, die besonders geschieht seyn will. Wenn aber in irgend einem gesellschaftlichen Zustande strenge Einheit Bedürfnis ist, so muß der Nomaden-Zustand für einen solchen erklärt werden. Das Patriarchalische ist nur ein anderer Ausdruck für Despotismus. Wer an der Spitze der Nomaden-Herde steht, ist kein anderes Wesen, als ein herrschender Willk. In den Herden, die er die seinigen nennt, ist ihm alles so unterthan, daß er selbst in seinem ersten Gehälfen nur Eigenthum erblickt, worüber er nach Gutdünken zu verfügen hat. Wer ihm dient, hat freilich seinen Antheil an der Herde, weil dies das einzige Mittel

ist, geübteste Masse zu belehren; allein man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, es sei unter den gegebenen Umständen erlaubt, ein bewilligtes Eigenthum durch Sparsamkeit und Verschämtheit zu vertheuern. Die Bedrängnis, innerhalb welcher dies gestattet ist, darf nicht überschritten werden, weil sonst die Harmonie des Ganzen gestört werden würde; und so geschieht es, daß der Normaden-Staat, wie groß oder wie klein er auch seyn möge, in gleicher Unveränderlichkeit fortbauert. Besitz und Macht sind in ihm eins und dasselbe; und wiewohl in Beziehung auf ihn nicht von einem Regierungs-Organismus die Rede seyn kann, der auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit demjenigen hätte, den wir in den kleinsten Staaten Europa's antreffen: so ist deshalb nicht minder entschieden, daß das, was von ihm ausgeht, von keinen Zufälligkeiten herrührt, und daß der sehr bestimmte Charakter seiner Regierung sein ganzes Wesen konstituiert.

Das menschliche Geschlecht ist viel zu unvollständig über den Gang seiner Entwicklung belehrt, als daß sich mit irgend einer Bestimmtheit angeben ließe, wie viele Jahrtausende erforderlich waren, um in dem Menschen eine bestimmte Grundlage für seine Vollständigkeit zu gewinnen, als in der Wirklichkeit gegeben war. So viel liegt jedoch am Tage, daß eine bedeutende Vermehrung unserer Gattung nur möglich wurde durch eine fruchtbare Beobachtung der Reproduktions-Ergebnisse und durch ihre Anwendung auf den Ackersbau. Grund und Boden, welcher bis dahin Gemeingut gewesen war, fing, von diesem Augenblick an, Eigenthum zu werden; und da alles Eigenthum beschützt seyn will, so mußte die beschützende Kraft, d. h. die Regierung, ohne

welche keine Gesellschaft besitzen kann, diejenige Verfaß annehmen, wenn sie ihrer Bestimmung am meisten getreue sein war. Das Patriarchat konnte nothwendig auf, weil es nicht bestehen konnte mit einem ausgedehnteren Verfaß, der sich schwer übersehen ließ. Zerst (der Erste) war freilich der größte Grundbesitzer; aber neben ihm machten Ansprüche auf Freiheit alle Diejenigen, welche nach ihm die Reichsten waren, d. h. sich durch die Größe ihres Grundbesitzes auszeichneten. Eine natürliche Folge dieses Anspruchs waren Verträge oder Verfaße. Diese machten noch so unredselig sein; genug, daß sie nicht eher zum Vorschein kommen konnten, als bis das Eigenthum sich wesentlich getheilt hatte, und eine freiere Verfügung über dasselbe Bedürfnis geworden war. Erleichtert wurde diese Erleichterung dadurch, daß der Ackerbau, als reichlichere Substanz, Taxis, Kräfte ins Leben rief, welche sich im Zustande des Romantismus nicht haben entwickeln können. Die Schichten-Klasse wird nicht eher Bestandteil der Gesellschaft, als bis der Ackerbau betrübende Fortschritte gemacht hat. Über Alles ist das Priestertum. Mit dieser gehört sie halb der Wirklichkeit, halb der Idealität, oder, wenn man lieber will, der Kosmetik an; da aber, außer ihr, in der Gesellschaft nichts anzuweisen ist, was sie an Einsicht übertrifft, so übt sie eine unbedingte Herrschaft aus, die sich auf das Vertrauen gründet, das man in ihre Einsicht setzt. Steuerpflichtig sind in diesem gesellschaftlichen Zustande alle Diejenigen, durch deren Anstrengungen Grund und Boden vermehrt wird; die Steuer aber wird noch nicht in Geld, sondern entweder in Diensten oder in sogenannten Naturalien entrichtet.

Grundfalsch ist also die Hypothese, daß es der Gesellschaft in irgend einem ihrer Zustände an Regierung fehlen könnte, und daß diese nur etwas Zufälliges sei. Dies ist so wenig der Fall, daß man mit der größten Bestimmtheit sagen kann: die Gesellschaft bestehe nur durch ihre Regierung, und den dem Augenblick an, wo diese wegfalle, sei es an die ganze Gesellschaft geschehen. Diese will ihren Mittelpunkt haben, wie alles, was einer Erziehung bedarf; dieser Mittelpunkt aber ist, man würde dagegen ein wer man wolle, frey die Regierung.

Das Einzige, was man im Staate, d. h. in der geordneten Gesellschaft, als willkürliches Organ bezeichnen darf, ist — nicht die Regierung, wohl aber die Regierungsform. Diese ist entweder monarchisch, oder polyparchisch. Beide Formen erzeugen sich auseinander nach einem natürlichen Geset. Die Abschwächung und Kräftelosigkeit der Monarchie endigt mit der Entstehung der Polyparchie, so wie die Abschwächung und Kräftelosigkeit der Polyparchie mit der Wiederherstellung der Monarchie endigt. Die Geschichte giebt hierüber allem sichere Aufschlüsse, als daß es erlaubt wäre, sich hierüber zu verblenden und eine so unbestimmte Bezeichnung, wie das Wort „Republik“ ist, zum Gegensatz der Monarchie zu machen. Das Wesen der Gesellschaft selbst fordert die Monarchie; denn die gesellschaftliche Ordnung ist immer nur das Product einer großen Autorität; und da diese nur in sofern möglich ist, als sich das allgemeine Vertrauen einem Einzelnen zuwendet: so ist durch diesen Einzelnen die Monarchie gegeben. Willigerweise sollte man in der organischen Beschreibung alles darauf abzielen, daß die Monarchie aufrecht erhalten werde; doch weil

man bis auf unsere Zeiten unbekannt geblieben ist mit den Bedingungen guter organischer Verfassung, hat es schwerlich fehlen können, daß das monarchische System von einer Zeit zur andern in Verfall gerathen ist, und demjenigen Platz gemacht hat, das seinen Gegensatz bildete und sich so lange behauptet, bis seine Verfallszeit eintrat. Wir wollen Nichts behaupten. Hiermit Beinhart und de Meuse, „daß, abgesehen von aller Form, diejenige Regierung unerschütterlich sei, die das möglich größte Wohlfeyn der größten Anzahl zum Zweck ihrer Gesammthängigkeit erhoben habe, und daß dagegen diejenige, welche nur das Wohlfeyn der Ueberrechten erstrebe, allen Gefahren bloßgestellt sei;“ dies schließt jedoch keineswegs die Frage aus, durch welche Form oder durch welchen Organismus man dahin gelange, das Wohlfeyn der größten Anzahl erstreben zu können; und da das Vermeiden ein Ding ist, das sich nur ausgedehnten Zuhilfenahme, wie Körperlichkeiten, als solchen, gutem: so wird jene Frage sich naturgemäß stets zum Vortheil der Monarchie entscheiden.

Welchen Grad von Wichtigkeit man aber auch der Regierungsform beilegen möge: nie ist sie das Entscheidende in der Sache selbst. Dieses beruht vielmehr auf dem Grad von Einsicht und Wohlwollen, welcher in denen wirksam ist, die in ihrer Totalität die Regierung bilden. Wer zuerst sagte, „die Wissenschaft regiert die Welt,“ sprach eine Wahrheit aus, die allen Zeiten angehöret. Welchen man über die gesellschaftlichen Erscheinungen gründlicher belehret ist, als man es vor einem Jahrhundert war, können Begriffe, die vor einem Jahrhundert vielleicht unvernünftig waren, nicht widerstehen. Man kennt oder ahnt wenig-

sind ein Entwicklungsgeß, dem zu widerstehen nur Unheil zu Wege bringen würde; und weil dem nun einmal nicht anders ist, so giebt man Maximen auf, die nur so lange vertheidigt werden konnten, als es an jener Kenntniß oder Meinung fehler. Unter den europäischen Regierungen giebt es schwerlich eine einzige, welche, ihrem Geiste und ihrem Bestimmung nach, noch dieselbe redete, die sie vor einem Jahrhundert war; wie fest auch ihr Verfaß seyn mochte, sich in einem gegebenen Gesetz zu betheuern, die besondern Umstände, welche ihre Wirksamkeit begrenzten, haben über diesen Verfaß gesetzt und sie allmählig umgeschaffen.

Was die innere Verwaltung betrifft, so hat man es aufgegeben, die Wirkung ohne die Ursache zu wollen. Man hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß hauptsächlich des Steuer-Produktes alles abhängt von dem Freiheitsgrade, wenn man jedem einzelnen Bedingtem, d. h. Jedem, der eine der Gesellschaft nützliche Arbeit verrichtet, über das Verhältniß der Kraft zur Zeit zu wahren gestattet; und die sie Entdeckung gemacht hat man die Hindernisse weggelassen, die in frühern Einrichtungen die Thätigkeit hemmten. Man ist aber noch weiter gegangen; denn man hat durch Verbesserung des Postwesens, durch Anlage von Landstraßen und von Eisenbahnen alle Hindernisse entfernt. In allen wahrhaft gesegneten Staaten hat sich die Bevölkerung vermehrt; und indem die Zahl der schaffenden Kräfte zugenommen hat, ist zugleich durch einen angemessenen Unterhalt dafür gesorgt worden, daß sie nicht leicht aus der ihnen vorgeschriebenen Bahn treten können. Kurz: es ist im Verlauf von etwa einem Jahrhundert zu einer ansehnlichen Wahrheit geworden, was der Herzog von Saint Simon

in seinen Denkschwächen sagt; nämlich: „für eine un-
gelegte Regierung nicht kein Schatz aus, wie groß er
auch sei; das Heil des Staats beruht auf der Weisheit,
womit er verwalte wird, und dasselbe läßt sich von seinem
Gelingen, von seinem Glück und von der Dauer seines
Nuhens und seiner Uebergewicht über andre Staaten sagen.“

Wir müßten also leugnen, daß die Bemühungen Der-
jenigen, welche die gesellschaftlichen Phänomene der Verglie-
derung unterwerfen haben, um auf diesem Wege zu blei-
benden Resultaten zu gelangen, mit einem Worte, daß die
Staatswirtschaftslehre, die möglichsten Dienste geleistet hat.
Durch sie ist man auch in der Ueberzeugung gelangt, daß eine
Regierung ihrem Unterthanen schadet, wenn sie die Produkte
einer fremden Vertriebsart durch hohe Steuern zu-
rückweist; denn sie bewies, daß der Handel nur eine an-
dere Art von Production ist: eine Production, welche den
Gegenstand, den man empfängt, an die Stelle desjenigen
bringt, den man dafür hingibt oder versendet. Das alte
Vorurtheil sagte: „wenn ich im Auslande kaufe, so gebe
ich nicht Produkte, wohl aber mein Geld.“ Hierauf er-
widert die Staatswirtschaftslehre: „Kindische Befürch-
tung. Die Natur des Handels belagt es mit sich, daß
edle Metalle nichts weiter sind, als eine Waare, welche,
wie jede andere Waare, den Markt sucht, wo sie sich am
höchsten ausbringen kann. Nun, bringen die edlen Metalle,
die wir besitzen, sich im Auslande nicht vortheilhaft an,
wenn unsere eignen Bedürfnisse, unsere eigene Intention
sie in Anspruch nehmen; denn alsdann sind sie höhern
Werths bei uns, als im Auslande, und die Handels-Spe-
kulationen führen uns vergleichen zu, anstatt sie uns zu

entstehen. Was die edlen Metalle in die Hände treibt ist nicht der Galtz, den man zu zahlen oder zu empfangen hat, sondern einzig und allein das Verhältniß ihres Werths in zwei verschiedenen Ländern, d. h. die Quantität der Waare, die man dafür kaufen kann. Wenn Kaufleute, statt der Waare, Geld senden, so geschieht es, weil das Geld ihnen größere Zureichendungen verschafft, als jede andere Waare; was aber dem Kaufmann vortheilhafter ist, das ist auch seinem Lande vortheilhafter.¹⁰ Wie viel ist durch diese Aussprüche für die äußere Politik gememnt, die nur allzu lange in dem Wahne gelebt hat, daß ein steter Verkehr mit dem Auslande schädlich werden könne!

Das Wahre von der Sache ist, daß man fremde Produkte stets mit eigenen Produkten bezahlt, selbst wenn man sie mit Geld bezahlt. Ein Land hat Gold- und Silberbergwerke, oder es hat dergleichen nicht. Bezahlt es in dem ersten Fall den Fremden mit Geld, so bezahlt es mit einem Produkte seines Bodens und seiner Betriebsamkeit. Im zweiten Falle kann es das Geld, womit es bezahlt, nur durch seine eigene Produkte erwerben haben. Nur diese letztern können die Ausfuhr auf eine anhaltende Weise unterstügen, weil sie, sich unaufhörlich wiederernugend, allein handhaft ausgeführt werden können, ohne sich kener zu werden, und ohne sich zu einem Preise zu erheben, welcher ihre Ausfuhr zum Stillstand bringen würde. Das System des Handels-Gleichgewichts ist eine Unmöglichkeit, die nur zu einer Zeit entstehen konnte, wo man über die Natur der Reichthümer vollkommen eben so unbelichtet war, als über die Art und Weise ihrer Erzeugung. Es mag selbsterleuchtend die Unmöglichkeit Dergleichen an, die jetzt noch etwas

darauf gehen; und alles, was sich auf ihren Schuld-
schein antworten läßt, ist: „Studirt Staatswirthschafts-
lehre!“ Wenn Weiter, auf anhaltende und bleibende Weise,
ihre Einfuhren nur durch die Ausfuhr ihrer eignen Pro-
ducte bezahlen können; wenn ihre Gewinne ferner nur darin
bestehen, daß der Werth der Zufuhrsendungen, die sie er-
halten, den Ausschlag nicht über die Verschwendungen, welche
sie machen; wenn endlich in allen Ländern, wie sie auch
heissen mögen, der Handel nur so lange fort dauern kann,
als er Gewinne bringt: so darf man mit großer Sicherheit
daraus folgern, daß, in jedem Lande, die jährlich einge-
führten Werthe mehr betragen, als die ausgeführten, und
jezt um so mehr, als das Land einem vortheilhafteren
Handel trübt. Alle amtlichen Nachrichten, aus welchen her-
vorgeht, daß die Ausfuhr größer sind, als die Einfuh-
ren, sind lügenhaft, und verrathen, daß falsche Declara-
tionen gemacht sind.

Hiermit hängt aufs Innigste zusammen, daß die Ge-
setze, welche die Ausfuhr roher Stoffe verhindern, und die
der verarbeiteten begünstigen, nicht bloß unnütz, sondern
auch sehr nachtheilig sind. Auch hier muß man die Un-
wissenheit der Urheber dieser Gesetze anklagen. Was sie
nicht gewußt haben, ist, daß bei gleichem Werthe, ein ro-
her Stoff, welcher ausgeführt wird, und eben so viel Ge-
winn bringt, als das vollendete Product. In Wahrheit,
worin besteht der Werth eines Productes, welcher Klasse es
auch angehören möge? Es besteht aus dem Kosten, die
es verursacht hat. Nun aber stellen sie die Produktions-
Kosten eines rohen Stoffe, wie die des vollendeten Pro-
ductes, zusammen aus einem Gewinn, welcher einem der

Eigenthümer des Bodens bejaht wird, aus einem Zins, den irgend ein Kapitalist gewinnt, und aus dem Arbeitslohn, den die Vertriebsamen aller Abfassungen von dem Unternehmer, welcher den Gedanken gefaßt hat, an, bis zum letzten Handarbeiter, der ihm geholfen, erhalten haben. Verkauft wir also in die Hände einen rohen Stoff, der hundert Thaler werth ist, und ein ausgearbeitetes Product von demselben Werthe: so stellt sich alles dadurch gleich, daß wir an beiden Gegenständen die productiven Dienste unserer Hindernisse, unserer Capitale und unserer Vertriebsamen verkaufen. Es ist fast unbegreiflich, wie eine Wahrheit dieser Art noch immer verkannt werden kann; unbegreiflich also auch, wie in Deutschland der freie Verkehr der Bundesstaaten so anhaltend auf Hindernisse stoßen kann, die nicht hindernißig sind, wenn ihnen nicht etwas zum Grunde liegt, das auf Krieg und Vertheuerung abzielt.

In der Natur der Sache liegt übrigens, daß die Dünste, welche eine Regierung leidet, allzu theuer zu stehen kommen, wenn sie mit weit getriebener Verschwendung verbunden sind, oder mit schlechtesten Maßregeln in Zusammenhang stehen; und darum ist es nicht weniger, als paradox, wenn behauptet wird, „eine Regierung sei um so schlechter, je mehr sie losse.“ In Wahrheit, um starke Steuern zu erheben, bedarf man zahlreicher Werkzeuge, die, indem sie nichts hervorbringen, nur dazu dienen, die freie Bewegung der Producenten zu hemmen. Wenn zwangsgewaltig Zollschranken darüber machen, daß die und die Waare nicht unverzollt von einem Orte zum andern gelange, und wenn andere zwangsgewaltig Strafen indirecter Besteuerung die Brauereien, Weinbuden, Mühlen u. s. w. ten-

treiben: so darf man wohl sagen, daß die wohlthätige
Wirklichkeit der Verdammten gelähmt ist. So standen in
Frankreich die Sachen vor dem Ausbruche der Revolution.
War es nun wohl ein Wunder, daß diese nicht ausblieb?
Bei dem Allen hat diese Lehre noch nicht ihre volle Wir-
kung hervorgebracht. Man ist dahin gelangt, einzusehen,
daß Schlagblume, welche Provinzen von Provinzen tren-
nen, schädlich sind; allein es bleibt ein harter Schritt zu
thun übrig, namentlich der, die Schlagblume zu zerstoßen,
welche Staaten von Staaten trennen, versteht sich mit dem
jenseitigen Vortheil und Besserung, welche eintraten müssen,
wenn Privat-Interessen nicht allzu stark verletzt werden sollen.

Es läßt sich freilich nicht genau bestimmen, wie früh
oder wie spät dieser Zeitpunkt eintreten werde; doch ist er
wirdlich näher als Viele glauben. Erleichterung, wesen-
liche Erleichterung kann den kruzenden Völkern nur dadurch
zu Theil werden, daß das Bild des Krieges je mehr und
mehr von der europäischen Welt verschwinde; wie konnte
dies aber wohl auf einem andern Wege geschehen, als auf
dem, wo der freie Handel an die Quelle des Krieges tritt:
er, über dessen Natur man, das ganze achtzehnte Jahr-
hundert hindurch, so schlecht belehrt war, daß man das
Monopol durch Schlächten zu Wasser und zu Lande ero-
bern und feststellen zu können glaubte? Man ist zurück-
gekommen von diesem Irrthum; man wird aber noch von
manchem andern Irrthum zurückkommen müssen, wenn der
gesellschaftliche Friede bewahrt bleiben soll. Wie viel Blut
und Geld ist von dem Gemeinthen verschwendet worden,
um in dem Besitz von Kolonien zu bleiben, die, außer
das Einkommen zu vermehren, Jahr aus Jahr ein die

beträchtlichsten Kosten verursachten? Jetzt fangen eben diese Vermächte an, zu begreifen, ihr wahrer Vortheil sei, auf allen Punkten des Erdballs feste Handelsverbindungen zu unterhalten, ohne irgend eine Art von Gewalt und Oberherrlichkeit an dieselben zu knüpfen. Was wird die Folge davon seyn? Wie man sich im achtzehnten Jahrhundert schlug, um Kolonien in Ansehschaft und blinder Abhängigkeit zu bewahren, so wird man sich im neunzehnten schlagen, um ihre Freiheit zu befestigen.

Was konnte überhaupt die Finanzkunst leisten, so lange es ihr an der Grundlage fehlte, die sie in einer positiven Staatswirtschaftslehre, d. h. in einer richtigen Anschauung von den unentbehrlichen Bedingungen der Production, gewonnen hat? Sie stand auf gleicher Linie mit der Astrologie und der Alchemie; mit andern Worten sie bewegte sich im Konjunkturalen. Die Folgen ihrer Vöthtrollendung konnten nicht ausbleiben; und was sich schwerlich abwaschen läßt, ist, daß ihre Mißgriffe und Uebertreibungen zuerst auf den Gedanken einer gründlicheren Vergleichung der gesellschaftlichen Phänomene geführt haben: ein Gedanke, dessen letztes Resultat die Staatswirtschaftslehre ist. Die Herrschaft, welche diese auszuüben angefangen hat, beruht wesentlich auf die Einfachheit ihrer Prinzipien, denen ein gesunder Verstand sich nicht verlagen kann. Hierdurch aber ist alles verändert. Bei jedem Mißbrauch stellt sich die Frage dar: was kostet er, und was wird durch ihn geleistet? Ist es nun unmöglich, anzunehmen, daß z. B. ein Bischof von London, dessen Einkommen nicht weniger als 100,000 Pf. St. beträgt, für eine große Summe etwas leiste, das ihrem Werthe entspricht; und ist man zugleich

zu der Einsicht gelangt, daß das, was er gewirkt hat, Un-
 dann entzogen wurde: so denkt man auf Maschinen, die
 einem solchen Uebelstande abhelfen sollen. Derselbe Aufgabe
 stellt sich dar, wenn es sich um die Volkshaltung eines
 Ganze Landes oder einer Aristokratie handelt, deren Wichtigkeit
 höchst zweifelhaft geworden ist, während am Tage liegt,
 daß sie, die Vermöge ihrer Weisheit und des Wohlwills,
 den sie haben machen, die wirksamste Ursache eines Prole-
 tariats sind, aus welchem Vandal und Verbrechen aller Art
 hervorgehen. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen können bei
 ihrer Entstehung als nützlich und wesentlich betrachtet wer-
 den; allein sie behalten diesen Charakter nur, sofern sie
 sich den Bedürfnissen der Gesellschaft, so wie diese sich im
 Verlauf der Zeit gestalten, anpassen, d. h. sich modi-
 fiziren. Unverändert sind, so werden sie zu einer Last, welche
 die gesellschaftliche Körper nicht zu tragen vermag, weil
 sie seine freie Bewegung verhindern, oder seine Produktiv-
 Kraft schwächen. Je unentweglicher man diese Last wird,
 desto mehr wächst die Neigung zur Abschüttelung derselben;
 und diese nimmt einen revolutionären Charakter an, wenn
 man ihr nicht durch zeitgemäße Reformen entgegen wirkt.
 Darum ist die vorzüglichste Aufgabe für Regierungen, Arbeit,
 denen jede Gesellschaft aufgesetzt ist, nicht die höchste Stufe,
 die sie erreichen können, zu steigen zu lassen. Wer in dieser
 Beziehung können sie sich als weisheit und einsichtsvoll
 beweisen.

Es giebt jedoch eine sichere Anleihe, nach welcher sie
 ihr Verfahren richten können; und diese ist die fort-
 schreitende Zunahme des Proletariats, an welchem es der
 Gesellschaft nie gefehlt hat (vielleicht auch nie ganz fehlen

darf, wenn nicht alles einschlafen soll), welches jedoch in den Scheuten gehalten seyn will, die es allein möglich machen können.

Das eigenthümliche Studium der Regierungen ist überhaupt die Gesellschaft mit allen den Phänomenen, welche dieselbe in sich schließt. Hiermit wird nichts weiter gesagt, als: „man trenne sich nicht von der Erkenntniß des Wirklichen und Wirklichen.“ Bildet man sich einen Typus von Vollkommenheit mit dem Voratz, sich denselben unabhängig zu nehmen: so sieht man sich der Gefahr aus, einer Chimäre nachzulaufen. Die Gesetze der Natur, so wie die der menschlichen Gesellschaften, gehen aus unserem Verstande immer nur in sofern hervor, als sie Resultate einer anhaltenden Beobachtung sind; denn, auferhalb unsrer Verstandes konstatiren sie die Natur der Dinge, die niemals unser Werk gewesen ist, und dies niemals werden kann. Unser ganzer Ethozel muß sich also darauf beschränken, diese zu studiren, um ihr gemäß zu handeln, nicht einer chimärischen Vollkommenheit nachzujagen, die sich immer nur in Dunst auflösen kann. In der ethen Philosophie hat man einen bedeutenden Fortschritt gemacht, wenn man zwischen unvollkommenen Zuständen zu unterscheiden versteht, und die Mittel kennt, wodurch der mindet unvollkommenste herbeigefhrt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht

der Begebenheiten und Unterhandlungen

in deren Folge

Belgien von Holland gesondert worden.

(Nat. Edinburgh Review No. CXII.)

(Fortsetzung.)

Mit einer Nachschrift des Herausgebers zur Vertheidigung
 Sr. Maj. des Königs der Niederlande.

Selbstman war jetzt die Zeit, wo der belgische Kongress zur Wahl eines Oberhauptes zu schreiten gedachte. Am 1. Januar hatte die Central-Schiedsrichters: 1) daß es nothwendig sei, ein Oberhaupt zu wählen; 2) daß die Wahl dieses Oberhauptes frei seyn sollte; 3) daß der Vorschlag einem auswärtigen Prinzen zu Theil werden müsse. Den 11. desselben Monats wurde die Frage: ob Kommissäre nach London gesendet werden sollten, um sich der Absichten der fünf Mächte zu vergewissern, mit 107 Stimmen gegen 62 verworfen, doch später bejabet, so weit sie sich auf Frankreich bezog. Unter denen, welche als nöthig für den belgischen Thron bezeichnet waren, befanden sich: Prinz Louis von Salern, der Herzog Wilhelm von Baden, der Prinz Karl von Krapel, der Herzog von Prachenberg, der Herzog von Nemours und der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg. Eine Eifersucht auf England, welche in der Folge befeitigt wurde, bewirkte, daß die Ansprüche des letzteren Anfangs mit un-

günstigen Tage betrachtet wurden. Der erste und der dritte dieser Kandidaten wurden hinter einander von Frankreich unterstützt; und zwar in Opposition gegen den Herzog von Bruchtenberg, dessen Name, wie es scheint, nur von den Feinden der Ordnung auf die Liste gebracht war, in der Hoffnung, daß ein allgemeiner Krieg nicht ausbleiben werde. Er war unterstützt von den verpöhlten Orangisten, von der republikanischen Partei und von den Freunden einer Veränderung in Frankreich; denn jeder von diesen glaubte, daß glücklicher Erfolg für ihn nur durch Vernichtung möglich sei. Frankreich erklärte sehr früh seinen festen Entschluß, die Wahl des Herzogs von Bruchtenberg nicht anerkennen zu wollen; und in dieser Erklärung wurde es unterstützt von England und von den anderen Mächten. Napoleon hatte im Jahre 1814 traktatmäßig versichert auf alle Souveränitäts-Rechte in Europa, für sich und für seine Familie. Nun haben zwar Einige diesen Traktat so ausgelegt, als umfasse er nicht die Zukunft, sondern nur bereits erworbene Rechte; doch, in allen Fällen, scheint der Geist dieses Abkommnisses einen Einwand gegen die Wahl des Herzogs von Bruchtenberg zu enthalten. Es gab indess andere und stärkere Gründe für diese Entgegensetzung. Die Wahl des Herzogs von Bruchtenberg würde nur zur Vereitelung aller der Zwecke gedient haben, welche die verbündeten Mächte bei ihren Anordnungen hinsichtlich Belgien im Auge hatten. Er würde der Eckstein für die bonapartistische Action geworden seyn, welche Belgien zum Mittelpunkt der Intriguen gegen die innere Ruhe Frankreichs und die Stabilität der bestehenden Dynastie gemacht und dadurch den Frieden Europa's bedroht haben würde.

Die

Die Regierung Napoleons war noch dazu neu, um die Erlangung eines adoptirten Erbfolgers auf dem belgischen Thron, ohne daß die Ruhe der Welt dadurch in Gefahr gebracht wurde, zu gestatten: eine Gefahr, welche nur durch eine ankündigte Dynastienveränderung in die letzten Angelegenheiten Belgiens abgrenzt werden konnte, während diese unentbehrlich war mit der Unabhängigkeit, welche die fünf Mächte zu bestätigen wünschten. Nach diesen Bedenken waren diese Mächte, wie wir glauben, vollkommen gerechtfertigt, als sie sich der Wahl des Herzogs von Leuchtenberg widersetzen.

Frankreich scheint indeß dazu noch einen Beweggrund mehr gehabt zu haben, den die andern Mächte nicht mit ihm theilten. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der französische König den Wunsch nährte, daß sein zweiter Sohn, der Herzog von Nemours, sich auf den belgischen Thron niederlassen möchte. Nur unter dieser Voraussetzung begreifen wir die Schwierigkeiten, welche die französische Regierung erheh, als es eine Ratification der Protokolle vom 20. und 27. Jan. galt, welche die Neutralität und Unabhängigkeit Belgiens garantirten und hinsichtlich der fünf Mächte den Wunsch, als suchten sie Vortheile für sich, durchaus ablehnten. Das Verlangen der französischen Regierung machte es nothwendig, diese Ablehnung durch eine frische Declaration zu verstärken; und so wurde denn von Lord Palmerston in Antrag gebracht, daß, nach dem von den drei Mächten in der Sache Griechenlands gegebenen Beispiel, die fünf Mächte förmlich erklären sollten: „daß, wenn die Einwohner Belgiens irgend einem Mitglieder der regierenden Familien einen ihrer Throne angetragen würde, der Antrag unbedingt abgelehnt werden sollte.“ Auf-

land, Oesterreich und Preußen stimmten diesem Antrage bei; der französische Bevollmächtigte aber nahm ihn ad referendum, um die Befehle seines Hofes zu empfangen. Es gab um diese Zeit in Frankreich eine starke und sehr verkehrte Partei, welche mit Ungestüm darauf drang, daß man die gegenwärtigen Umstände Belgiens benutzen sollte, um Frankreich von dem zu befreien, was sie die im Jahre 1815 aufgelegten schwachbollen Beschränkungen nannte. Wie ernstlich nun auch die französische Regierung wünschen mochte, sowohl den Frieden aufrecht zu erhalten, als Vergrößerungs-Entwürfen keinen Raum zu geben; so muß man doch bekennen, daß sie durch das Uebergewicht dieser Partei in einer angestrengten Lage war; es würde sogar gefährlich gewesen seyn, Principien, welche von einem so großen Theil der Nation mit Wärme aufgefaßt wurden, offenen Widerstand zu leisten. So viel zu ihrer Entschuldigung, daß sie Instand nahen, die von Lord Palmerston am 1. Febr. in Antrag gebrachte Declaration zu genehmigen.

Der erwartete Ausgang erfolgte: der Herzog von Nemours wurde zum König von Belgien gewählt und diese Wahl am 4. Febr. zu Paris angekündigt. Drei Tage darauf langte daselbst eine Deputation an, welche die belgische Krone überbrachte. Die Annahme derselben wurde beschlossen und kein Grund deshalb angegeben; doch erklärte am demselben Tage der französische Bevollmächtigte der Konferenz, „daß der König der Franzosen die belgische Krone für den Herzog von Nemours verschändte, weil dies eine notwendige Folge der Schuldlagen des Protocols vom 20. Jan. sei.“ Die Regierung der französischen Regierung zu Paris ließ sich Aufmerk zu ertheilen, welche früher ihrem

Minister zu Landen zugesendet war, muß ihuld der Verfassung, daß die Wahl des Herzogs von Sachsen-Coburg die Folge ihrer Weigerung worden, so wie dem Wünsche, Zeit zur Einsetzung eines neuen Kandidaten zu gewinnen, ihuld der Verlegenheit zugeschrieben werden, welche von Belgien herbeigeführt wurde, die nur dadurch beseitigt werden konnte, daß Belgien die Krone Frankreich wurde. Der Wahlgang dauerte indeß nicht lange; denn schon den 14. März wurde die dem Herzog von Nemours angetragene Krone öffentlich abgelehnt. Drei Lieblings-Kandidaten waren jetzt für unzulässig erklärt; und auf der Stelle traten keine andere für sie ein. — In dieser dringenden Noth that der belgische Congress, was ganz unfermig das Mögliche war: er beschloß, der Nothwendigkeit einer Ueberallung in Anordnungen, welche als schließlich gedacht waren, zu begegnen, d. h. er ergriff eine vorübergehende Maßregel, indem er zur Wahl eines Regenten schritt, welcher die Regierung so lange verwalteten sollte, bis er Zeit gewonnen haben würde, einen Souverän zu wählen. Demgemäß wählte er den letzten Präsidenten, Cuvier de Chastel, welcher Autorität erhielt, nachdem er geschworen hatte, die Konstitution und Integrität des belgischen Gebiets aufrecht zu erhalten.

Erforschen wir nunmehr, wie das erste und das zweite Protokoll, worin die Grundlagen, worauf die Unabhängigkeit und das politische Daseyn Belgiens gestützt werden sollte, erhalten waren, von den belgischen Partheim aufgenommen wurden. Auf dieser Session der Unterhandlungen war das Betragen der holländischen Regierung bei weitem genugsamender, als das der Belgier. Der König von Holland bewies sich als zufrieden mit den in diesen Pro-

teselen getroffenen Anordnungen, und seine Annahme desselben wurde in dem Protokoll vom 18. Febr. 1831 verzeichnet. Nicht so die Belgier. Sie protestirten gegen jene Beschlüsse, hauptsächlich weil sie Belgien ohne Einwilligung des Kongresses Ordnung vorschreiben und das Recht des deutschen Staatsbundes über das Herzogthum Luxemburg schützen. Sie erhielten auch Aufmunterung in ihrer Opposition von einer Seite, von welcher diese nicht zu erwarten war. Graf Schaffari richtete an Herrn Vossien ein Schreiben, wodurch er ihn aufforderte, die Mittheilung des jüdischen Protokolls an die belgische Regierung, wo möglich, zu verhindern, und dieselbe anzufragen, daß Frankreich den Bedingungen desselben nicht beizutreten sei. Dieses Schreiben wurde nicht (wie Herr Schaffari es angestimmt hatte) durch Herrn Vossien dem Herzog von Saxe-Coburg und der Konferenz mitgetheilt; weshalb Herr Vossien nicht länger als der Kommissar der Konferenz gebraucht und die Instruktionen, von dieser Zeit an, nur an Herzog von Saxe-Coburg gerichtet wurden. Die schlimmen Wirkungen dieses Schreibens wurden bald gefühlt. Die Belgier waren aufgeregter, nicht bloß die Rechte der Konferenz zu leugnen, d. h. die Rechte über Dinge, welche die Interessen Belgiens so innig berühren, zu erschüttern — nicht bloß die Behauptung der Protokolle zu verwerfen, daß Holland und Belgien sich ohne den Beistand der Mächte nicht einigen würden — sondern auch zu behaupten, daß eine von diesen Mächten bereits auf ihre Seite getreten sei und daß sie darauf rechneten, daß die übrigen diesem Beispiele folgen würden. Die herrschende Partei scheint in Belgien geglaubt zu haben, daß Frankreich sein Interesse von dem Vortheil Europa's

sondern, und dasselbe, beim Bruchschlag der Unterhandlungen, durch die Waffen unterzogen würde. Zwar hatte die französische Regierung friedliche Absichten zur Schau getragen, und, was ihren Wunsch nach Frieden betrifft, so waren diese Absichten ungenügend aufrichtig; doch sie war eine schwache Regierung, von einer festen Partei getragene, und genügt, Besonnenheiten der verschiedensten Art zu äußern. Das hin und her Schwanckende Betragen dieser Verwaltung — die Art und Weise, wie sie die Sprache ihrer Beschlüsseigten vor den Kammern ablegte, die Verschiedenheit ihrer Erklärungen in Paris und London, so wie diejenigen Erklärungen, welche von ihren Agenten in Brüssel ausgingen: — alles dies bestimmte nothwendig die Belgier, zu glauben, daß sie Eines Sinnes sei mit der Partei, welche die französische Vergeltung Frankreichs um den Preis eines allgemeinen Krieges suchte und (wie man Ursache hat, zu glauben) eine zur Empörung klandestine Stimmung in Belgien mit der Hoffnung aufmunterte, daß die Unmöglichkeit, die Angelegenheiten dieses Landes zu ordnen, ausginglich zu einer Theilung desselben führen werde. Glücklicherweise für Europa trat gegen Ende des März eine Veränderung in dem Minister-Rath Frankreichs ein: Kasimir Perier, ein Mann von kräftiger Bauart, wurde an das Staatsruder gestellt. Die wohlthätigen Folgen dieser Veränderung offenbarten sich bald. Es wurde ohne Zeitverlust den Belgiern angezeigt, daß die französische Regierung vollkommen einverstanden wäre mit den in den Proklamationen festgestellten Grundsätzen, und das Recht des Hauses Nassau und des deutschen Staatenbundes bis auf die unbedingte Forderung vom Herzogthum Bouillon, anerkennend. In

beur's Behauptung im belgischen Kongreß, daß Frankreich Belgien in seinen ausschweifendsten Anforderungen unterstügen werde, wurde auf eine sehr verlegende Weise abgelehnt. Und so war denn Belgien erwidert hinsichtlich des vorausgesetzten Mangels an Uebereinstimmung unter den Mächten: eine Voraussetzung, in welcher sie ganz Europa herausgefordert hatten. Frankreich beugnete sich zu amtlichen Mittheilungen, welche mit dem, was es Belgien angetündigt hatte, übereinstimmten, und diese Mittheilungen wurden dem ein und einzigen Preussol vom 17. April einverleibt.

Sobald die Uebereinstimmung der Mächte auf diese Weise wieder hergestellt war, legten sie dem Belgien aufs Neue die Artikel des größten Protokolls vor. Dabei erinnerten sie, daß diejenigen Artikel, welche sich auf Territorial-Anordnungen bezogen, als unwiderstehlich betrachtet werden müßten, während die, welche die Theilung der Schuld zum Gegenstande hätten, nur eine Reihe von Vorschlägen wären; ferner, daß die Belgier ihren Bestand durch die Zurückziehung ihrer Truppen aus dem Luxemburgischen und durch das Aufheben aller Einmischung in dieses Herzogthum, so wie durch die Absetzung von Kommissarien nach Weßtricht zur Feststellung der Scholyn, und nach dem Haag zur Vermittlung über die Schuld, an dem Tag legen müßten; — daß ihre Unabhängigkeit nur unter diesen Bedingungen werde anerkannt werden; daß die fünf Mächte das Recht des Widerstandes gegen solche Ansprüche auf Belgien, welche ihrer Forderungen in Folge bedürften, zwar anerkennen, dabei aber einen Angriff auf Holland mit Verletzung des Waffenstillstandes als ein feindseliges Unterneh-

men gegen die fünf Mächte betrachten würden. Es wurde indeß beschloffen, diese Mittheilung der belgischen Regierung so lange zurückzuhalten, bis sich das Resultat der Vorentscheidungen zeigen werde, welche Lord Ponsonby und General Bellard zu machen instruirte waren. Wirkungsweise sandten die Belgier eine Deputation nach London mit Eröffnungen für den Prinzen Leopold, welche die zukünftige Souveränität Belgiens betrafen. Es wird geglaubt, daß in Antwort auf diese Eröffnungen erwidert werden: die Territorial-Anordnungen müssen vorher berathigt seyn, bezüglich in Beziehung auf Luxemburg, als welches das Haupthinderniß darbietet, und welches die Belgier jetzt von dem Könige von Holland um die Summe erkaufen wollten, die er im Jahre 1815 auf den Prinzen Friedrich von Oranien in Austausch für dessen Nachfolge in diesem Herzogthum stellte. Von der Konferenz wurden mit dem Könige von Holland Unterhandlungen über diesen Gegenstand angestellt; allein er lehnte jede Erörterung ab, bis die Belgier den, in dem zwölften Protokoll niedergelegten Grundlagen beigetreten seyn würden.

Die Belgier hatten inzwischen, den 4. Juni den Prinzen Leopold förmlich genadelt; doch unter den von Garret de Ephesus bereits beschriebenen Bedingungen, daß er die Integrität des Territoriums erhalten, oder, mit andern Worten, die luxemburgische Frage als erledigten betrachten wolle. Depesche wurden nach London gesendet, um die Krone unter diesen Bedingungen anzutragen und mit der Konferenz wegen dieses Geld-Abkommens in den Territorial-Verträgen mit Holland zu unterhandeln. Sie haben das zwölfte Protokoll noch immer nicht angenommen,

in demal die Anwendung dieser von dem Könige von Holland begeherten Zwangs-Maßregeln jede Aussicht auf eine freundliche und gütigkündige Ausgleichung zerstört haben würde. Diese Maßregeln würden, höchst wahrscheinlich, mehr eher zu einer Einteilung Belgiens in Frankreich, als zur Abschließung eines Friedens zwischen Belgien und Holland auf der Grundlage der Souveränität beider Staaten geführt, sie würden sogar die nahe Gefahr eines allgemeinen Krieges in sich geschlossen haben: eines Krieges, welcher, höchst nachtheilig für die Interessen Europa's, nur in selten vortheilhaft für Holland ausfallen konnte, als Belgien getheilt wurde, und Holland seinen Theil davon erhielt. Es ist jedoch einleuchtend, daß ein Vollkommen dieser Art für Hollands Sicherheit und Wohlfahrt weniger geliebt haben würde, als dasjenige, an dessen Durchführung den fünf Mächten so viel gelegen war. Anstatt durch die Einschaltung eines kleinen neutralen Staats beschützt zu seyn, würde Hollands Grenze abseits der Berührung eines furchtbaren Nachbarn ausgesetzt werden, und nur die höhere Compensation einer reichlichen Preussens gewinnen. Daß von dem Könige von Holland empfohlene Verfahren war, mit einem Worte, harisch gegen die Belgier, und in keiner Beziehung erspriesslich für die Holländer. Die fünf Mächte lehnten es ab, und schlugen eine mildere Weisung ein. Neue Vorschläge wurden von ihnen mit der Absicht gelehrt, die im Streite liegenden Meinungen, so weit es möglich seyn würde, mit den bestehenden Verbindlichkeiten in Uebereinstimmung zu bringen. Es wurden also beiden Parteien achtzehn Artikel als Grundlage eines schließlichen Traktats vorgelegt.

In mancherlei Hinsicht stimmten diese Artikel gänzlich überein mit den, dem jüdischen Protokoll angehängten Artikeln, welche Holland bereits angenommen hatte. Sie unterschieden sich von diesen hauptsächlich in nachfolgenden Stipulationen. In Lissabon sollte während der Unterhandlungen zwischen Belgien einer, und Holland und dem deutschen Bund andererseits, sofern dies Gegenstand der Verhandlung derselben war, der Status quo aufrecht erhalten werden. Märsicht, über welches Holland im Jahre 1793 keine ausschließende Souveränität ausübte, wurde einem gegenseitigen Uebereinkommen ausbezahlt. Der Gebrauch der Kanäle von Gent nach Lierre und von Zuid-Willenwaert, welche während des Besizes des niederländischen Königreichs zu Staatsgebrauch waren, sollten beiden Ländern gemeinschaftlich bleiben. Jedes derselben sollte an der, seit der Union gemachten Schuld seinen Theil tragen; doch die Vertheilung war nicht so bestimmt angegeben, wie zuvor.

Diese achtzehn Artikel wurden von dem belgischen Kongreß angenommen; und wer hätte nicht hoffen mögen, daß eine geringe Abweichung von dem dem jüdischen Protokoll und die in die Augen springende Befähigung abgeklärter Unterhandlungen ihnen auch die Annahme des Königs von Holland zuwenden würde? Er fand jedoch nicht für gut, seine Zustimmung zu geben. Gleichwohl nahm Prinz Leopold in der vertrauensvollen Erwartung eines solchen Erfolgs, und mit dem edlen Zweck, die durch Unsicherheit des Zustandes gesteigerte Erregtheit der Belgier zu dämpfen, im Juli 1831 die belgische Krone an, und verließ London den 16. desselben Monats, um seine neuen Gebiete in Besitz zu nehmen. In der Wahl eines Bundesrats waren die Bel-

hier endlich weise getroffen. Sie hatten sich einen Prinzen ausgesucht, der in einem Lande, wo das Fieber der Parteyen nie ausbricht, mit allgemein klarem Sinne, mehr Jahre hindurch, seine Tugenden sehr ehrenmäßig beschrieben hatte, und frey von irgend einer Beschuldigung politischer Thaten, und sich durch verständigen Aufwand die Achtung von jeder Seite sicherte: ein Mann, in dessen Charakter Mäßigkeit und Verstand die Hauptzüge waren, der also recht dazu gemacht schien, die besten Zwecke der ihm gewordenen Aufgabe zu erfüllen, d. h. die Vertheilung eines gereiften Landes beizulegen, und der feindliche Monarch ein neutralen Staat zu setzen.

Daß der belgische Thron mit einem Prinzen dieses Charakters ausgefüllt werden möchte, war wahrscheinlich nicht bloß für Belgien, sondern auch für Europa; und es trug zu erwarten, daß er in der Verwaltung seines angenommenen Landes Mäßigkeit und Festigkeit bringen werde: Mäßigkeit gegen andere Staaten und Festigkeit in den innern Anordnungen seines eignen Staats. Die jüngste Regierung war sehr schwach gewesen, um den Schoßsam selbst ihrer eignen Werkzeuge zu erzwingen, und zahlreiche Verlegungen des Waffenstillstandes hatten während des letzten Frühjahrs Statt gefunden, sowohl auf der Schelde, als vor Antwerpen. Die Belgier hatten Batterien errichtet, um der Schifffahrt auf jenem Strom zu gebieten, und sie hatten sogar massirte Werke begonnen, welche gegen die Zitadelle von Antwerpen gerichtet waren: Werke, welche zuletzt den General Chassé zu der Erklärung abthaten, daß, wenn diese Werke nicht innerhalb sechs Stunden eingestürzt

würden, er die Stadt beschiesen werde. Diese Drohung brachte die erwünschte Wirkung hervor.

Unterdes hatte der König von Holland auf's Heftigste gegen die achtzehn Artikel protestirt, und außerdem erklärt, „daß, wenn irgend ein Prinz die belgische Krone annehme, ohne sie dem höchsten Protestol angehängten Artikel unterschrieben zu haben, dieser als ein Feind werde betrachtet werden.“ In Antwort hierauf erwiderten die fünf Mächte, daß diese Nicht-Annahme der achtzehn Artikel für nicht entscheidend von ihrer Verbindlichkeit, dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten zuzusprechen. Dabei forderten sie die Regierungen von Holland und Belgien auf, ihren Bevollmächtigten zu London Instruktionen und Vollmachten zur Abschließung eines schließigen Friedensvertrages unter ihrer Vermittelung zukommen zu lassen. Diesem Vorschlage trat die belgische Regierung nicht bei; sie führte an, daß sie die achtzehn Artikel als Friedens-Fehlmarken angenommen habe, und daß von einem Friedensvertrage nicht eher die Rede seyn könne, als bis Holland dasselbe gethan hätte. Das Betragen des Königs von Holland hatte seinen Charakter — nicht in derselben Offenheit. Sich befehmend zu einer Ungestilltheit für die Erhaltung des europäischen, so wie des holländischen Friedens, willigte er zwar in eine Unterhandlung des in Rede stehenden Traktats, doch war er geneigt, diese Unterhandlungen vor des moyens militaires zu unterstützen. Dieser Gedanke, so wenig in Einklang mit den Zusicherungen friedlicher Absichten, erregte ganz natürlich einigen Argwohn; doch dieser wurde auf der Stelle von den belgischen Ministern gedämpft. Sie wa-

ren nicht instruit, einen Wiederaufang der Feindseligkeiten anzukündigen; sie legten also die Handsüche nicht in einem feindseligen Sinne aus; sie betrachteten sie vielmehr als hindertend, nicht auf einen bevorstehenden Angriff, sondern als Maßregeln, welche innerhalb der holländischen Ordnung nöthig werden dürften; sie versicherten außerdem, daß es keinesweges abgesehen wäre auf einen Versuch zur Wiederherstellung Volgers, oder auch nur des kleinſten Theils des hiesigen Staats im größtten Protetol angewiesenen Umfangs. Ungeachtet dieser Zusicherungen, welche nicht in Zweifel gesetzt werden konnten, ohne Holland zu beleidigen — und obgleich die Bevollmächtigten dieses Staats zur Abschlusung eines Friedens-Traktats nach London waren gesendet worden — hatte der König von Holland zu diese Zeit, wie unglaublich es auch scheinen möge, den Krieg wieder angefangen. Während er Unterhandlungen mit den fünf Mächten eröffnet hatte — war er zu Maßregeln gelangt, welche die Unterhandlung unmöglich machten; und um seinem Wankmuth die Krone aufzusetzen, hatte er diese Maßregeln den fünf Mächten vorzulegen, und es darauf ankommen lassen, welcher Befall sie durch das Medium der Tagblätter damit bekannt machen würde. Leopold, der von eingeſchickte Savardin, befand sich zu Paris, als die Nachricht von der Inveſion überraschend an ihn gelangte. Auf der Stelle suchte er den Schutz der Mächte nach; besonders wendete er sich an England und an Frankreich. Von beiden wurde auf der Stelle Beistand gewährt: England sandte eine Flotte, welche für die holländische Küste bestimmt war, und Frankreich versammelte 40,000 Mann, welche

unter dem Oberbefehle des Marschalls Gerard nach Belgien marschiren sollten.

Am 4. Aug., d. h. an demselben Tage, an welchem Herr Gersoll de Serden seine Schreiben an die Konferenz richtete, worin von Seiten des Königs der Wunsch ausgedrückt war *de co-operer à un arrangement et d'assurer ainsi autant qu'il dépend de sa Majesté le bienfait de la paix à ses peuples et à l'Europe* — an eben diesem Tage übernahm der Prinz von Oranien den Oberbefehl über das holländische Heer und überschritt sogleich die Gränzen Belgiens. Der erste wichtige Posten, von welchem er Besitz nahm, war Kapiteken-Dam, der Schlüssel der Scheldt, durch deren Schließung Blandiers überfluthet werden kann. Die ersten belgischen Schützen waren unglücklich, es mit dem abgerückten Muthe der holländischen Truppen auszuweichen; sie zogen sich also zurück, ohne irgend einen Widerstand zu leisten. Winktenville erklärte der König von Holland, auf die Bittenverstellungen Frankreichs und Englands, daß dem Prinzen von Oranien der Befehl erteilt werden sollte, seine Truppen zurückzunehmen, sobald eine französische Macht in Belgien erscheinen würde. Die Feindseligkeiten wurden indeß mit dem stärksten Nachdruck fortgesetzt. Der belgische General Daine war geschlagen worden und das holländische Heer rückte rasch gegen Löwen vor. In dieser dringenden Noth forderte Leopold das augenblickliche Vorrücken des französischen Heers, das, ohne Zögern, in vier Divisionen über Mons, Tournay, Charleroi und Namur in Belgien einrückte. Hierauf sandte der englische Minister, Sir Robert Bland, Lord William Russell

an den Prinzen von Oranien mit einer Waffensillbänders-
 Flagge, um die Erfüllung des von dem Könige von Nie-
 land gegebenen Versprechens zu fordern. Der Prinz von
 Oranien erkannte die Nothwendigkeit, abzusprechen von den
 Feindseligkeiten, forderte jedoch die Uebergabe Kienens, wel-
 ches gerade besetzt war, ehe er sich zu einer Unterhandlung
 bequemen wollte. Dabei ließ er sich indeß gefallen, den
 Sturm so lange zu verschieben, bis feindliche Wapfregeln
 versucht seyn würden, die Klammung dieser Forderung zu be-
 wirken. Gleichzeitig weigerte er sich, die Thatfache anzuer-
 kennen, daß französische Truppen in Belgien eingerückt wa-
 ren, bis er von französischen Offizieren davon unterrichtet
 war. Die geforderte Beweiskraft wurde gewährt, und das
 holländische Heer wurde gleich zurückgezogen.

Man erwartete, daß dies Verfahren die nöthigste
 Zurechnung der französischen Truppen zur Folge haben
 würde; man dachte sich diese Folge sogar als nothwendig.
 Trübs war jedoch nicht der Fall; und die Nicht-Beistim-
 mung dieses Aktes scheint in den übrigen verbündeten Mäch-
 ten Unruhe erregt zu haben und Gegenstand ähnlicher
 Unterhandlung geworden zu seyn. Der Ursachen, um be-
 reitwillig die französischen Truppen in Belgien blieben, wa-
 ren mehr. Es war Napoleons Wunsch, daß sie zurückblei-
 ben möchten, bis er befriedigende Sicherheit vor einer wie-
 derholten Invasion der Holländer erhalten haben würde.
 Die Heubelle Antwerpen war von dem General Chassé
 besetzt; Napoleons Truppen waren schlecht diszipliniert und so
 gut als aufgelöst, und der Rückzug der Franzosen würde
 ihn von aller Vertheidigung entblößt haben. Eine andere
 Ursache war die Erklärung eines Journals, welches als

Gegen der holländischen Regierung betrachtet werden konnte, daß die holländische Armee von Maastricht in Belgien einrückte, wenn die Franzosen sich vor dem Abschluß eines Definitiv-Traktats zurückzögen. In gleicher Zeit gab es in Frankreich eine heftige Kriegs-Partei, welche auf die militärische Besetzung Belgiens drang und den längeren Aufenthalt der Truppen in diesem Lande sehr gern abhängig gemacht hätte von der Frage, ob es nicht angemessen sei, die Verhandlungen zu verschieben. Die Regierung gerieth darüber in Verlegenheit. Nichtsdesto trotz that das französische Ministerium am 14 Sept. bekannt zu machen, „seine Absicht sei, sämtliche Truppen vor dem 30. dieses Monats aus Belgien zurückzuziehen.“ Es wurde dafür von der Kriegs-Partei auf's Heftigste angegriffen; doch zeigte sich zuletzt, daß diese sehr stärker gehalten wurde, als sie wirklich war: denn in einer vierthägigen scharfen Debatte in der Deputirten-Kammer wurden die Minister von einer großen Mehrheit unterstützt. Frankreich hatte sich genöthigt gesehen, die Fortsetzung der Festungen zum Gegenstand einer besonderen Unterhandlung mit Belgien zu machen, und diejenigen Festungen zu bezeichnen, welche dies Schicksal treffen sollte; doch hierin konnten die Mächte um so weniger willigen, da die Festungen auf ihre Kosten erbaut waren, und zwar nicht für Belgien allein, sondern für europäische Zwecke, und als eine Schutzwehr gegen eine Invasion Frankreichs. Ein Protest, längst unterzeichnet von den Mächten, aber bis jetzt zurückgehalten, wurde jetzt der belgischen Regierung mitgetheilt, um diese an der Eröffnung einer besonderen Unterhandlung über diesen Gegenstand mit Frankreich zu verhindern. Die Abtragung der Festungen war eine Frage

gel, welche die Trennung Hollands und Belgiens nothwendig machte. Die Hülfsgelder des letztern Landes tridien nicht aus zur Aufrechthaltung seiner Schatzkammern; und an die Stelle dieser unzulänglichen Einnahme, welche, im Falle eines Krieges, sehr bald von Belgien getrennt und gegen dasselbe gerichtet werden konnten, wollten die verbündeten Mächte die weit wirksamere Schatzkammer einer gerechtfertigten Neutralität bringen.

Nach dem Rückzuge des holländischen Heeres aus Belgien schlugen die Mächte einen sechsmonatlichen Waffenstillstand mit dem Zusatz vor, daß dieser Waffenstillstand nachträglich ausgedehnt werden müßte. Dies wurde von Holland und von Belgien angenommen; von Seiten des letztern Staates mit der Einschränkung, daß es keiner Partei erlaubt seyn sollte, die Feindseligkeiten nach Verlauf der gesetzten Frist anzufangen, wenn die Zeit nicht ausreichend zur Erreichung der aufgestellten Zwecke. Während beide Parteien sich auf diese Weise zur Enthaltung von Feindseligkeiten verpflichteten, trat ein System häßlicher Angriffe ein, das auf beiden Seiten unablässig fortgeführt wurde. Die Holländer suchten fort, die Schelde zu blockiren — denn bei dem Wiedereintritt der Feindseligkeiten hatten sie damit den Anfang gemacht; außerdem aber begingen sie ein viel mehrverwundenes Unrecht dadurch, daß sie die Ort-Dämme bei Antwerpen durchschnitten und so die Ueberfluthung einer bedeutenden Landstrecke bewirkten, nicht ohne großes und weit verbreitetes Elend über die harmlose ländliche Bevölkerung zu verheeren. Die Belger ihrerseits suchten fort, Brüssel zu erreichen, welche die Schelde beherrschten und die Stätte von Antwerpen bedroheten. Wollten Eng-

lands

lands runden dringende Vorstellungen gemacht, die nicht ohne alle Wirkung blieben: man erhielt eine partielle Einstellung der Forderungen, und Versprechungen in einem weit größeren Umfange: — Versprechungen, welche jede Partei unerschützt zu lassen zum Voraus gemeint war. Die Dämme wurden auf eine ungenügende Weise wieder hergestellt und die Dammten theilweise abgetragen. Gegenständige Angriffe, welche zwar befehligen, aber keinen rechten Vortheil gereithen konnten, sondern ununterbrochen den ganzen Proceß hindurch Statt, und Holländer und Belgier schienen nur mit einander zu verfahren in der Erwartung ungemildeter Erbitterung und schonloser Verletzung jederseits übernommener Verbindlichkeiten.

Während dieser widerwärtigen Angriffe bemühten sich die fünf Mächte, einen Lemnunds- und Friedens-Traktat zu Stande zu bringen. Von Holland, wie von Belgien, waren Bevollmächtigte ernannt worden, welche dazu beauftragt waren; und vernommen wurden die Meinungen dieser Bevollmächtigten über die Hauptpunkte, welche dieser Traktat in sich schließen mußte. Der Schwierigkeit und Wichtigkeit nach, waren die nachfolgenden Punkte die Hauptsache: 1) die Feststellung der Gränzen; 2) die Abkommen wegen Luxemburg; 3) die Theilung der Staatschuld. Unerwartet, auf eine niederschlagende Weise unvergleichbar aber waren die Forderungen und Forderungen der beiden Staaten über diese Punkte. Als Compensation für Luxemburg schlugen die Belgier eine Gelderschädigung vor; die Holländer aber wollten von nichts Anderem hören, als von einem Territorial-Erfolg. Die vorgeschlagenen Gränzlinien wichen fast von einander ab. Belgien forderte eine solche Linie,

wedurch es zum Schluß wurde über die Schleißen und die Dämme von Elbße bis Eas de Sand, Wäpfricht und das Lammertum zwischen diesem Ort und Wente; daher keem sie zum Austausch des nördlichen Theil von Hamburg, and neue Städte in Nord-Grabant und Selttern, welche im Jahr 1790 nicht zu den vereinigten Provinzen gehörten. Hierach sollte Belgien's Gelnge laufen von einem Ort-Nam, hat Irgen genannt, über Eas de Sand; von da, längs den alten Gräben Flanderns und Nord-Grabant bis Wepel; and von hier nördlich von Wente bis an die preussischen Staaten. Holland bestatmete mit Belgien in Vorlesung (als einer Gelnge) eine beträchtlichen Theil der alten Gräbe von Staatsfandern und Nord-Grabant; doch sollte die Linie laufen von einem Punkt unterhalb Vollenkward südlich nach Wepel an der Maas, einschließend die Arrondissements von Wäpfricht und Duremante (jedoch mit Ausnahme von Tongren), and von hier aus sollte sie der Gelnge Ränicht and Flanderns bis zu den preussischen Staaten folgen. Ein Bild auf die Landkarte wird dem Leser zeigen, wie wesentlich verschieden diese Pläne waren.

Hinsichtlich der Staatsschuld forderte Holland die Expropriation des preussischen Preussfelds, nach welcher Belgien vom 30. Nov. 1830 ab, monatlich eine Million Gulden als seinen Theil an den Zinsen der Schuld zahlen sollte. Belgien genehmigte den Antrag, daß jeder die, vor der Vereinigung kontrahierten Schulden tragen sollte, es ließ sich auch seinen Antheil an den Schulden gefallen, welche später gemacht waren; allein es behielt sein Verdrän hinsichtlich des Trüerrüms, nach welchem die letztern getheilt wer-

ten sollten. Inspan der 44 schlugen seine Bevollmächtigten
 Gleichheit vor. Es wurde auch angesetzt, daß, als im
 Jahre 1816 die Schulden beider Länder festgestellt wurden,
 die Zinsen der belgischen Schuld sich nur auf 675,000 Gul-
 den belaufen hätten, während die der holländischen sich auf
 14,000,000 beliefen; und da Belgien, nach dem Einge-
 ständniß der Holländer, seit jener Zeit die Hälfte der Last
 getragen, so habe es in der That zur Unterstützung des
 Landes nicht weniger als 105,000,000 Gulden beigetragen.
 Hieraus, so meinten seine Bevollmächtigten, müsse Rücksicht
 genommen werden bei einer Neuvertheilung; auch ga-
 ben sie zu erlauben, daß der in Vorschlag gebrachte Ver-
 tracht mit den holländischen Colonien (ein Vertrag, welchen
 die Holländer so einrichten konnten, daß alle Vortheile des-
 selben verschwinden) ein sehr schickendes und unangenehme-
 rer Erfolg sei für die Lebensdauer eines so großen Theils
 der holländischen Lasten.

Es verhielt es sich mit den sich selbst bekämpfenden
 Ansprüchen, welche die fünf Mächte vereinbaren sollten,
 während der Waffenstillstand seinen Abfluß nahe war
 und die Feindseligkeiten auf beiden Seiten mit gewissem-
 ser Hartnäckigkeit und Mißachtung des guten Glaubens,
 fast wie in einem offenen Kriege, fortgesetzt wurden. Die
 heftungslos Eohn anreizender Erörterung fortzusetzen, hieß
 die Feindschaften verlängern und den europäischen Frieden
 in Gefahr bringen. Weit besser war, daß die fünf Mächte,
 von den streitigen Parteien mit den zu einem Schlichtungs-
 verfahren erforderlichen Materialien versehen, die Zwangs-
 gen für eine bestimmte Ausgleichung festsetzten. Auch war
 dies die Bahn, welche man einschlug; und die 24 Artikel

des 49. Protokolls vom 14. October 1831 waren das
Ergebniß.

Die in diesen Artikeln vorgeschlagenen Territorial-Anordnungen waren, wie folgt: Belgien sollte bestehen aus den Provinzen Süd-Brabant, Lüttich, Namur, Hennegau, Ost- und Westflandern, Antwerpen und Theilen von Limburg und des Großherzogthums Luxemburg. Die beiden letztern sollten getheilt werden, und Holland den nördlichen Theil von Limburg als eine Territorial-Entscheidung für denjenigen Theil von Luxemburg erhalten, den sein Souverän, als Großherzog, auszusperren genehmigt war. Das Stück von Limburg, das ausgetauscht werden sollte, bestand zum Theil in dem, was Belgien abzutreten in Wechselag gebracht hatte; und da die Entschädigung eine territoriale war, so hatte sie die Beschaffenheit, welche Holland verlangte. Die Theilung Limburgs gab an Holland alles auf dem rechten Ufer der Maas, zwischen diesem Fluß und der preussischen Gränze — auf dem linken Ufer die Stadt Maastricht mit einem Schloß-Radius der sich 1200 Toisen von dem äußersten Glacis der Festung ausdehnte — vor allem aber eine Linie, gezogen von dem südlichsten Punkte Noord-Brabant bis zur Maas auf einen Punkt zwischen Wassen und Stephaenswert, wo die Anteufsementen von Kuremeede und Wälsrecht liegen. Luxemburg sollte getheilt werden durch eine Linie, welche, anfangend auf der südlichen Gränze zwischen Metz und Avesnes, nordöstlich so weit fortginge, daß sie Arlon zur Linken ließe, sodann nordwestlich bis Wartzlange fortginge, von wo sie den Lauf der Euse bis Lintange gegenüber folgen sollte; von hier aus in einer beinahe geraden Richtung hochgehen bis zur

Ordre von Delft, der sie bis zur preussischen Ordre folgt. Von dieser Linie sollte der westliche Theil zu Belgien, der östliche dem König von Holland, als Erbsitz von Luxemburg, gehören.

Hinsichtlich der Schuld bestand die vorgeschlagene Ausgleichung darin, daß das, was in der Konferenz vom 1. Oct. entschieden war, beibehalten wurde als für diesen Zweck ausreichend und von den beiderseitigen Regierungen mit der nöthigen Sachkenntniß dargeboten. Den Belgiern wurden nicht, wie die Holländer es vorgeschlagen hatten, $\frac{1}{2}$ der ganzen, seit der Vereinigung contrahirten Schuld zugewiesen, sondern, in Betracht der von Holland erworbenen Territorien, ein gleicher Theil, der sich auf 3,950,000 Gulden belief. Belgien wurde zugleich belastet mit dem Zinsen der österreichisch-belgischen Schuld, 750,000 Gulden; mit der ehemals in das große Buch des französischen Kaiserreichs eingetragenen Schuld, 2,000,000 Gulden; und der jährlichen Zahlung von 600,000 Gulden in Betracht der ihm von Holland zu gewährenden Handels- und Schifffahrts-Vorteile. Das Ganze belief sich auf 8,400,000 Gulden jährlich (etwa 800,000 Pf. Sterl.).

Die übrigen reichthümlichen Vorsehungen bezogen sich auf Kommunikationen zu Wasser und zu Lande. Sie erklärten den Gebrauch der schiffbaren Ströme für gemeinschaftlich, gemäß den in den Artikeln 108 bis 117 der Central-Akte des Wiener Kongresses niedergelegten Prinzipien. Diese umfassenden Artikel theilten allen Nationen den freien Gebrauch solcher Ströme, welche einen Theil des Territoriums von mehr als einem Staat begrieffen, oder denselben durchflossen. Die Befahrung der sammelbaren

Kanal zwischen dem Rhein und der Schelde, sollte für beide Länder gegenseitig frei und nur mäßigen Zöllen, welche für beide dieselben wären, unterworfen seyn. Das Piloten-Geld und das Ueberwasserhalten auf der Schelde, sollte einer vereinten Oberraufsicht von gemeinschaftlich angeordneten Kommissarien unterworfen seyn und gemäßigte gleiche Steuern durch gegenseitiges Ueberlassenmessen festgesetzt werden. Der Gebrauch von Sanden, welche durch beide Länder gingen, sollte frei seyn, und von den Einwohnern beider unter gleichen Bedingungen gemessen werden. Wege, welche über Brüssel und Einard nach der deutschen Grenze führten, sollten für alle Handelswege geöffnet und nur Zöllen unterworfen seyn, die zu ihrer Unterhaltung dienen; dabei sollte die belgische Regierung das Recht haben, auf Kosten Belgiens einen Weg oder Kanal durch den abgetheilten Raum Einard zu führen. Andere Artikel bestimmten: daß der Hafen von Antwerpen, in Gemäßheit des Pariser Traktats von 1814, bloß ein Handelshafen seyn sollte; ferner sollte Belgien für immer ein neutraler Staat bleiben; ferner sollten Holland und Belgien, bei Regulirung von Meereswegen, die Konventionen des im Jahr 1785 zwischen Deutschland und Holland geschlossenen Traktats folgen; endlich sollten die den Belgiern während der letzten Unruhen wegen politischer Ursachen auferlegten Expropriationen aufgehoben, und Niemand wegen seiner Handlungen politischer Verfaßtheit belästigt werden. Pensionen und Bewilligungen, welche vor dem Ende Oct. 1830 ihrer Befugung gemaßen, sollten von jedem Staat dem Aussprechenden gezahlt werden, wenn diese innerhalb der Territorien geboren wären, aus welchen jeder

Staat häufig bestehen würde. Die Klärung aller der Territorien, welche die Herrschaft veränderten, von dem Truppm ihrer respective Staaten, sollte vierzehn Tage nach Auswechslung der Ratifikationen zwischen Holland und Belgien erfolgen.

Dies waren die vornehmsten Forderungen des Traktats, wodurch die fünf Mächte die vornehmlichen Interessen Hollands und Belgiens zu vertheilen suchten, und welchen sie diesen Staaten mit der hinzugefügten Erklärung verlegten, daß diese Mittel unwiederumlich wären, und als ein Vertrag entweder angenommen, oder verworfen werden müßten; ferner, daß sie die schlüssige Entscheidung der fünf Mächte erhielten, welche ihre Billigung gewähren wollten; endlich, daß, wenn Holland oder Belgien diesen Traktat verwerfen sollte, die Mächte durch alle nur mögliche Mittel den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen beiden Ländern verhindern würden.

Auf den ersten Empfang dieses Traktats machte die belgische Regierung Einwendungen gegen verschiedene Theile desselben, hauptsächlich aber gegen denjenigen, welcher Belgien eine jährliche Zahlung von 8,400,000 Gulden zuschrieb. Doch diese wurden von Leopold und seiner Regierung nicht für hinreichend gehalten, um die Zuträglichkeit einer Annahme des Traktats aufzuwiegen. Demgemäß wurde der Traktat angenommen; und gleichzeitig wurden die fünf Mächte ersucht, dieser Verhandlung dadurch einen förmlichen Charakter zu geben, daß die vier und zwanzig Artikel unter die Condition eines Definitiv-Traktats zwischen den fünf Mächten und dem König von Belgien gestellt würden. Dieser Antrag wurde angenommen. Durch den

hinweggeführte Artikel geschiedlichen die fünf Mächte Belgien die Wiedherstellung der vorangegangenen Artikel. Sie proklamirten Friede und Freundschaft zwischen ihnen einer- und dem König der Belgier andererseits, und bestimmten, daß der Traktat ratifizirt und die Ratifikationen, wo möglich, innerhalb zwei Wochen ausgetauscht werden sollten.

Dem 15. Nov. wurde der Traktat zwischen den fünf Mächten und Belgien unterzeichnet. Doch von Seiten Hollands fanden die Vorschläge dem hartnäckigsten Widerstand. So unerschrocken war der Haß dieser Regierung, daß sie sich sogar verlegte, irgend eine Zusicherung darüber zu geben, daß, nach Ablauf des Waffenstillstandes, welcher mit dem 15. Okt. zu Ende ging, die Feindseligkeiten nicht so gleich wieder anfangen würden; und so augenscheinlich dachte sie auf eine Erneuerung des Krieges, daß es für rathsam gehalten wurde, eine belgische Gesandtschaft an der Wundung der Schelde aufzustellen mit dem Befehl, auf den Fall eines unzeitigen Angriffs von Seiten der Holländer, thätig einzuschreiten. Diese Maßregel blieb nicht ohne Wirkung; denn am 7. Nov. wurde den fünf Mächten angezeigt, daß der König von Holland nicht die Absicht habe, sie den Augenblick die Feindseligkeiten zu beginnen. Dieser unfreiwillige Friedensabkennnisß begünstigte er mit einer Klage, worin er ohne allen Grund ansahm, die Mächte gingen darauf aus, sein allgemeines Recht des Friedens und des Krieges zu beschränken. Er beklagte sich zugleich darüber, daß man abgesehen sei von jener Fälschung des Versteckts von Aachen, wodurch festgestellt war, daß Konventionen von Bevollmächtigten der Staaten, welche das Protokoll unterzeichneten, über Grenzplätze, die sich auf an-

dem Staate bejegen, nur Statt finden sollten auf die Ein-
 ladung dieser Staaten, und zwar mit Theilnahme ihrer
 Bevollmächtigten. Solche Stipulationen waren gerade in
 Erfüllung übergegangen. Die Daywidmthust der fünf
 Räder war gesucht und nicht aufgetragen worden; und
 die Bevollmächtigten des Königs von Holland hatten die
 Aufseherung erhalten, schriftlich mit den andern Bevol-
 mächtigten zu verkehren, und ihre Unterzeichnung hinzu
 fügen. Doch eine schriftliche Mittheilung wurde von
 dem König von Holland für unzureichend gehalten. Er
 verlangte persönliche Gegenwart bei den Konferenzen,
 offenbar vergessend, daß das Protokoll von Aachen, auf
 welches er seine Forderung stützte, nichts weiter forderte,
 als Theilnahme, ohne den Status derselben zu bestimmen.
 Hieraus folgt die Behauptung, „daß, weil die Vereinigung
 Belgien mit Holland beruht worden sei durch des Kö-
 nigs Annahme der acht Artikel vom Juli 1814, die Tren-
 nung gegenwärtig eine ausdrückliche Unterhandlung fer-
 bere — gegenwärtig, wo durch nicht weniger als sechs
 von ihm und seiner Legislative herrührenden Akten die Tren-
 nung der beiden Länder proklamiert war und er erklärt
 hatte, daß er die in jenen Artikeln enthaltenen Forderungen
 nicht ohne fremden Beistand erfüllen könne.“

Die nächste große Klage gegen den Traktat vom 15.
 Okt. war seine angebliche Nicht-Übereinstimmung mit den
 Artikeln, welche dem jüdischen Protokoll anhängt waren.
 Der erste dieser Artikel gab an Holland alles, was die ver-
 einigten Provinzen im Jahr 1790 besaßen; der zweite gab
 an Belgien den ganzen Uebereinst mit Ausnahme von Lu-
 xemburg. Allein in den Territorien der beiden so allgemein

bestimmten Staaten gab es abgesonderte Personen Land, welche dem andern gehören; und diese sollten, dem vierten Artikel zufolge, unter Vermittelung der fünf Mächte so gegen einander ausgetauscht werden, daß beiden Ländern die Vortheile eines zusammenhängenden Besizes und die feste Kommunikation zwischen dem Eldem und den Gläsen, die sich innerhalb ihrer Gräzen befanden, gesichert wäre. Diese gegenseitige Kentnizniß wurde bewirkt durch den Austausch eines Theils von Linding gegen einen Theil von Lypenburg — ein Austausch, nicht in Vorschlag gebracht ohne die erforderliche verbindliche Einwilligung des Königs von Holland, als Großherzog von Lypenburg, und des deutschen Staatenbundes — ein Austausch, welcher an Holland die deutschen Sallaven und die Stadt Mästricht brachte, die es im Jahr 1790 nicht befaß — ein Austausch, wesentlich bestimmt durch den Geist des höchsten Artikels, und von diesem nur darin abweichend, daß Lemmel, welches 1790 zu Holland gehörte, an Belgien vergeben wurde, in Gemüßheit einer von den Bevollmächtigten des Königs von Holland gegebenen Note. Erschehen war dies in einer Deutlichkeit vom 3. Sept. 1831, welche dem drei und vierzigsten Protokoll angehängt war.

Die von dem König von Holland bestimmten Punkte können sogleich unter drei Hauptklassen gebracht werden: die Territorial-Anordnungen; die Kommunikationen zu Wasser und zu Lande; die Theilung der Schuld. Die erste dieser Hauptklassen betreffend, wurde die Theilung Lypenburgs als eine ernstliche Beschwerde hervorgehoben; man leugnete, daß der daran stehende reiche Theil von Linding ein Einsatz desselbe sei; der unwahrscheinliche Fall einer künftigen

Eröffnung des Großherzogthums von Holland wurde so ernstlich aufgefaßt, als ob er bereits eingetreten wäre, und dabei versuchte man eine Parallele zu ziehen zwischen der bayrischen Lage Oesterreichs und Hannover, welche durch Land und Meer von einander getrennt sind, und der von Holland und Preussens, welche nur durch ein bayrisches liegendes Territorium getrennt werden, welches kaum einer mittelmäßig großen Grafschaft Englands gleich zu setzen ist. In Wahrheit, in den Territorial-Anordnungen hatten sich die Mächte nicht Noth nach den von Holland bereits angenommenen Stipulationen bequemt — nicht Noth die Ausföhrungen unter der erforderlichen Autorität des Großherzogs und des deutschen Bundes bewirkt — sondern sie hatten Holland sogar begünstigt, indem sie denselben eine ausgedehnte Größe, die sich in die Besitzungen eines alten Erbprinzen verlor, und eine Kompensation und Kompensations des Territoriums gaben, welche diesen Staat in eine weit vortheilhaftere Stellung brachte, als in irgend einer früheren Periode seiner Geschichte. Eine andere vorzeitliche Besondere war die in Vorschlag gebrachte gleiche Vertheilung der Vortheile zwischen Holland und Belgien hinsichtlich der Schiffung des Rheins und der Schelde; so wie der Vorschlag, daß Holland aufgefordert werden sollte, in Gemeinschaft mit Belgien und unter gleichen Bedingungen, das Einmündungs-Geld und das Ueberwasserhalten des letzten Flusses zu reguliren, und nicht länger im Stande sein nach Willkür und Buchstaben jene Vortheile ausschließlich zu machen, welche es den Belgiern ausgeteilt die Mähte angenommen hatte. Die Frage lautete dahin, daß, wenn die Belgier die Berechtigung erhielten, die Schiffung der

Schelde mit Holland zu reguliren, sie noch glücklicher behandelt würden, als die am Rheine liegenden Staaten durch die Wiener Convention, welche die Verschiffung dieses Flusses regelte; und nachdrücklich wurde verlangt, daß die Regulationen des Rheins, in welchen Holland gleiches Interesse mit den andern Staaten habe, angewendet werden sollten auf die Schelde, auf welcher, obgleich sie zum Theil durch das holländische Territorium fließt, der Handel fast ausschließlich belgisch seyn werde. Die Ungerechtigkeit der letzten Forderung ward um so auffälliger, wenn man sich erinnert, daß die Holländer mit einer Spernung der Schelde gedroht hatten, und daß sie, weit davon entfernt, mit den Belgiern auf gleiche Weise bei der offenen Fahrt nach Antwerpen interessirt zu seyn, nur bei einer Versäufung desselben ihren Vortheil fanden und diesen Hafen mit Scheldesucht nur als den Handels-Nebenbuhler Ansehen betrachteten.

Ein anderes Beispiel von dem belästigenden und feindseligen Geiste, welcher den holländischen Staatsrath trieb, waren die Einwendungen, welche er gegen das Recht der Belgier, auf der Schelde zu fischen, machte: ein Recht, dessen Entziehung vielen tausend Armen Antwerpens den einzigen Subsistenz-Mittel beraubt haben würde. Gleich unverschämlich waren die Einwände, welche vorgebracht wurden gegen den Vorschlag, den Belgiern die Nieder durch Handels-Transite durch Mästricht und Cateau in der Bildung einer Straße durch den letzten Canton bis zur Gdünze Deutschlands zu gestatten. Dies war ein Vorschlag, welcher den Holländern keine Ausgabe verursachte — ihnen keine Gefahr drohete — das souveräne Recht nicht beeinträ-

nichtigte, mit einem Wort, seinen Nachtheil in sich schloß, es sei denn in der Meinung denn, welche alles als nachtheilig für Holland betrachteten, was auf irgend eine Weise zur Wohlfahrt Belgiens beitragen konnte. Die Gerichtigkeit der Handelsstraße, welche durch Mästricht gehen sollte, war nichts weiter, als was in Lille, Mech, Malin, Koblenz, Jülich, Straßburg, Magdeburg, Erfurt und mehreren andern Ortsgesessungen wirklich vorhanden war. Der Boden, über welchen Holland den Belgiern seine Straße gestatten wollte, war nicht ein Theil des alten holländischen Territoriums; er war ein Theil Belgiens, der jetzt zuerst an Holland abgetrennt werden sollte. Die schädliche Straße war gar nicht lang und ging keinesweges durch den Mittelpunkt des Königreichs; sie war vielmehr kurz und durchschritt nur einen Winkel. Sie war kein unthätig, von der Berechtigten nicht unversägter Anspruch; sie war vielmehr eine Kasergel, ohne welche die Territorial-Anordnungen des Traktats vom 15. Okt. mit der küssen Ungerechtigkeit gegen Belgien würden belastet werden sein. Durch jenen Traktat wurde in Vorschlag gebracht, Holland die frühe anzuweisen, welche ehemals zu Belgien gehört hatten und mit der deutschen Grenze in Berührung standen. Belgien dieser Kommunikations-Weg mit Deutschland bezaubten und ihm nicht einmal den Ersatz eines modifizierten Transporthoches gewähren, würde eine starke Benachtheiligung in sich geschlossen haben; noch mehr, es würde eine Verletzung der Grundsätze gewesen sein, welche Holland angenommen hatte: eine Verletzung des Protokolls vom Jan. 1831, welches, von der holländischen Regierung angenommen, erklärt, es sei unfehlbar für die Erhaltung

des europäischen Gleichgewichts und zur Erfüllung der Absichten, von welchen die fünf Mächte geleitet wurden, daß Belgien, während und beendend, in seiner neuen Art politischen Daseins die Hilfsquellen antreffe, denen es zur Aufrechterhaltung desselben bedürfe.¹⁷ Erklärungen, wie diese, mit der einen Hand geben und mit der andern die Hand belohnen! Belgien lähmen und es der Hilfsquellen berauben, wäre es für sein Bestehen bedarf, hätte nicht anders bezeichnet werden können, als durch grobe Verletzung aller Grundsätze der Gerechtigkeit. Die Staatsbankrott anlangend, ließ sich Holland zwar die vorgeschlagene Theilung gefallen, dabei verlangte es jedoch, daß sie unter der Gewährleistung der fünf Mächte abgeschlossen werden möchte: eine Copulation, welche nicht in dem jenseitigen Protokoll enthalten war. Holland verlangte auch das Recht, sich der Abtragung der belgischen Verbindlichkeiten zu widersetzen; es führte, zur Unterstützung dieses Rechts, den Barriere-Traktat an, der, weil er beim Frieden nicht erneuert worden war, seine verbindende Kraft eingebüßt hatte; es führte auch die acht Artikel vom 21. Juli 1814 an, welche durch die Akten und Erklärungen des Königs von Holland bekräftigt waren. Ungemein unverantwortlich war überdies ein Einwand Hollands gegen die Abtragung dieser Verbindungen. Folgien, mit einer von den fünf großen Mächten Europas geschloffenen Neutralität, wurde zu einem Zoll, weil, dessen Unterhaltung, hierzu sehr ungleich ihren Beitrag zu leisten, Holland nicht kostete, aber, auf der andern Seite, darauf abgewandt, es von dem Druck einer ungebehaltenen Willkür-Einrichtung zu befreien. Nahe verwandt dem belästigenden und unlenighistorischen Geiste, der in an-

deren Punkten und Nicht getreten war, war das Defect zur Aufrechterhaltung eines Systems, das, ohne Holland zu nützen, Belgien eben so schmerzen, als unnütze Ausgaben aufsetzte.

Es verhielt es sich mit den Hauptintentionen, welche im Dec. 1831 von Holland gemacht wurden. Ihrem Zweck versahen sie, sofern es darauf ankam, darzuthun, daß die vier und zwanzig Artikel nicht den Einfluss ständen mit dem Geiste der Artikel des politischen Protocols. Die Antwort der Kaiserin wies diesen Einfluss nach und stellte die Intention des Königs von Holland ins Licht. Ähnlich hatte er erklärt, daß er die Waffen zu keinem andern Ende gegen Belgien ergreife, als um billige Trennungsbedingungen zu erhalten, und daß er sie niederlegen werde, sobald der König von Belgien die in dem politischen Protocol enthaltenen Bedingungen hinsichtlich des Territoriums angenommen hätte. Der König von Belgien hatte jetzt einen, jedem Protocol genau entsprechenden Traktat unterzeichnet, und dadurch nicht bloß die auf das Territorium bezüglichen Bedingungen, sondern auch diejenigen angenommen, die sich auf die Finanzen bezogen.

Am 30. Jan. 1832 legte der König von Holland den fünf Mächten den Entwurf zu einem Traktat vor, welcher, seiner Versicherung nach, gemacht war dans la vue de concilier autant que possible les vœux et les intérêts de tous; und damit verband er die Hoffnung, „que l'adoption des differens articles, qu'elle contient, puisse bientôt terminer les difficultés et contribuer au ralliement de la paix générale. Nach solchen Versicherungen ist man nicht wenig abtrübselt in diesen longiliteren

ischen Entwurf zu einem Traktat eine Wiederholung aller der Hauptpunkte zu finden, auf welchen der König von Holland in seiner Gegenerklärung vom 4. Dez. bestand: Punkte, welche die fünf Mächte in ihrer Antwort für unzulässig erklärt hatten. Zugleich ist es seltsam, zu bemerken, wie geistlos alle Anspielungen auf die gegenwärtige und in die Zukunft sichende Epistel eines Königs von Belgien verstanden werden. Daß ein solcher Entwurf in dem aufrichtigen Glauben, er werde angenommen werden, vorgelegt und demjenigen substituiert worden sei, welcher für Vorgesetzter eines förmlichen, von dem König der Belgier bereits unterzeichneten Vertrages gemacht war — daß er in der aufrichtigen Erwartung, die darin ausgesprochenen Zwecke würden erreicht werden, angenommen worden: dies ist ein Satz, den selbst die geringste Leichtgläubigkeit wagen kaum sichig seyn würde. Daß der König von Holland, welcher das größte Prestige so bereitwillig annahm, jetzt der Annahme eines Traktats, der kaum so ähnlich war, so heftigartig widerstand, möchte einigen seltsam vorkommen, und auf dem ersten Anblick zu dem Glauben verführen, es habe ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Statt gefunden. Wir haben zu uns selbst das Vertrauen, nachgewiesen zu haben, daß nichts vorhanden ist, was zu dieser Ansicht nöthig; allein wir müssen hinzusetzen, daß es einen Zustand giebt, der, für den König von Holland, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem vier und zwanzig Artikeln und dem größten Prestige konstituierte. Jene waren bei weitem nicht so unbestimmt, wie diese. Sie sind viel klarer und bieten der Epistelgültigkeit und der Ausfücht weniger Gelegenheit dar. Die
welche

welche der Meinung sind, der König von Holland habe sich durch die rasche Annahme der Artikel des protestanten Protokolls ein Verdienst erworben, müge eine Untersuchung darüber anstellen, wie diese Artikel ausgedrückt waren, und Verwunderung und Verdienst werden in einem nicht geringen Grade vermindert werden. Es ist zu befürchten, daß sie der Schöpfung unmaßgeblicher Verzögerungen wenig Hindernisse dargeboten haben würden; doch hätten sie dem proßaischen Geiste des kaiserlichen Fürsten, welcher seine hemmende Kraft als Partei bei der Central-Kommission zu Mainz bereits an den Tag gelegt hatte, eine willkommene Verschärfung gegeben. In dieser Kommission der Bevollmächtigten der acht Ufer-Staaten, welche bei der Rheinschiffahrt betheiligt waren — eine Kommission, die zu sammengetreten war, um eine anscheinend einfache Exekution des Wiener Traktats auf diesen Fluß anzuwenden — wurden die Unterhandlungen mitriß der ermüdenden Opposition des Königs von Holland durch viele Jahre hingezogen; und wird man es glauben, daß sie nicht weniger als 512 Protokolle ins Leben gerufen haben?

In dem letzten Artikel des den 15. Dec. 1831 unterzeichneten Traktats zwischen den fünf Mächten und Belgien war festgesetzt worden, daß er ratifizirt und daß die Ratifikationen innerhalb jeder Monate ausgetauscht werden sollten. Den 11. Januar wurde dieser Termin ausgedehnt bis zum 31. desselben Monats, und um diese Zeit wurde der Traktat ratifizirt von den Bevollmächtigten Großbritanniens, Frankreichs und Belgien; doch Besche zu einem gleichen Verfahren langten nicht von den kaiserlichen, Oesterreichs und Preussens an. Es versprochen noch andere

zwei Monate, und von diesen drei Jösen wurde kein Beschl. zur Ratifikation angekündigt. Es wurde es zur Sache Englands und Frankreichs, anfragen: was denn die Ursache dieser bisher unantworteten Verögerung sei? Jetzt kam an den Tag, „daß der Beweggrund der drei Mächte bei Verögerung der Auswechslung der Ratifikationen kein anderer gewesen war, als mittlerweile im Haag ihren ganzen Einfluß anzuwenden, um die holländische Regierung zur Annahme der vier und zwanzig Artikel vom 15. Okt. zu bewegen;“ und „daß die Resultate dieser Maßregeln noch sehr neu wären, als daß die drei Mächte ihren Veto- und Vorschlag in Händen definitive Beschl. hätten übermachen können.“ Am 18. April wurden die Ratifikationen Oesterreichs und Preussens angekündigt und ausgewechselt. Sie waren begleitet von einer beigefügten Erklärung ausdrücklichen Vorbehalts der Mächte des deutschen Staatenbundes, hinsichtlich der Wahrung und Ausübung des Erstgebogensrechts Luxemburg, und von zwei andern besondern Erklärungen. Die österreichische lautet, wie folgt: „En ratifiant le Traité du 15 Nov. 1831, et prenant en considération la nécessité d'une négociation ultérieure entre le gouvernement de sa Majesté le Roi des Pays-Bas, et celui du Royaume de la Belgique pour la conclusion d'un traité comprenant les 34 articles arrêtés le 15 Oct., avec les modifications que les cinq Puissances auront jugées admissibles, Sa Majesté Impériale propose de déclarer et déclare pour sa part: que les arrangements stipulés de gré à gré entre les deux Hautes parties, sous les auspices de la Conférence, auront la même force et valeur que les articles du

traité du 15 Nov. et seront également confirmés et ratifiés par les Cours signataires de ce traité. Die Konferenz Preussens drückt den Wunsch aus, daß die Mächte solche Ratifikationen zu Gunsten Hollands in Betracht nehmen möchten, als sich ausführen ließen, sans porter atteinte à la substance des 24 articles, und welche, wenn die Konferenz darin einverstanden wäre und die König von Belgien in ihrer Annahme willigte, die Form erlöschender und ergleyender Artikel annehmen und dieselbe Kraft und Gültigkeit der übrigen erhalten könnten. Am 10. Mai wurde der Traktat zuletzt auch von Rußland ratifizirt mit einer Erklärung, welche, dem acht und fünfzigsten Artikel einverleibt, dahin lautet, daß die definitiven Vereinbarungen zwischen Holland und Belgien ein arrangement de gré à gré seyn sollten.

Als auf diese Weise die Ratifikationen vollständig waren, erklärten die fünf Mächte gemeinschaftlich, daß sie, tren dem Prinzipien, von welchen sie bisher geleitet werden, und den Traktat vom 15. Okt. als die unveränderliche Basis der Trennung, Unabhängigkeit, Neutralität und Territorial-Ausdehnung Belgiens betrachtend, sich bemühen würden ein Definitiv-Übereinkommen zwischen den Königen von Holland und von Belgien zu Stande zu bringen; und durch Verhandlungen gegenseitiger Altkommunikationen zwischen beiden Theilen alle Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich der Vollziehung des oben gedachten Traktats entgegen stellen könnten. Sie widerhielten auch ihren Entschluß, durch alle, in ihrer Gewalt stehende Mittel der Vermittlung des Kampfs zu begegnen.

Von dem König von Holland wurden der Konferenz

in Antwort auf ihre Einladung vom 5. Mai neue Vorschläge vorgelegt; doch diese Vorschläge gaben nur einen neuen Beweis unangenehmer Halsstarrigkeit. Sie waren identisch mit denen vom 30. Jan., welche bereits für unzulässig erklärt waren. Gleichwohl war die Schuld der Konferenz noch immer nicht erschöpft; und um keine Gelegenheit, ein Uebereinkommen zu bewirken, unbenuzt vorbeigehen zu lassen, sagte sie im Jan. bei der holländischen Regierung an, ob sie, im Falle, daß die Belgier einwilligten, einen Traktat annehmen wolle, welcher von den dort und gegenwärtig Vertheilern vom 31. Okt. 1831 ein und gegenwärtig belobte, verspricht, daß drei — namentlich der neunte, der elfte und der dreizehnte, welche sich auf der Verschiffung der Schuld, die Steuern durch Wäferste und Güter und die Staatsschuld bezogen — für zukünftige Unterhandlungen aufbewahrt bleiben. Die Holländer weigerten sich, und die Belgier themselves drangen auf die Vollziehung des Traktats vom Nov., und verlangten, daß ehe sie aufgehoben würden, wegen Modifikationen zu unterhandeln, die Zitadelle von Antwerpen in ihren Besitz gestellt werden möchte.

Endlich trat der Zeitpunkt ein, wo, um das Verfahren der Konferenz von dem Vorwurf der Nichtigkeit zu befreien, es notwendig wurde, zu solchen Zwangsmaßregeln zu greifen, welche Englands Ulma-Lecker „den holländischen Krieg“ benannt haben. Krieg! Wir wissen nicht, ob dieses furchterliche Wort, bei dieser Gelegenheit mit mehr Unnützigkeit oder Unredlichkeit gebraucht werden ist; allein es ist oft gebraucht worden und hat in vielen wohlmeinenden und halb unterrichteten Personen falsche Begriffe und unnütze Befürchtung hervorgerufen. Wir sagen ihnen, daß das Wort

seiner Anwendung läßt. Wir sind also nicht in Krieg mit Holland. Einem förmlichen Kriege muß eine Erklärung vorangehen. Wo ist die Erklärung in dem gegenwärtigen Falle? Ließt sie sich auffinden in der Konvention vom 22. Okt. zwischen England und Frankreich? oder in der Kabinetts-Ordnre vom 7. Dec., die, indem sie ein Embargo auf holländische Kauffahrer legte und zu deren Vorentscheidung berichtigte, zugleich gebot, „daß die größte Sorgfalt getragen werden soll für alle und jede Ladung am Bord dieser Schiffe und Fahrzeuge, so daß keine Verschädigung oder Verunreinigung zu ertragen seien?“ Dies sieht nicht aus wie Krieg. Der Krieg kennt solche Sorgen nicht. Die von Frankreich angewendeten Zwangsmaßregeln hatten einen besondern Zweck, welcher mit Beschränkung der Mittel verbunden war. Der Zweck war nicht, Krieg zu führen mit Holland, nicht, das holländische Gebiet zu verheeren, wohl aber, getriebne holländische Truppen aus einer Fassung zu werfen, welche innerhalb der belgischen Grenze lag: einer Ordnung, die durch einen förmlichen Traktat den Belgiern von den fünf Mächten zugesprochen war, welche der König von Holland selbst durch seine Annahme der Krone des römischen Reichs zugesprochen hatte, und welche er, in seiner späteren Forderung, als ein ihm zuständiges Recht in Anspruch nahm. Wir (Engländer) befinden uns gegenwärtig (am Schlusse des Jahres 1833) eben so wenig in Krieg mit Holland, als vor zwölf Monaten, wo wir schonen Gewalt gebrauchen zu wollen. Der Zweck der gebrauchten Zwangsmittel war — Frieden, wie zuvor. Und mit voller Wahrheit sagt der König der Belgier am 13. Dec. in seiner Thronrede: „die Mächte hätten bewie-

ten, daß sie, durch eine noch längere Enthaltung von Zwangsmaßregeln, Belgien in die Nothwendigkeit versetzt haben würden, sich selbst Noth zu verschaffen; sie hätten es aber nicht zu einem allgemeinen Krieg kommen lassen wollen.“ Er sagte dann: „anlangen wird ein französisches Oer, ehe der Ruhe Europa's Abbruch zu thun, nur um zu beweisen, daß gegebene Gewährleistungen nicht eitle Worte sind.“

Das bei Antwerpen vergossene Blut ist höchlich zu beklagen. Doch auf wem lastet die Verantwortung? Am wenigsten auf England und Frankreich, den Uebem der Convention vom letzten October. In dem Versöhnungs-Worte ist England immer mit seinem Beispiel vorgegangen. Am 24. Sept. wurde von Lord Palmerston der Entwurf eines Traktats vorgelegt, in welchem man sich den Wünschen der holländischen Regierung zu nähern verlangte. Befriedigt waren alle die Einwendungen, welche sie in ihrer Denkschrift vom 14. Dec. gegen den Artikel gemacht hatte, der sich auf die Beschliffung der Schelde bezog; mit Still-schweigen übergangen die gemeinsame Rücksicht auf das Vollsengeld und das Ueberraschhalten, die Nothwendigkeit eines gegenseitigen Uebereinkommens bei Feststellung der Schifffahrt, so wie jene Ausdrücke, welche die holländische Eifersucht beunruhigten, so fern es schien, als werde das Recht der holländischen Unterthanen, auf ihrem eignen Gewässer zu fahren, abhängig gemacht von einem Traktat; angenommen die holländische Abfassung des Artikels, der sich auf Ausrothung bezog; aufgegeben das dem Belgien bewilligte Recht, einen Kanal oder eine Eisenbahn durch Eindhoven anzulegen. Es lauteten die Zugeständnisse, welche der belgische Bevollmächtigte, um des Friedens willen,

den Krieg von Holland zu machen vorschlag. Der Versöhnungs-Entwurf blieb ohne Wirkung. Demgemäß wurde am 1sten October von dem britischen und dem französischen Bevollmächtigten eine Erklärung im Vorschlag gebracht, nach welcher, „wenn die Städte von Antwerpen und sämtliche übrige Plätze innerhalb des belgischen Schind nicht am 15. Oct. von den holländischen Truppen geräumt wären, man den Belgiern das Recht garantiren wolle, für jede Woche verpagter Klammung eine Million Gulden von den Rückständen der Schuld bis zum 1. Jan. 1832, so wie später von demjenigen Theile der Schuld, welche Belgien garantirt wäre, abzuziehen.“ Diesem Vorschlage traten die drei anderen Mächte nicht bei; und sind mir gehörig unterrichtet, so waren Oesterreich und Preussen allerdings zum Schritte geneigt, doch, indem Rußland widerstand, erhielt es ihrer Mitwirkung. Noch länger zu temporisiren würde unnothig gewesen seyn. Die oben erwähnte Konvention wurde von England und von Frankreich ins Werk gerichtet, und bald darauf die Zusammenkunft der Konfirmirung suspendirt. Die hierauf erfolgenden Begebenheiten sind der ganzen Welt bekannt.

Nachschrift des Herausgebers.

Welchen Werth man auch auf den vorstehenden Aufsatz legen mag: so muß man doch bekennen, daß er das in Rede stehende Phänomen — die Trennung Belgiens von Holland — nicht vollständig erklärt.

Was, vor allen Dingen, aus der Acht gelassen ist, besteht, unserer Meinung nach, darin, daß die Vereinigung

zu einer Zeit befreit wurde, wo die Idee eines Glücklichseins der politischen Macht noch nichts von ihrer Stärke verloren hatte, und sogar zu triumphiren schien. Waffen zu bilden, welche Frankreich im Zaum halten konnten: dies war die einzige Aufgabe, die man sich im Jahr 1814 stellte; und da Belgien nicht wohl zu Oesterreich geschlagen werden konnte, so schlug man es zu Holland mit der Erwartung, daß die Konfignität beider Länder für die Bildung einer bedeutenden Macht hinreichen werde.

Die Beschaffenheit der Elemente, wodurch eine Vereinigung bewirkt werden sollte, kam entweder gar nicht, oder nur auf eine untergeordnete Weise in Betracht. So wurde denn auch der Widerspruch übersehen, worin Katholizismus und Protestantismus mit einander liegen. Das katholische Belgien — dies war die Voraussetzung — wurde zu den konstitutionellen Ideen, welche Hollands Regierungsforn bestimmt hatten, eben so gut passen, wie jedes andere Land, das Fortschritte in der Zivilisation gemacht hat. Vergessen aber war hierbei, daß die geltende Lehre immer nur als Quelle der Sympathie betrachtet werden kann, und daß da, wo diese Quelle getrübt wird — dies geschieht auf welche Weise es wolle — Feindschaft und Prolettracht unfehlbar eintreten.

Die Verfassungs-Urkunde war ursprünglich nur für Holland entworfen; dies beweisen alle die Bestimmungen, in welchen es darauf abgesehen ist, das Monarchische mit dem Antimonarchischen, welches ehemals in den vereinigten Provinzen vorherrschte hatte, so auszugleichen, daß die konstitutionelle Monarchie zum Vorschein käme. Aus dies-

sein Gemüthe nun paßte die Verfassungs-Urkunde weniger für Belgien. Inßßig sogar war das letzte Kapitel derselben, in welchem von dem Kultus die Rede ist. „Die Freiheit der religiösen Meinungen“ — so lautet der erste Paragraph — „ist Allen garantirt, und gleicher Schutz allen religiösen Gemeinden im Königreich bewilligt;“ und unmittelbar darauf wird im zweiten Paragraph gesagt „daß alle Unterthanen des Königs, ohne Unterschied des kirchlichen Glaubens, dieselben bürgerlichen und politischen Rechte genießen, und zu allen und jedem Wärden fähig seyn sollten.“ Die katholischen Belgier sahen in diesen Erklärungen nichts weiter, als einen Akt der Grobfauch, welche Duldung üben will; je weniger sie aber bloße Gegenstände der Duldung werden mochten, desto bestimmter erklärte sich die Mehrzahl der zusammengerufenen Notabeln gegen die Verfassungs-Urkunde, so, daß diese durch ein Wund aufgedrungen werden mußte, das sich schwerlich anders nachsichtigen läßt, als durch eine gebirende Nothwendigkeit.

Die Folgen blieben nicht aus; und der Antagonismus der Belgier trat in das hellste Licht, als der Erzbischof von Osnabrück bekannt machte, daß er es für sündlich halte, einen protestantischen Fürsten (den König von Holland und Belgien) in das Heiligtum einzuschließen, welches katholische Priester in dem Augenblick zu sprechen pflegen, wo, nach dem Begriff ihrer Kirche, die Verurtheilung des Brodes vor sich geht. Wer erinnert sich nicht der standhaften Weisungen dieser Bekennensmachung? In Wahrheit, diese ist als der Anfang der belgischen Opposition gegen Holland zu be-

trachten: einer Opposition, welche keine Form verschmähte, worin sie sich offenbaren konnte, bis sie im Jahre 1830 förmlich die Gestalt einer Rebellion annahm.

Sendhet wurde der ursprüngliche Antagonismus allerdings durch alle die Verleugungen, welche die Belgier sich um Holland's willen in ihrem materiellen Interesse gefallen lassen mußten. Die holländische Staatsschuld konnte nicht eine gemeinschaftliche werden, ohne die Belgier Auslagerungen zu unterwerfen, die sie zu verabscheuen so viel Ursache hatten. Wer möchte das Bedrückende der Wahl- und der Schlags-Steuer, so wie beide in Belgien eingeführt waren, bestreiten? wer schließlich nicht zugestehen, daß gegen Holland eine Abneigung unterhalten wurde, die nur allzu leicht in Erbitterung und National-Haß übergehen konnte? Hierin kam die Verschiedenheit der Sprachen, und das allerdings gewaltsame Mittel, welches die Regierung anwandte, um diesen Uebelstand fortzuschaffen, der sich am auffallendsten in den Versammlungen der Generalstaaten ausdrückte.

Was jedoch ganz vorzüglich im Anschlag gebracht sein will, wenn es eine Erklärung dessen gilt, was seit dem Aug. 1830 zu einer Trennung geführt hat, ist die Verfassung-Urkunde in denselben Bestimmungen, welche, wie sie auch angewendet werden möchten, nur Widerspruch und Oppositions-Geist herbeiführen konnten. In dem dritten Kapitel dieser Urkunde, welches von den Generalstaaten handelt, wird erklärt, daß die Sitzungen der zweiten Kammer öffentlich sein. Nun wohl! doch zu einer öffentlichen Besprechung gehört die Versessenheit, weil es kein anderes Mittel giebt, um Dreyheit im Zusammenhang mit demje-

nigen zu erhalten, die das Vertrauen zu ihnen gefaßt haben, daß sie als Gesetzgeber nützliche Dienste leisten können. Demgemäß gestattete die Verfassungsurkunde die Pressefreiheit in einem Artikel, welcher folgendermaßen abgefaßt wurde: „Da die Presse das zweckmäßigste Mittel ist, Auffklärung zu verbreiten; so kann Jeder sich derselben bedienen, um seine Gedanken mitzutheilen, ohne eine vorgängige Erlaubniß nöthig zu haben.“ Zwar wird hinzugefügt, „daß Verfasser, Drucker, Herausgeber oder Vertheiler verantwortlich sind für Schriften, welche die Rechte der Gesellschaft oder eines Individuums verletzen;“ allein, wie konnte hierin jemals ein Abschreckungs- oder auch nur ein Warnungsmittel enthalten seyn, da die Rechte, sowohl der Gesellschaft als der Individuen, der allermännichstalligsten Auslegung unterliegen? Auf Folgen übertragen, konnte die bewilligte Pressefreiheit immer nur zu einem Angestimmittel gegen Holland werden; und wirklich ist die Lerna-
 ung brüder Staaten am schönsten durch das herbeigeführt worden, was in seinem Ursprunge, d. h. in dem Gesetze, das die Pressefreiheit bewilligte, ganz unprentig als ein Vereinigungsmittel gedacht und berechnet war. Woan aber lag der Grund dieses Mißriß? Zwar war nicht wehrnlich, so lag hier nur darin, daß man eine öffentliche Gesetzgebung als eine Wohlthat betrachtet hatte, der nichts gleich käme, während das Gegentheil davon erwiesen ist für Jenen, der über die Schrecken der Wahrheit gater Gesetze nachgedacht hat. Fehlgriße dieser Art lassen sich unter gewissen Umständen schwerlich vermeiden; daraus folgt jedoch keinesweges, daß die natürlichen Wirkungen dieser Fehlgriße ausbleiben sollen. In dem Verhältniß

Holland zu Belgien war nicht gefährlicher, als die in der Konföderations-Urkunde bewilligte Pressefreiheit; auch hat der Erfolg bewiesen, daß sie nur als Korrespondenz-Mittel gewirkt und als solches alle Hände geübt hat, welche beide Staaten vereinigten: Hände, welche meistens von einer solchen Verschaffenheit waren, daß sie lange hinein verfaßten konnten. Denn daß Holland wesentlich ein Handelsstaat, Belgien hingegen ein Agrar- und Manufaktur-Staat war, bildete so wenig ein Hinderniß der Vereinigung, daß man darin nur ein Hinderungs-mittel wahrnehmen kann.

Wir glauben mit Gewissenshaftigkeit alles angegeben zu haben, was damit gerathigt hat, daß Belgien, wäre es auch nur für die nächste Zukunft, von Holland getrennt worden ist.

Entsteht nun die Frage, welchen Antheil die holländische Regierung, und namentlich die Person Wilhelms des Ersten, an diesem Resultat hat: so ist nicht leicht, als diesem Könige alle Schuld beizumessen, weil der Erfolg nicht für ihn spricht. Wenn trägt man, indem man also verfährt, noch etwas mehr zur Schau, als jene Parteilichkeit, welche ganz unfehlbar entsteht, so est man als Richter es vorabzusehen, sich in die Lage des Verschuldigten zu versetzen, und sich mit den Bedingungen seiner Wirtshaft bekannt zu machen?

Daß Wilhelm der Erste den guten Willen gehabt habe, seinen aus den verschiedenartigsten Verfassungen zusammengesetzten Königreiche den höchsten Grad von Einheit zu geben, verträgt sich mit keinem Zweifel; denn alles, was er, als König der Niederlande, jemals gelten konnte, war nur auf diesem Wege zu gewinnen. Versteht man sich

aber in seine Lage: so begreift man auf der Stelle, daß das von ihm übernommene Werk heilsaliger Art war.

Die Aufgabe war keine andere, als die Erbgüter dahin zu bringen, daß sie — man gestatte uns diesen einfachen Ausdruck — Niederländer würden. Dazu war vor allem Dingen erforderlich, daß sie aufhörten, jene blinde Verehrung für ihre Priester zu haben, die ihnen in den drei letzten Jahrhunderten eingegetrieben ist, und die nur als das Resultat der Organisation betrachtet werden kann, welche Philipp der Zweite ihrem Lande gab, als er im Herzogthum Burgund die Zahl der Bischöfe auf siebenzehne vermehrte und diesen Bischöfen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in dem Primat von Mecheln gab.

Doch wie dies bewirken? und wie es in so kurzer Zeit bewirken, daß der Erfolg sichtbar würde?

Nachdem man kann dem König der Niederlande nicht den Vorwurf machen, daß er gewalttham verfahren sei. Um zum Ziele zu gelangen, schickte er die hohe Schule zu Löwen wieder her, und errichtete auf derselben ein philosophisches Kollegium, das die Bestimmung hatte, bessere Volkslehrer zu erziehen: ein vergeblicher Versuch, weil das, was dem Katholicismus wirklich Abbruch thut, gegenwärtig von einer solchen Beschaffenheit ist, daß es leicht erkannt und gehemmt werden kann. Wilhelm der Erste wanderte sich nunmehr nach Rom, um in Unterhandlungen mit der römischen Curie Verhandlungen zu gemessen, die ihn auf keinem andern Wege zu Theil werden konnten. Nun beachte der Graf von Schied, welchem diese Unterhandlungen übertragen waren, zwar das Concordat von 1827 zu Grunde; allein die einzige Folge davon war, daß die Regierung mit sich selbst im

Widerstand geriet, indem sie einen Vertrag einging, den sie nicht halten konnte, ohne sich durch ihn in die bedrückliche Alternative zu begeben, entweder über und des Landes Interessen preis zu geben, oder einen Theil des Zugestandenem zurückzunehmen, und so wert- und vertragsbrüchig zu werden. Selbst unter diesen Umständen etwas Anderes übrig, als die große Angelegenheit, um welche es sich handelte, dem stillen Fluß der Zeit zu überlassen, welcher Lehren und Weisheiten verleiht? Was läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß Wilhelm der Erste einer andern Maszine gefolgt sei, selbst in den Fällen, wo ein vorwegener Liberalismus die katholische Kirche zu einem Tollwuth für seine verrätherische Angriffe machte?

Man lege sich die Frage vor, was aus dem Königreich der Niederlande geworden seyn würde, wenn Trüffel der Mittelpunkt der Regierung geworden, und diese Regierung so katholisch gesinnt gewesen wäre, wie das Interesse der heiligen Priesterchaft es forderte? Diese Frage ist, glauben wir, leicht beantwortet; es würden alsdann die entgegengesetzten Erscheinungen eintreten seyn, und Holland würde sich von Belgien noch weit früher losgerissen haben, als dieses dahin gelangt ist, sich von jenem zu trennen. In der That, es kann nur als nothwendig betrachtet werden, daß Belgien von dem Haag aus regiert wurde. Was in diesem Verhältniß, vermöge der größeren Verdickung Belgiens, verstand war, wurde dadurch ausgeglichen, daß die General-Staaten sich abwechselnd im Haag und in Brüssel versammelten, und daß der Kronprinz der Niederlande seinen bleibenden Wohnsitz in Brüssel aufschlug. In diesem Maßregeln lag der vollständigste Beweis, daß

Wilhelm der Erste nichts weniger beabsichtigte, als Belgien zu mißbrauchen, oder als eine holländische Kolonie zu benutzen. In der Vereinigung beider Staaten war nichts verheißhafter, als daß den Holländern fehle, was die Belgier hätten, und daß wiederum diesen fehle, was dem Vortug jeher ausmache: denn hiernach wurde eine gegenseitige Unterstützung notwendig, bei welcher beide nur gewinnen konnten. Wenn man es genauer untersucht, so würde sich auch finden, daß die Belgier, ihre materiellen Interessen anlangend, in keiner Periode ihres Bestandes besser daran gewesen sind, als während der sunstschmerzlichen Vertheilung ihres Landes mit Holland. Dies wurde von allen Verständigen tief empfunden; und wenn die De Putter, Dauphinau, Tielmanns u. c. es nicht empfanden, so konnte dies nur daher rühren, daß ihnen alle die Kenntnisse abgingen, deren es bedarf, um — Revolutionen zu verabsichtigen.

Nur die Wahrheit erinnere aus dem Munde desjenigen, welcher bald nach vollendeter Festsagung aufrief:

„Wir bildeten ein Volk von mehr als sechs Millionen Einwohnern; jetzt sind wir auf weniger als zwei Drittel zurückgebracht. Vierzehn Millionen Insulaner lebten von den Erzeugnissen unsrer Bodens und unsrer Gewerkschaft; jetzt haben wir diesen Absatz verloren. Wir hatten eine Miliz, und eine Handelsflotte; jetzt haben wir weder die eine noch die andere. Wir hatten ein Schwert in die Waagschale der europäischen Interessen zu legen; es ist zerbrochen. Wir hatten zahlreiche Festungen; man wird sie schließen. Wir waren aktiv; man hat uns neutral gemacht. Wir hatten Verbündete; jetzt haben wir Feinde. Wir selbst betrieben unsere Angelegenheiten; jetzt betreibt

man sie für uns. Unser Grundeigenthum hatte den doppelten Werth erreicht; es ist wieder auf seinen ehemaligen Werth zurückgewichen. Antwerpen erballte mit Ausserdum; jetzt ist es nur der Schatten seiner selbst. Oben beschäftigte 20,000 Arbeiter, die es blühend machten; es ernährt jetzt 20,000 Bettler, die es zu Grunde richten. Triest selbst Häuser fanden keinem Mieter offen; jetzt suchen und erwarten sie ihn. Wir hatten ein schlechtes Finanz-System; jetzt haben wir gar kein mehr. Wir hatten schwere Abgaben, die wir ertrugen; wir haben deren leichtere, die uns erdrücken. Die Patente waren theuer, aber die Kaufleute lebten; jene sind um die Hälfte herabgesetzt, und diese sterben vor Hunger. Unser Eisen, unser Salt, unsere Seide, unsere Kohlen u. s. w. gingen nach Holland; sie gehen nicht mehr dahin. Auf gleiche Weise sind unsere intellectuellen und moralischen Interessen verkümmert. Einige leichter Mängel abgesehen, hatten wir das liberalste System des öffentlichen Unterrichts in Europa; es ist vernichtet. Das verheerete Monopol gestattete Jedem, der sich den Gesetzen unterwarf, das Lehramt; die geordnete und beschränkte Freiheit gestattete es nur den Priestern. Die Freiheit der Kulte führte die Schließung der protestantischen Tempel, und die Freiheit der Presse die Verfolgung der Journalisten herbei. Die Censurlosigkeit hing von der Regierung ab; jetzt ist es umgekehrt. Die Kirche war im Schwand; der Staat wird sich bald in der Kirche befinden. Wir hatten Seminare und Collegien; wir haben nur noch die ersten. Drei Universitäten, Central-Punkte der Aufklärung, erkrankten die verschiedenen Theile des Königreichs; jetzt sind diese Herde des Lichts beraubt. Die

Künste

Ränge erhielten Aufmerksamkeit; sie sind verlassen. Die Erbkönige waren in Ehren; man hat sie auf die Seite geschoben. Die Lehrsätze waren für die Meister bestimmt; jetzt sind sie für die Schüler da. Wären die Fehler und Eitelkeiten, die sie bezeichnen, auch nur momentan und die notwendige Wirkung der Umstände; so verdienen sie doch besondere Aufmerksamkeit. Wir appelliren daher an das Urtheil der Philosophen, der wahrhaft Edelmänner, und der würdigen Vertreter des Volks.¹¹

Wer ehrt in dieser Stimme eines Belgiers nicht die der gesunden Grundhaltung und der wahren Philanthropie? Was aus Belgien werden, d. h. wie weit es in der Zivilisation zurückgehen kann, wenn seine Trennung von Holland definitiv werden sollte, läßt sich kaum mit Worten angeben. Von allen Wirkungen der französischen Julus-Revolution ist die Sendung dieses Staats von Holland bei weitem die verdröblichste gewesen. Ganz falsch scheint uns die Ansicht derer, welche in der belgischen Revolution eine Tochter der französischen sehen. Beide haben mit einander nichts weiter gemein, als den Kampf des Lichts mit der Finsterniß, diesen jedoch in umgekehrtem Verhältnisse. Wilhelm der Erste war kein Karl der Dritte. Jener wollte Aufklärung und Wohlfahrt für seine sämmtlichen Unterthanen; nicht in die Vergangenheit strebte er zurück, wohl aber strebte er in die Zukunft, und wenn er seinen edlen Bemühungen unterlag, so richtete dies nur dahin, daß er in dem verfinsterten Belgien auf Hindernisse stieß, die nur im Verlauf der Zeit überwunden werden konnten, und daß die Julus-Revolution diesen Hindernissen eine veräbergehende Kraft ließ, der Holland weichen mußte. Was wollte dagegen Karl

der Zehn? Das wäre Gegenheil durch Zurückführung des Gegenwart in die Vergangenheit, durch Wiederherstellung der Grundsätze und des Uberglaubens. Beide Könige unterlagen; aber sie unterlagen auf ganz verschiedene Weise: der erste dem Siege, den die Finsterniß des stärkeren Staatsheils seiner Monarchie über das Licht davon trug; der letzte dem Siege des Lichts über die Finsterniß, wie unweifelnd dieser Sieg auch bisher geblieben seyn möge — wie sehr er sich auch noch rechtfertigen muß vor dem Tribunal einer gesunden Politik. Die Folgen dieses Unterschiedes sind nicht ausgeblieben. Während Wilhelm der Erste mehr als jemals der Gegenstand einer allgemeinen Hochachtung und Verehrung geworden, und auf seinem angestammten Thron geblieben ist, irrte Karl der Zehnste im Auslande umher, ein Gegenstand unfruchtbarer Verbauung für diejenigen, welche zu ernennen versiechen, was ein erzwungenes Herabsteigen von dem Gipfel geistlich-politischer Größe in sich schließt.

Nur indem man diesen wesentlichen Unterschied aus der Sicht läßt, kann man, glauben wir, sich so leicht vernehmen, daß man Wilhelm dem Ersten einen Vorwurf daraus machte, daß er, als König der Niederlande auf Europa's Schicksal, der bestimmten Trennung Belgiens von Holland alle nur vernünftigen Schwierigkeiten in den Weg legt, und nicht gestatten will, daß man diese Trennung zu einem politischen Reform-Exempel herabwürdige. Einer rechtschaffensten Absichten sich bewußt, mag er mehr, als jeder Andere, darüber im Zweifel seyn, ob diese Trennung die glücklichen Folgen haben würde, die man sich davon verspricht. Wie oft ist die Diplomatie in dem Fall gewesen, den Herr

benutzen des Augenblicks nachzugehen! und wie viel Uebel ist aus dieser feigen Nachsichtigkeit entsprungen! Ob Holland in dem gegenwärtigen Zusammenhang der europäischen Dinge ohne Belgien fortzuexistiren könne, ist eben so problematisch, als ob Belgien jemals ein unabhängiges Königreich seyn und bleiben werde.

Eine Betrachtung dieser Art ist nur sehr sehr gerathen.

Sie ist jedoch nicht die einzige, die sich anstellen läßt, wie sehr sie auch für einen wohlwollenden König die Hauptbetrachtung seyn möge. Ein gerechtes Ehrgefühl führt nothwendig zu der Frage: wer entscheidet in diesem großen Verzeß?

Obgleich nun diese Frage wirklich aufzuwerfen wird, liegt nichts so sehr am Tage, als daß England und Frankreich die Hauptrollen spiel; ihre geographische Lage macht sie dazu. läßt sich nun aber wohl behaupten, daß beide mit voller Unparteilichkeit zu Werke gehen? England hat, wie alle seine öffentlichen Unterhandlungen und selbst die Worte seiner liberalsten Schriftsteller beweisen, noch immer nicht den Ansprüchen entsagt, die es, während des achtzehnten Jahrhunderts, als Heiler des europäischen Gleichgewichts angenommen und bis zum Jahre 1815 fortgeführt hat. Vermöge dieser Ansprüche aber ist der höchste Grundsatz seiner Politik kein anderer, als: *divide et impera*; und nach diesem Grundsatz steht es in der Trennung Belgiens von Holland nur eine Wohlthat für England, nicht eine für die europäische Welt, am wenigsten aber eine Wohlthat für die beiden zu trennenden Staaten. Frankreich's Beweggründe für eine Trennung Belgiens von Holland sind an-

dem Ver; doch dürfte ihnen der Charakter des Egoismus keinesweges fehlen. Durch die Vertheilung jener beiden Staaten in allen seinen kriegerischen Unternehmungen gehindert, wünscht es von einem solchen Hinderniß befreit zu werden, und die natürliche Folge davon ist, daß es die Trennung Belgiens von Holland aus allen Kräften begünstigt. Rußland, Oesterreich und Preußen würden hiernach die einzigen unparteiischen Richter in dem Prozesse sein, der zum Vortheil oder zum Nachtheil Wilhelm des Ersten entschieden werden muß; und da dieser Proceß seit fast drei Jahren unentschieden geblieben ist, so darf man annehmen, daß die vergrößerte Berechtigung ihrem Hauptgrund in dem Widerstande hat, den jene drei Mächte einer überlitten und selbstständigen Entscheidung geleistet haben. Außer allem Zweifel liegt, daß der Wunsch, den europäischen Frieden zu beschützen, ein Hauptbeweggrund ihrer Politik ist.

Haben nun Wilhelm der Erste diesen Nachhalt gefunden, hat man allerdings weniger Ursache, seine als Eigensinn und Halsstarrigkeit beschriebene Standhaftigkeit zu bewundern; hat er deshalb aber wohl auf, zu jenen großen und edlen Charakteren zu gehören, von welchem Seneca sagt, „daß ihr Kampf mit einemwürdigen Schicksal ein Schauspiel für Ewige sei!“ Wie die beliebteste Frage auch entschieden werden möge: immer läßt sich behaupten, daß König Wilhelm, selbst wenn er unterliegen sollte, die Achtung der besseren Zeitgenossen, vorzüglich aber der Nachwelt, finden wird. Und wie viel fehlt daran, daß durch eine partiellische Entscheidung dieser Frage der europäische Friede gesichert wäre! Ist England nicht in einer Reform begriffen, deren Ausgang kein menschlicher Verstand

vorherbestimmen kann? Und ist durch die Julirevolution für Frankreichs Ruhe und Gedeihen das Mindeste geleistet? Welche neue Stimme können sich erheben, für die es ganz anderer Beschäftigungsmittel bedarf, als eine Trennung Belgien von Holland in sich schließt!

Was ist von der zunehmenden Bevölkerung des Nordens zu halten?

Noch allen angestellten Vergleichen ist Europa von den fünf Erdtheilen, derjenige, der die meiste bewohnbare Oberfläche in sich schließt.

Wollte man jedoch aus dieser Thatsache folgern, daß es für den Fortschritt der Verdichtung Europa's, verglichen in gewissen Ländern dieses Erdtheils, keine Bedenken geben so würde man in einem ernstlichen Irrthum verfallen.

Man hat in dieser Beziehung am häufigsten Rußland angeführt; doch, da dieses ausgedehnte Reich, sogar in Europa, einen so großen Theil seiner Ausdehnung in den Eis-Regionen hat: so können mehr seiner Provinzen aus diesem Grunde, andere wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens, immer nur schwach bevölkert seyn.

Ehe wir aber auf die Sache selbst eingehen, müssen wir bestimmen, was man unter dem Ausdruck „Nord-Europa“ zu verstehen hat; denn die verschiedene Auslegung dieser Benennung ist die Quelle so vieler falscher Urtheile, die Tag für Tag vorkommen.

Wörtlich kommt diese Benennung nur denjenigen Ländern zu, welche im Norden des baltischen Meers gelegen sind, so wie denjenigen Provinzen Rußlands, welche über den 58. Grad der Breite hinaussiegen.

Der allen Dingen muß man sich über diesen Punkt

verständigen, weil das Wort „Nothen“ verschiedene Bedeutungen hat, je nach den Schriftstellern, die es gebrauchen.

Am unrichtigsten wird dies Wort angewendet, wenn die Rede ist von den Völkern, welche im fünften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das westliche Niderreich verheerten und ausfüllten. Man hält noch immer die Vorstellung fest, daß diese Völker aus dem tiefsten Norden, namentlich aus der skandinavischen Halbinsel, gekommen seien: ein Irrthum, den man vermeiden würde, wenn man sich die Grundsätze der physischen Geographie vorgegenwärtigen wollte. Ein großer Theil der nördlich im Norden Europa's gelegenen Länder hat niemals die Wiege jener Barbaren sein können, welche durch wiederholte Schläge das Niderreich anstürzten; denn das menschliche Geschlecht kann sich nicht in Regionen vertheilen, wo der Erdboden sich nicht bepflanzen läßt, und wo sogar die Viehzucht unmöglich wird. Dem weisen Kocher wird in einem Wörterbuch der Naturwissenschaft gesagt: „Die Kälte verhindert die Entwicklung der Zeugungsfähigkeit eben so sehr, als sie die Blüthe der Pflanzen hintertreibt.“

Die römischen Schriftsteller, welche über die Verheerung der Barbaren berichtet haben, wohnen in Italien; für sie aber war jedes über die Alpen hinausgelegene Land der Norden. Wer indem die neueren Schriftsteller, ohne auf diesen Umstand zu achten, die Namensarten der römischen Geschichtsschreiber wiederholten, konnte sich die Vermuthung feststellen, daß die Volksschwärme, welche das Niderreich anfüllten, aus Skandinavien gekommen seien. Dem Präsidenten Montreuil muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er auf diesen Irrthum niemals

eingegangen ist. Nach ihm ging die Zerstörung des Nördens von den Germanen aus; und da Germanien im fünften Jahrhundert nach Osten hin eine weit größere Ausdehnung hatte, als das gegenwärtige Deutschland, und da unter Germanen (Gothmannen) nur Wölker gedacht werden können, welche noch keine feste Wohnsitz gefunden hatten, und ihr Bedürfnis durch Krieg befriedigten: so leuchtet nur um so deutlicher ein, weshalb Scandinavien nicht das Land war, aus welchem die Zerstörer des Nördens hervorgingen.

In Wahrheit, man kann nur darüber ersinnen, daß es in unseren Tagen noch Schriftsteller giebt, welche es für möglich halten, daß kalte und unfruchtbare Länder an Völkervermehrung leiden können, während die fruchtbaren Küste des Südens nicht sehr ungleich weniger bevölkert sind, als sie es seyn könnten. Ein Vetrohner Schwedisch oder Norwegisch würde wahrlich große Wagnis machen, wenn er in einem zu Paris im Jahre 1817 gedruckten Buche läse, „daß die Finnen, die Lestonen, die Esten, die Letten, die Litauer, die Preussen, die Pommern, die Dänen, die Schweden, die Engländer, die Holländer, die Franzosen, die Portugiesen u. s. w. Länder der Nationen getroffen sein, die aus den Eis-Regionen Scandinaviens, vorzüglich aber aus dem chetischen Oberland und von den Ufern des baltischen Meeres ausgegangen sind.“ Darf aber der Philolog nicht auch den Kopf schütteln, wenn er in Rudolfs Atlantis verzeichnet findet, „daß in Europa die keltische Familie ihren Herd nach Schweden zu und nach den Gebirgen des Nordens hin hatte?“ Alerdings hat Saxe Grammaticus dergleichen behauptet; allein wie stand es um die Zeit dieses Schriftstellers

um die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner? Nordstedt geht sogar noch weiter; denn, in der skandinavischen Halbinsel findet er den Ursprung aller Völker; Schweden ist von allen Ländern zuerst bewohnt worden; es ist Platons Atlantis, und Griechen und Römer verdanken den Skandinaviern ihre Mythologie und ihr Priesterthum. Was Entschuldigung verdient, sobald man erwägt, daß Nordstedt schon im Jahre 1762 starb, darf nur als lächerlich erscheinen, wenn es im Jahre 1817 in der Hauptstadt Frankreichs von neuem aufgetischt wird.

Dürfen — so oft von natürlichen Dingen, aber auch von gesellschaftlichen Erscheinungen die Rede ist — die Aufträge der höchsten Schriftsteller entscheiden: so würden im Gebiete der Wahrheit Fortschritte ganz unmöglich werden. Schwedens frühere Bevölkerung betreffend, müßte man wiederum auf den Inhalt jenes Werks zurückgehen, das den Titel führt: *de gotica gentis Origine ac Rebus gotis*, und dem Geszten Jernandes zum Verfasser hat. In diesem Werk ist die Rede von der Insel Scania (Schonen, Schonen) und von ihr wird ausgesagt, sie sei *quasi officina gentium, certe velut vagina nationum, ex qua Gothi quondam, cum rege suo Berich, memorantur egressi*. Welche Aussagen! Selbst wenn man in der Provinz Schonen das ganze Südgothland wieder finden will: welche Unkenntniß der Erdschreibung bricht daraus hervor, daß Jernandes diese einzelne Landschaft mit der ganzen skandinavischen Halbinsel verwechselt! Das einzige, was man sagen kann, ist, daß Süd-Gothenland schon im sechsten Jahrhundert von allen Theilen Schwedens aus walden angebauet und bevölkert war, wie dies noch jetzt der Fall

ist; folgt aber daraus im Mindesten, daß es officina generum gewesen sei! Schweden erstreckt sich von 38—49° Länge und von 59—70° Breite; der Flächeninhalt beträgt, nach der wahrscheinlichsten Berechnung, über 14,000 Geviert-Meilen. Wie bedeutend ist nun auf diesem wahrlich nicht geringen Raum die Bevölkerung, sitzt in unserm Lager, wo Leben und Fortpflanzung unendlich mehr gesichert sind, als in jeder früheren Periode? Sie grüßt schwermüthig über den Willen hinaus, während Frankreich auf einem weit geringeren Flächenraume 32 Millionen zählt.

Man hat gesagt, Schwedens geringe Bevölkerung rühre von dem Mangel blühender Städte her. Doch wehrt rübet der Mangel blühender Städte? Zugesehen, daß in ihnen die stärkste Aufzuehung für den agrikultorischen Fluß enthalten ist, muß man, auf der andern Seite bekennen, daß sie immer nur aus dem Ueberschuß des agrikultorischen Produkts über das Ernährungs-Verdriß hervorgehen. Hierüber entscheidet die einfache Thatsache, daß da, wo Jagd und Viehzucht die einzigen Nahrungsquellen einer Welt sind, keine Städte angetroffen werden. Auf der skandinavischen Halbinsel ist kaum noch etwas merkwürdiger, als die Abnahme der Bevölkerung nach Maßgabe der zunehmenden Unfruchtbarkeit des Bodens, je mehr man sich dem Norden nähert: ein auffallender Beweis, daß der menschliche Fluß nicht Hindernisse überwinden kann, die mit natürlichen Gesetzen in Verbindung stehen. Norrland, dieser über die Provinz Schweden hinausgelegene Theil der skandinavischen Halbinsel, kennt zu Anfang alle übrigen Abtheilungen; doch weil Menschenkraft hier der Hauptkraft

der Production ist, und der Ackerbau kaum in Betracht gezogen zu werden verdient: so ist die Bevölkerung so unbedeutend, daß nur das noch nichtlicher gelegene Lappland eine noch dünnere und dürftigere darbietet.

Wie ist es also möglich, anzunehmen, daß im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die tapferen Söhne des Nordens — die Einbern, die Hunnen, die Goten, die Vandalen, die Alanen, die Westgothen und alle die tapferen Gescklechter, welche, gleich tobenden Wüthen, in das gemüthete Römerreich einbrachen — aus diesen nordischen Gegenden gekommen seien? Es fehlt uns gänzlich an gleichmäßigem Nachschuß über den gesellschaftlichen Zustand der Bewohner des Nordens in diesen früheren Perioden. Das bei sich jedoch wird fest, nämlich, daß die Bevölkerung dieser Gegenden vor mehr als vierzehn Jahrhunderten nicht einmal so stark seyn konnte, wie sie gegenwärtig ist, weil alle die Hülfsmittel fehlten, welche die Zivilisation giebt: Hülfsmittel, welche aus den Erfindungen — nicht eines einzelnen Volkes, sondern des menschlichen Geschlechts in seiner Allgemeinheit hervorgehen pflegen. Das Beispiel der skandinavischen Halbinsel beweiset abeigend, daß die Fortschritte in der Bevölkerung, welche von der Zivilisation herrühren, sich sehr beschleunigt bleiben, wenn sie nicht von einem ergiebigen Boden unterstützt werden. Schwedisch stellt sich dasselbe Phänomen in Ländern ein, welche viel vortheilhafter gelegen sind. In Frankreich zählt das Departement der hohen Alpen auf 250 französische Quadratmeilen nur 129,000 Bewohner. Dies Departement liegt unter dem 45. Grad der Breite; allein es ist gebirgig, und

ob man gleich in weitem seiner Thäler Wein erzeugt, so haben doch die meisten einen acht-monatlichen Winter anzuhalten, und der Boden ist unfrosthafte.

Entsetzt demnach die Frage, ob die Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel jemals so zunehmen könne, daß das nördliche Europa neue Lebenserwartungen zu besitzen habe: so ist, glauben wir, diese Frage für eine ganze Ewigkeit beantwortet.

Dasselbe gilt von dem europäischen Rußland. Schriftsteller, welche von der Schinnre einer grenzenlosen Vermehrung des menschlichen Geschlechtes eingenommen sind, ohne die Bedingungen derselben sorgsam zu berücksichtigen, haben durch Verrechnung herausgebracht, daß, nach einer gewissen Reihe von Jahren, dieser Theil des russischen Reichs nicht weniger als 240,000,000 Einwohner zählen werde. Nun wohl! die Bevölkerung des europäischen Rußlands soll zunehmen; doch nach welchem Naturgesetz? Denn dies bleibt stets die Hauptfrage.

Gegenwärtig beträgt diese Bevölkerung 43,000,000 auf mehr als 90,000 Quadratmeilen. Am dichtesten ist dieselbe in den Provinzen des Mittelpunkts, d. h. in der Umgebung der alten Hauptstadt; und hier macht sie schnelle und wahrlich überraschende Fortschritte. Storch in seinem Gemälde Rußlands bemerkt mit vollem Rechte, daß, wenn die besten und fruchtbarsten Provinzen dieses Reichs alle so stark bevölkert wären, wie die Gubernienst Kaluga, Tula und Tschernigow, der europäische Theil desselben mehr als 100,000,000 Bewohner in sich schließen würde. Allein er fügt hinzu: „der bevölkerste Theil Rußlands liegt zwischen dem 49. und 58. Grad Breite. Die Bevölkerung

nimmt ab, je mehr man sich dem Norden und dem Eismeere nähert. Gewisse Gegenden sind unbewohnbar wegen der Strenge des Klimas; und selbst in denjenigen, welche der angenehmen Temperatur genießen, hat Mangel an Holz und an Wasser alle Versuche vereitelt, welche gemacht werden sind, um sie zu bewohnen. In andern Provinzen wird die Verlebensart der Menschen von der Natur so wenig begünstigt, daß sie verlassen von allen Hülfsmitteln, sich genöthigt gesehen haben, ihre Bedürfnisse aufzugeben. Weß entfernt, daß man sagen könnte, diese Gegenden seien entvölkert, könnte man, da die Bevölkerung überall relativ ist, behaupten, sie seien bevölkert in so hohem Grade, als die Umstände es erlauben; denn eine größere Anzahl von Menschen, als die, welche relativ vorhanden ist, konnte nicht subsistiren.“

Die Provinzen im Norden der 58. Parallele sind in der That sehr schwach bevölkert, wie folgende Data beweisen:

Norwegen	hat auf	22,350	franz. Geviertmeil.	802,300	Einw.
Lappland	— —	9,700	— — —	350,000	—
Grönland	— —	34,250	— — —	263,000	—

Der Umfang dieses letzteren Gouvernements kommt dem österreichischen Kaiserthum gleich und ist größer als Frankreich, die Schweiz, Belgien und Holland zusammen.

Finland, welches gleichfalls im Norden der 58. Parallele gelegen ist, hat 1,380,000 Einwohner auf 15,910 franz. Geviertmeilen; sein Umfang ist beträchtlicher als Großbritannien und Island. Kann man also wohl im Ernste behaupten, daß die Erde einen Ueberfluß an Menschen ent-

zeugt? Muß man den Anhängern des Herrn Malibon nicht den Vorwurf machen, daß sie von Wirkungen reden, die keine Ursachen haben?

Werfen wir jetzt einen Blick auf einige Provinzen des europäischen Rußlands, die zwar ein günstiges Klima haben, damit aber einen Boden verbinden, der sich gegen die Fortschritte der Bevölkerung auflehnt.

Saratow hat auf 11,700 franz. Gebietsm. 1,333,500 Einw.

Astrachan — — 8,610 — — 227,700 —

Das Land der donischen

Kosacken hat auf 10,038 — — 368,800 —

Der Kaukasus — 6,200 — — 146,500 —

Zwei dieser Provinzen sind fast eben so groß, als Preußen; werden diesem aber in der Bevölkerung nie gleich kommen. Ueberhaupt sollte, wer über die fortschrittliche Bewegung der russischen Bevölkerung spricht oder schreibt, gewisse sehr wesentliche Betrachtungen nicht aus den Augen verlieren.

Wir entlehnen diese aus dem Werke Storch's, dem man wahrlich nicht den Vorwurf machen kann, daß er darauf ausgegangen sei, das russische Reich in Mißverhältniß zu bringen.

Dieser Schriftsteller ist der Meinung, daß, mehreren Thatsachen gemäß, man nicht annehmen dürfe, die Sterbenslisten würden mit eben so viel Sorgfalt geführt, wie die Geburtslisten (Band I Seite 270 der französischen Uebersetzung). Dies mag sich jedoch geändert haben. An einer andern Stelle führt Storch an, daß auf 1000 Personen von 20 bis 60 Jahren 817 zu Petersburg sterben, was, bei gleicher Anzahl, 273 Individuen mehr giebt, als in

andern Hindern, und es mehr, als selbst zu denken, wo die Sterblichkeit viel größer ist, als in allen andern großen Städten. Dies traurige Ergebniß bekräftigt sich jedoch nicht auf die Hauptecke; denn Storch bemerkt, daß noch den Sterblichkeitslisten diese vielfältigsten Todesfälle vorzüglich das mörderische Geschick treffen, und entweder von hitzigen Fiebern oder von der Schwindsucht herbeigeführt werden, welche eine Folge des übermäßigen Genusses spiritüöser Getränke ist.

Derselbe Schriftsteller bemerkt noch, daß der ersannliche Anbruch der Bevölkerung, der nach amtlichen Sterblichkeits- und Geburt-Listen im Reiche Statt finden soll, Zweifel über die Genauigkeit und Zuverlässigkeit dieser Listen erregen kann; im Uebrigen räumt er ein, daß diese ungemeine Vermehrung nicht heilighelg sei. Was soll man dazu sagen?

Von den beiden großen Hindernissen der zunehmenden Bevölkerung Rußlands besteht das eine in der Strenge des Klima's oder in der Unfruchtbarkeit gewisser Provinzen; das andere in der Leidenschaft der Nation für starke Getränke. Man thut die Regierung zwar alles, was in ihren Kräften steht, dem ersten dieser Nachtheile abzuhelfen; und dabei mag ihr das Eine und das Andere gelingen. Was jedoch den zweiten Uebelstand betrifft, so läßt er sich nicht durch Ermahnungen beseitigen, und soll er jemals verschwinden, so muß die Masse des Volks durch Einrichtungen, von welchen eine bessere Unterweisung eine notwendige Folge ist, dahin geführt werden, daß ein lebendiges Gefühl von Necessitäten in ihr wecket. So lange es hierin in Rußland fehlt — und fehlen wird es daran, so lange trübigen-

schafte-Verhältnisse die Grundlage seines gesellschaftlichen Zustandes bilden — ist von dem Uebermaß seiner Bevölkerung nichts zu befürchten; und zwar um so weniger, weil das Hinderniß, das Klima und Boden in sich schließen, nie in so großer Allgemeinheit überwinden werden kann, daß seine Verwandlung in ein Föderungsmittel denkbar wäre. Aufgefaßt von der politischen Seite, auscheiden das Verhältniß der Bevölkerung zum Territorial-Umfang der Reiche um so mehr, weil da, wo auf der Geradenlinie die meisten Einwohner kommen, auch stets ein höherer Grad, nicht bloß der Einsicht, sondern auch von Vaterlandsliebe vorausgesetzt werden darf: ein Grad, der gewaltigen Invasionen, wenn diese im neunzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung überhaupt noch möglich sind, mit eben so viel Entschlossenheit als Erfolg begegnen kann.



